



# Feuerwurm

Jan Watson

*Theodoretus Curationis affectionum  
carum libri duodecim*



Roman

BLITZ

**Ian Watson**

# **FEUERWURM**

Roman

Aus dem Englischen von  
Michael Plogmann

BLITZ-Verlag, Windeck

BLITZ-Verlag  
Postfach 1168 • 51556 Windeck Fax: 02292/6340 •  
[www.BLITZ-Verlag.de](http://www.BLITZ-Verlag.de)



Sollte Ihre Bezugsquelle nicht alle unsere lieferbaren Titel  
verfügbar haben, können Sie im Internet oder bei unserem  
Auslieferdienst bestellen:

Romantruhe-Buchversand • Hermann-Seger-Straße 33-35  
50226 Frechen • Fon: 02234/273528 • Fax: 02234/273627

E-Mail: [Info@Romantruhe.de](mailto:Info@Romantruhe.de)

Die Auslieferung erfolgt kostenfrei auf Rechnung  
ins In- und Ausland.

1. Auflage Originaltitel: *The Fire Worm*

©1988 by IanWatson

© dieser Ausgabe 2000 by BLITZ-Verlag

Chefredaktion: Frank Festa

Umschlaggestaltung: [www.babbarammdass.de](http://www.babbarammdass.de)

Druck und Bindung: Westermann Druck Zwickau GmbH

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-89840-901-5

Als Psychotherapeut hat sich John Cunningham, der selbst nicht an Wiedergeburt glaubt, auf die Reinkarnationstheorie spezialisiert und lässt seine Patienten unter Hypnose aus ihrem früheren Leben erzählen. Unter Pseudonym schreibt er Horrorromane, dessen Motive er verbotenerweise aus den Traumata der Patienten schöpft. Tony, der seit Jugendzeit unter Angstvisionen leidet, berichtet von unheimlichen Ereignissen in einem nahen Küstenort, wo in einer Felshöhle ein Monsterwesen hausen soll. Seine Schilderungen von Wiedergeburten führen bis ins 14. Jahrhundert zu einem Medicus zurück, der offenbar bei alchimistischen Experimenten eine Wurmkrake erschaffen haben soll, die Menschen mental beeinflussen und zu sich in den Felsen ziehen kann. Die unglaublich scheinende Story gewinnt mit jeder Hypnosesitzung an Realität. Starker Tobak, was Watson in seinem 1988 entstandenen fantastischen Horrorroman zum Besten gibt, doch die im Stil einer klassischen Gothic Novel verfasste Geschichte ist spannend und intelligent aufbereitet und dürfte für Grusel-Fans lohnend sein.

*Psst, Jungs, seid mal ruhig  
Und ich erzähl euch 'ne schreckliche Mähr  
Psst, Jungs, seid mal ruhig  
Und ich erzähle euch von dem Wurm.*



# 1

Gespannt beobachtete ich Tony Smith, als er die Geschichte las, die ich unter meinem alter ego Jack geschrieben hatte. Einige Male zitterte Tony unkontrolliert, an anderen Stellen schien er kurz davor, sich zu übergeben.

Jack hatte die Geschichte ›Die Höhle des kettenrasselnden Tynesiders‹ genannt, und ich hatte sorgfältig darauf geachtet, daß er den Titel nicht noch länger machte. Dies war die Geschichte, die Tony vor einer Woche unter Hypnose in den Kassettenrecorder gesprochen hatte; die Geschichte seines früheren Lebens.

Nebenbei gesagt ist Tonys richtiger Name nicht Smith. Der Nachname ist hier aus Gründen des Patientenschutzes geändert worden.

Und ich selbst habe auch mehr als eine Identität. Einerseits bin ich John Cunningham, ein Psychiater, der sich auf die »Therapie der vorangegangenen Leben« spezialisiert hat, oder die Reinkarnationstherapie, wie man sie auch nennt.

Mein anderes Ich ist Jack Cannon, Autor von Horrorromanen. Jack ist mein Pseudonym, von dem niemand weiß.

Bevor ich Tony kennenlernte, hatte ich meine beiden Persönlichkeiten immer klar voneinander getrennt gehalten. Das war nicht schwierig. Patienten, die man mit der Reinkarnationstherapie behandelt, entwickeln dabei keine Horrorszenarien. Das ist in der Therapie nicht angelegt. Sie bedienen sich des großen Sammelsturiums von Erinnerungen in ihrem Kopf (Szenen aus Filmen und Fernsehen oder aus Büchern, die man bewußt schon lange vergessen hat) und

bauen sich daraus ein anderes Leben in der fernen oder auch nicht so fernen Vergangenheit zusammen. Mit Hilfe dieses vorherigen Lebens lassen sich die Probleme aufdecken und diskutieren, die sie in ihrem jetzigen, realen Leben haben. Das was sie so produzieren, sind also historische Hirngespinnste, keine Horrorgeschichten.

Soll Jack doch einmal ein Interview mit mir durchführen:

Jack: »Wie wirkt RT also? Diese Therapie der vergangenen Leben, mit der Sie arbeiten?«

John: »Ein Patient kommt in meine Praxis, weil er eine psychologische Blockade hat. Etwas, das ihn quält, an dem er scheitert. Und dann...«

John: »Dann setzen Sie ihn unter Hypnose und reden ihm ein, daß er oder sie sich an ein früheres Leben erinnern kann.«

John: »Das ist richtig. Die Patienten erleben eine frühere Epoche. Sie sind davon überzeugt, daß sie in dieser Zeit gelebt haben. Sie bevölkern diese Epoche mit Charakteren, die sie auch in der Realität kennen. Sie erleben in dieser Zeit die Ereignisse, die in ihrem realen Leben Traumata darstellen, und können sie so verarbeiten und überwinden.«

Jack: »Aber was Sie angeht, so sind das alles Erfindungen Ihrer Patienten. Sie glauben selbst nicht an Reinkarnation, oder? Wie können Sie dann mit reinem Gewissen RT praktizieren?«

John: »Während einer Therapie glaube ich vielleicht sogar daran – so wie ein Romancier an das glaubt, was er schreibt, während er es schreibt.«

Jack: »Und Sie helfen den Patienten nicht dabei, ihre Geschichten zu entwerfen?«

John: »Aber nein. Ihre eigene Kreativität bricht sich so Bahn. Die vergangenen Leben, an die sie sich erinnern, sind oftmals die stärksten Ausprägungen künstlerischer Gestaltung, die diese Menschen in ihrem ganzen Leben aus sich herauslassen.

Manchmal auch die einzigen Ausprägungen. Das ist der Grund, warum diese Form der Therapie fast ausschließlich positiv und lebensbejahend wirkt, selbst wenn es in den früheren Leben um Elend und Tragödie geht. Es ist, als würde man laut vor sich hin träumen, auf eine Weise, wo man aus diesem Traum auch noch lernt. Meine Aufgabe liegt darin, eine Bühne für den Traum zu schaffen, gewöhnlich durch Hypnose. Und dann helfe ich diesen Menschen dabei, ihre vorangegangenen Leben zu interpretieren.«

Jack: »Ohne dabei den Schwindel aufzudecken. Sie lassen sie auch weiterhin an die Reinkarnation glauben.«

John: »Nun, das muß ich ja wohl, oder? Ich möchte hier auch betonen, daß RT oftmals gerade da besonders gute Therapieergebnisse zeigt, wo die orthodoxe Psychiatrie versagt hat. Schlußendlich gesehen ist jede Form von Analyse eine Fiktion. Es ist eine von vielen möglichen Konstruktionen. Der Freudsche Ansatz kann ideal sein, um die gestörte Psyche von Patient A zu heilen. Bei Patient B, der andere Probleme hat, wirkt er aber vielleicht gar nicht. Ein Jungscher Ansatz mag Patient B helfen, vielleicht aber auch nicht. Keine psychiatrische Schule kann für sich ein Monopol auf die richtige Therapie reklamieren. Also: *Falls es funktioniert, arbeite damit*. Angenommen, eine Freudsche oder Jungsche oder Adlersche Analyse ist an ihre Grenzen gestoßen, dann ist es eben Zeit für RT.«

Jack: »Aber trotzdem impfen Sie Ihren Patienten ein neues Glaubenssystem ein – das an Reinkarnationen, an mehrere Leben...«

John: »Ich kann Ihnen versichern, daß das selten zu einem Konflikt führt. Im Grunde ihres Herzens glauben die meisten Menschen, daß sie auf die eine oder andere Art unsterblich sind. Wenn dann anscheinend überzeugende Beweise dafür aus ihnen heraussprudeln, dann erstaunt sie das nicht sonderlich –



es ist eher eine Form der Bestätigung. Ich leite nur die Sehnsucht nach Unsterblichkeit in bestimmte Bahnen.« Jack: »Die Sie anderen vorschreiben, aber für sich selbst leugnen.« John: »Falls jemand haltlos in der Ungewißheit schwebt, ist es vielleicht gar nicht so schlecht, wenn diese Person zu einem Glaubenssystem findet. Die Menschen funktionieren nun einmal nicht effektiv, wenn sie nicht das eine oder andere Glaubenssystem haben, das ihrem Leben Halt gibt. Mein System hat dabei einen großen Vorteil gegenüber allen anderen Glaubensrichtungen, egal ob es sich um fundamentalistische Christen, Marxisten oder was auch immer handelt: In meinem System gibt es keine Dogmen. Das einzige Credo ist das *Karma*, die Idee, daß die Handlungen in unserem Leben von Bedeutung sind und einen prägenden Einfluß auf unsere Psyche haben. Und das kann nun wirklich niemand bestreiten. Und es kann auch nur zu einem gesteigerten Gefühl der Verantwortung führen – sich selbst und auch anderen gegenüber.«

Jack: »Vielen Dank Dr. Cunningham. Der Zeuge ist hiermit entlassen.« John: »Das bist du jetzt auch, Jack. Deine Aufgabe ist erfüllt.« Tony war Anfang Dreißig, mit lockigem, flachsblondem Haar, auf dessen Pflege er erkennbar Mühe und Sorgfalt verwandte. Das waren seine Aktiva. Obwohl er sich gepflegt gab – ein gutgeschnittener hellgrauer Anzug, ein gestreiftes blaues Hemd mit graubrauner Leder-Krawatte und modischen grauen Sportschuhen – wirkte er doch trotz allem wie ein unreifer, linkischer Jugendlicher mit einem zerknautschten, pickligen, blutunterlaufenen Gesicht. So würde Jack ihn in einer Geschichte beschreiben.

Wie ich erwartet hatte, brauchte er geraume Zeit, um sich durch all die Seiten zu arbeiten...

*Die Höhle des kettenrasselnden Tynesiders – Anfang*

Die Kinoleinwand: ein graues Eiland inmitten der grauen Südsee. Plötzlich eine Lichtkugel, eine kochende Dampfwolke wabert in den Himmel. Unmittelbar darauf erzittert die Leinwand unter dem Ansturm eines allesverschlingenden, tobenden Hurrikans.

»Dies ist der erste Augenblick des thermonuklearen Zeitalters.« Der Wochenschausprecher war so selbstsicher und leidenschaftslos wie immer.

Ted Appleby fühlte beim Freisetzen dieser Energie ein ehrfürchtiges Schauern, das seinen ganzen Körper durchströmte. Der Elfjährige nahm den Rest der Nachrichten kaum noch wahr: Die Queen auf einer Rundreise durch ihr Commonwealth; die französische Fremdenlegion, die in einem obskuren Land namens Indochina eine Schlacht verlor; britische Soldaten, die erfolgreich Mau-Mau Sympathisanten in Kenya zusammentrieben; eine Leichtathletin, die eine Aschenbahn entlanglief.

Die thermo-nukleare Explosion tobte in Ted weiter und suchte nach einem Ventil, einem Auslaß.

Der Vorhang glitt vor der Leinwand zusammen, und seine Falten leuchteten pink und orange und grün auf, an den Stellen, wo die letzten Signale von der Filmspule sie trafen. Die großen modernen Kronleuchter flammten auf und beleuchteten Papyrus-Säulen und Mosaike in nachgeahmtem ägyptischen Stil. Eine Platte mit *Charmaine* vom Orchester Mantovani wurde aufgelegt.

Ted schloß sich dem Trupp Kinder an, die von ihren Sitzen sprangen und sich tobend durch das Foyer quetschten, um auf den Stufen aus Marmorimitat vor dem Eingang einem angenehm windigen Junimittag entgegenzutreten.

Zu dieser Matinee war er allein gekommen. Wie er schon fast erwartet hatte, stand Gavin ein Stück weiter die Straße herunter und tat so, als würde er sich das Schaufenster eines Zeitschriftenladens ansehen. Gavin wollte nicht, daß andere Jungens, die vielleicht sogar auf die gleiche Schule gingen, sahen, wie sie sich trafen. Ted trödelte daher ein wenig, bis die anderen alle gegangen waren.

Es war immer so, wenn der ältere Junge mit Ted zusammentraf: Gavin wollte, daß sie sich allein trafen, daß sie allein miteinander reden konnten. Gavin Percy war sechzehn. Zwei Wochen zuvor hatte eine Gruppe von anderen Sechzehnjährigen Gavin dabei überrascht, wie er mit Ted redete, während er vermeintlich mit ihm allein war. Die anderen Jungs hatten ihn verspottet. »Na, hast du 'ne große Schwester, Ted?«

Hatte Ted tatsächlich: Helen. Er nickte. Soweit er wußte, hatte Gavin sie noch nie getroffen. »Percy ist hinter ihr her – paß bloß auf!« Gavin war rot vor Verlegenheit geworden. »Er muß doch hinter ihr her sein, oder?« Ted hatte den Nervensägen beige pflichtet. Gavin schien erleichtert, daß Ted begriffen hatte, erleichtert über die Komplizenschaft mit seinem jungen Freund.

In der Schule, einer Ganztagschule nur für Knaben, wurde häufig schmutziges Zeug über Mädchen erzählt. In der letzten Zeit war Ted immer mehr an Mädchen interessiert, wobei er offenbar seine eigene Schwester nicht zu dieser Gattung zählte, obwohl die Mysterien ihres Lebens die anderen Jungen um so brennender interessierten. Bill Gibbon erzählte, daß sein älterer Bruder Brian und dessen Freunde zu einem dieser Freunde

nach Hause gegangen waren, während die Eltern im Kino saßen. Sie hatten dann Tinte über dessen Schwester geschüttet und sie dann komplett gebadet, bis alles wieder abgewaschen war. Und dann hatten sie eine Karotte in sie hineingesteckt und weißes Zeug in das dreckige Badewasser gespritzt, in dem sie lag. Und danach, so erzählte Bill, nachdem sie sie dann komplett abgetrocknet hatten, hatten sie ein Stück Karotte an einem Faden befestigt und in sie hineingesteckt, damit sie kein Baby bekam, und dann hatten sie ihre Schwänze in sie hineingesteckt. Als Ted Gavin von diesem Spiel erzählt hatte, hatte Gavin wütend reagiert – verärgert darüber, daß sein Freund überhaupt an so etwas dachte.

In Teds Klasse waren Sackkämpfe bei einigen der Jungs äußerst beliebt, allen voran bei Gibbon, der einmal seinen Schwanz während der Schulstunde hervorgeholt hatte, im Schutz seines Schultisches. Ted hielt sich von diesen Sackkämpfen fern, die äußerst schmerzhaft waren. Zwei Kämpfer standen sich gegenüber, jeder mit einer Hand vor seinen in Hosen eingehüllten Hoden. Und dann stürzten sie aufeinander zu, um die Verteidigung des anderen zu durchbrechen und ihm die Eier zusammenzuquetschen. Der Verlierer jaulte immer vor Schmerzen.

»Hallo«, sagte Ted zu Gavin.

Im Schaufenster des Zeitschriftenladens lagen einige ausgeblichene Western-Hefte und Kriegsromane, eine Auswahl an Stiften und Füllern und eine Kiste, die mit rotem Krepppapier beklebt war. Auf der Kiste standen ein Glas mit Wasser und ein gelber Plastik-Straußenvogel, der nur ein paar Zentimeter groß war. Der Strauß tunkte langsam seinen Schnabel in das Wasser und richtete sich dann auf, tunkte ein, richtete sich wieder auf...

»Ich frage mich, wie das funktioniert?« überlegte Gavin.  
»Ein Perpetuum Mobile ist wissenschaftlich unmöglich. Das

muß was mit dem Wasser und dem Sonnenlicht zu tun haben, vermute ich.«

Ted starrte das Ding mit ängstlicher Faszination an. Dieser Vogel Strauß erinnerte ihn... an den Kran auf dem Pier!

Von da, wo sie jetzt standen, konnte er den Pier nicht sehen. Der Kirchturm am Ende der Straße stand im Weg, genauso wie das Miniatur-Gibraltar, auf dem sich das Schloß befand, der kleine Sportplatz und die Ruinen der Abtei. Wenn man am Kirchturm rechts ging und die steile Straße hinabschritt, an der die grasbewachsenen Abhänge sich entlangzogen, die einmal der Schloßgraben gewesen waren, kam auch der große Nordpier aus Granitblöcken in Sicht, an dessen Ende im Meer der hohe, weißgetünchte Leuchtturm stand.

Der klobige, drehbare Kran hockte auf mehreren rostigen Schienensträngen, die sich über die Mitte des Piers hinzogen, sowohl links wie auch rechts. Jeder, der zum Leuchtturm hinauswollte, mußte unter der drohenden, stählernen Brücke hindurch und dann am 30 Meter langen Arm entlang. Heutzutage rollte der Kran nicht mehr hin und her, und der Arm schwang auch nicht mehr auf See hinaus. Warum hatte er das früher getan? Um die Boote auszuladen, die früher an dem niedrigen Steinpier angelegt hatten, in sicherer Entfernung zu den Untiefen der Black Midden Rocks.

Dutzende unterarmdicke Stahlseile ketteten den Kran an eiserne Ringe, die im Fundament der Steinkonstruktion eingelassen waren. An diesen Punkten war der Granit orange gefärbt, wo das Salzwasser das Eisen zerfressen hatte. Der Kran mußte angekettet werden wie ein mechanischer Samson, damit die Winterstürme ihn nicht in die Bucht kippen konnten. Wilde Wogen brandeten manchmal über die Spitze des Krans hinweg, sogar über die Spitze des Leuchtturms. Vielleicht

konnte sich die Maschine auch gar nicht mehr bewegen, vielleicht war sie festgerostet. Ted hoffte das sehnlichst, aber er wagte es nicht, daran zu glauben. Jedesmal, wenn er mit seinen Eltern und Helen an einem sonnigen Sonntagnachmittag einen Spaziergang zum Leuchtturm machten mußte, waren die wenigen Schritte unter dem Kran und seinem Arm hindurch eine Tortur. Er war sich sicher, daß die vielen Räder des Krans quietschend zum Leben erwachen würden, daß sie auf ihn zurollen, daß der Arm mit baumelnden Stahlketten wie Krakenarmen nach ihm greifen würde, um ihn zu zermalmern, zu zerquetschen. Er hatte schon etliche Alpträume von diesem stählernen Giganten gehabt, der von dieser Stelle aus die See bewachte.

Ted stellte sich eine thermo-nukleare Explosion vor, die dieses Stahlmonster auf die See hinausschleuderte, dahin, wo der Fluß auf das Meer traf und das Wasser am tiefsten war. Dort würde das Monster sicher ertränkt werden, obwohl manche Teile immer noch herausragen mochten.

Teds Vater hatte ihm erzählt, daß ein Tunnel quer durch den ganzen Pier verlief; deshalb waren da diese Glasbausteine, die in regelmäßigen Abständen immer wieder in den Granit eingelassen waren. Aber wie konnte man, und sei es nur im Traum, in diesen Tunnel gelangen, der Sicherheit vor dem Kran bot?

Der Vogel Strauß steckte seinen Kopf in das Wasserglas, richtete sich wieder auf, tauchte unter, stellte sich auf, mit hypnotisierender Gleichförmigkeit.

»Ich habe gerade den Film vom Wasserstoffbombentest gesehen«, erzählte Ted und imitierte das Brausen eines Hurricans, so wie er ihn sich vorstellte.

»Oh«, sagte Gavin. »Gehst du zu Fuß nach Hause oder nimmst du den Bus?«

Die Busse fuhren unten am Kirchturm ab. Eine Gruppe aus dem Kino wartete noch an der Bushaltestelle und tobte dort herum. Ted wußte, daß Gavin sich nicht dazugesellen wollte.

»Ich könnte auch zu Fuß gehen und mir das Geld für den Bus sparen.«

Und so gingen sie in die entgegengesetzte Richtung zu der See, die sie nicht sehen konnten, vorbei an einem geschlossenen Schnellimbis mit einer Reihe von bernsteinfarbenen Bierflaschen im Fenster, an einem Frisörladen, der auf einem staubigen Plakat Rasierklingenwerbung machte, an einer schmucklosen Methodistenkirche und einem winzigen Park mit einem runden Blumenbeet in der Mitte. Dann kam eine heruntergekommene Kneipe, die nach abgestandenem Bier roch, der Delphin. Davor stand ein blauer Stern, der in einen Sockel eingelassen war. Daneben befanden sich ein Haushaltswaren- und ein Gemüseladen, Die Schaufensterscheibe spiegelte Ted und Gavin – zwei Jungen in dunkelblauen Uniformen mit roten Aufnähern, die drei schwarze Anker zeigten. Beide trugen graue Flanellhosen, in Teds Fall jedoch kurze. Ihm waren zu seinem nächsten Geburtstag lange Hosen versprochen worden. Beide Jungen hatten kurzgeschnittene Haare. Teds waren kastanienbraun, Gavins rotblond. Gavin hatte leichtes Übergewicht, Ted war schlank. Gavin hatte Sommersprossen, Ted hatte das Gesicht eines Engels, wie seine Mutter immer wieder sagte. Er mochte das nicht. Manchmal sagte sie auch »das Gesicht eines Cherubs«, aber das mochte er noch weniger.

Sie kamen durch die Konstruktion aus Wellblech und dreckigen Glasfenstern, die hier als Bahnhof durchging, und erstiegen die Holzbrücke über die Bahngleise, wobei sie oben warteten und eine E-Lok beobachteten, die unter ihnen durchfuhr. Gavin zog ein rot eingebundenes Buch aus seiner



Uniformjacke und zeigte es Ted: *Edward der Zweite* von Christopher Marlowe.

»Wir haben das hier angefangen. Wir schreiben darüber eine Arbeit.«

»Ein Theaterstück.« Ted sah das Buch mit geringschätziger Verachtung an.

»Das ist toll. Es ist das beste Stück, das ich je gelesen habe. Ein Teil davon spielt direkt hier – unten am Schloß. Edwards bester Freund kommt aus Frankreich herübergesegelt und landet hier, um den König zu treffen.«

Frankreich schien weit weg von diesem nordenglischen Hafen. So eine Reise, und dazu noch in einem uralten Segelschiff, schien ziemlich fragwürdig. Wäre der Freund des Königs aus Norwegen gekommen, hätte das etwas anderes gewirkt. Aber eigentlich ergaben die meisten alten Theaterstücke sowieso nicht viel Sinn.

»Da passiert alles mögliche. Willst du wissen, wie der König umgebracht wird? Er steckt in einem Kerker bis zu den Knien in fauligem Wasser. Dann bringen sie einen Tisch herein, halten ihn mit einer Matratze nieder – und dann schieben sie ihm einen rotglühenden Eisenstock in den Arsch.«

»Das muß wehgetan haben.«

Ted war übel. Noch eine Vorstellung, die dem Kran im Alptraumland Gesellschaft leistete. Ein Bild, an dem sich seine Phantasie festhalten konnte.

»Wollen wir nicht einen Teil davon zusammen lesen, nächste Woche vielleicht? Wir könnten es spielen. Es ist wirklich gut.«

»Ja.« Ted klang nicht sehr begeistert.

Sie kletterten die Stufen auf der anderen Seite der Brücke wieder hinunter und gingen durch schmale Gassen. Häuser mit winzigen eingezäunten blumengeschmückten Vorgärten, die

meisten mit Milchglasscheiben über den Türen. Auf einigen der Schornsteine standen immer die gleichen Konstruktionen in der Form eines großen H. Die Bewohner dieser Häuser, im Gegensatz zu denen, in denen Ted oder Gavin wohnten, waren stolze Besitzer von Fernsehgeräten. Das H erinnerte Ted an die H-Bombe.

»Wow!«, machte er und imitierte das Geräusch von Donnergrollen.

Hinter diesen Straßen lag ein großer baumbestandener Park mit einer Cricketwiese und einem Tierfriedhof. An seinem Ende stand ein rußverdecktes Gebäude, das von Eisengittern eingezäunt wurde. In diesem alten Armenhaus, das aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammte, lebten immer noch Alte und Bedürftige. Die meisten von ihnen mußten gepflegt werden. Einige der Bewohner saßen teilnahmslos auf den Bänken. Andere standen herum und starrten über eine flache Hecke zu den Cricketspielern hinüber. Die Spieler – wohlhabende Rentner in weißen Panamahüten und Clubuniformen – ignorierten ihre unbegüterten Zuschauer in den abgewetzten Klamotten.

Ted fragte sich, ob in dem düsteren Armenhaus wirklich gearbeitet wurde. Er stellte sich alte Frauen vor, die Pullover strickten, die dann an norwegische Seeleute verkauft wurden, alte Männer, die Holzschiffchen schnitzten oder Postsäcke nähten. Er hatte gehört, daß Eheleute dort getrennt untergebracht waren, daß sie die Nächte in nach Geschlechtern getrennten tuberkuloseverseuchten Schlafsälen verbringen mußten. Nur wenn sie Freigang hatten, konnten sich Ehepaare treffen.

Ted und Gavin überholten eine verkrümmte Gestalt, die einen dicken Mantel und eine Strickmütze trug und vor sich hin schlurfte. Dieser Methusalem mit tränenden Augen hielt sich ein schmutziges Taschentuch vor die Brust, um einen

konstanten Strom grauen klebrigen Schleims aufzufangen, der ihm aus Mund und Nase tropfte. Ted konnte nicht hinsehen. Er war an diesem Kerl schon zu anderen Zeiten vorbeigekommen und vermutete, daß er und Leute wie er der Grund dafür waren, warum dieser Park, der im Süden schroff in eine Schlucht mit einem Wildwasserstrom abfiel, der der Fischerbucht entgegenströmte, als ›Spucknapf‹, bekannt war. Weil hier alle nur spuckten.

Bald konnten sie über den Baumwipfeln die Dächer am Flußufer sehen: die Dächer der Schiffsausstatter, die die Kutter belieferten, die Dächer der Fischgroßhändler und das Dach der stinkenden Guanofabrik, die aus Tonnen von Vogelscheiße Dünger fabrizierte, das Dach vom Jungle Arms, dem Nachtclub, bei dem es Samstag für Samstag wieder Schlägereien gab, und das Dach von Hood Haggies Seilfabrik. Die Frauen, die da arbeiteten, waren stadtbekannt.

Gavin starrte auch auf das Dach der Seilfabrik. Er leckte sich die Lippen.

»Hast du gehört, was Brian Gibbon aus meiner Klasse über Hood Haggies Laden erzählt hat? Was da letzten Monat passiert ist? Da hatten die einen neuen Aufseher – einen jungen Kerl. Die Frauen haben ihm die Hose heruntergezogen und ihm eine leere Bierflasche über den Schwanz gestülpt. Und dann haben sie alle ihre Röcke hochgehoben, um ihn aufzugeilen.« Gavin schwitzte, gleichzeitig abgestoßen und erregt. »Sein Schwanz ist dann in der Flasche angeschwollen, und das ging nicht wieder weg. Er mußte in einem Laster ins Krankenhaus gebracht werden, damit sie die Flasche wieder herunterkriegen. Du weißt, wie das ist, wenn Schwänze dick werden, oder?«

Ted nickte.

»Tut deiner das auch manchmal?« wollte Gavin wissen.

Der versuchte es gerade in diesem Augenblick, und Ted ging unbeholfen weiter. Am Abend vorher hatte er in seinem Zimmer eine nackte Frau auf ein Blatt Papier gemalt, das er aus seinem Heft gerissen hatte. Eine Frau mit Brüsten und einer glatten Fleischfläche zwischen den Beinen, als ob etwas darüber geklebt sei. Kurz darauf hatte er das Bild in kleine Stücke zerrissen und die Toilette heruntergespült, bevor seine Mutter es entdecken konnte. Einige von den Fetzen waren oben geschwommen. Er hatte die Spülung mehrmals betätigen müssen.

»Ich habe es meiner Mutter noch nicht gesagt, aber bei mir wachsen da unten Haare«, verriet er Gavin.

»Ach wirklich? Das ist *normal*.« Irgendwie sah Gavin so aus, als bedaure er diese Entwicklung. »Ich habe die auch«, fügte er nach einer Weile hinzu. »Die nennt man Schamhaare.«

Der Himmel hatte sich zugezogen. Eine Schiffssirene drang vom Fluß herüber. So stellte Ted sich auch eine Luftschuttsirene vor.

Ihm kam ein Gedanke: »Haben Frauen auch Schamhaare?«

»Klar!«, grummelte Gavin und seine Stimme hatte einen schmollenden Unterton. »Gibbon hat im letzten Schuljahr ein Magazin mit Bildern mitgebracht. Ich habe auch hineingesehen!«

Ted dachte an seine Zeichnung. Er hatte sie, so gut er sich erinnern konnte, an das Bild einer Göttin angelehnt, das er in einem Lexikon gesehen hatte. Und das war falsch gewesen. Kein Wunder, daß es ihm so komisch vorkam, und daß er sich fragte, was Mann und Frau denn machen konnten, mit dieser glatten Fläche Fleisch da unten.

»Ich würde auch gern mal so ein Magazin sehen.«

»Warum?«, wollte Gavin wissen.

»Und du lachst mich nicht aus?«

»Ich verspreche, daß ich das nicht tue.«

Ted erzählte ihm von dem Bild. Gavin lächelte.

Regentropfen begannen, ihnen ins Gesicht zu klatschen. Eine Vespa tuckerte auf der angrenzenden Straße vorbei. Der Fahrer hing auf der ausladenden Verkleidung wie auf zwei cremefarbenen metallenen Arschbacken.

Träume können einen einfangen und überlisten. Ted hastete durch den Schatten des riesigen Krans. Er hörte Geräusche von da oben: Rasseln, Scheppern.

Er mußte hochsehen! Oben auf dem Ausleger kletterte... Bill Gibbon, und sein nackter Körper war über und über mit Haaren bedeckt. »Gibbon« war ein Name für eine Art Affe, das wußte Ted. Deshalb war Gibbon ein behaarter Affe. Die Person über ihm war so groß wie ein Gorilla. Konnte das Gibbons älterer Bruder sein? Oder waren sie beide miteinander verschmolzen?

Jetzt, wo Ted ihn gesehen hatte, begann Gibbon zu hüpfen und zu schnattern. Eine gewaltige Pfote griff sich in den Schritt als Vorbereitung für einen Sackkampf. Gibbon klammerte sich an eine freischwingende Kette und ließ sich in Tarzanmanier nach unten gleiten.

Ted floh auf das hohe weiße Gebäude des Leuchtturms zu, das weit weg war. Gibbon holte ihn mit Leichtigkeit ein.

Eine Pfote krallte sich um Teds Geschlechtsteile und preßte sie zusammen. Der Druck stieg, schmerzhaft, aber auch lustvoll. Als er zappelte, um zu entkommen, fand sich Ted plötzlich nicht in der Umklammerung von Gibbon, sondern in der der nackten Göttin aus seiner Zeichnung. Ihre Brüste drückten sich in sein Gesicht, das Haar am Ende ihres Unterleibes kitzelte ihn. Ein grelles Licht, strahlend wie der Sonnenschein, kam von irgendwoher auf ihn zu. Er fühlte sich naß und wachte auf. Unter seiner Bettdecke berührten seine

Finger seinen Unterleib, der mit einer warmen, klebrigen Flüssigkeit bedeckt war. Er nahm einen salzig-süßen Geruch wahr.

Gavin wartete am nächsten Schultag nicht wieder wie zufällig auf ihn, aber am Tag darauf trieb er sich am Parktor herum. Ted hatte es nicht gewagt, seiner Mutter zu erzählen, was ihm im Bett passiert war, aber jetzt erzählte er es Gavin.

Gavin nickte. »Das ist *normal*. Man nennt es einen feuchten Traum. Bin ich in dem Traum vorgekommen?«

»Du?«, fragte Ted verwirrt.

»Ich dachte, wenn Gibbon vorkam, könnte ich auch vorgekommen sein.«

»Die Frau, die ich gezeichnet habe, kam darin vor. Das habe ich doch gesagt.«

Gavin schüttelte geringschätzig den Kopf.

Oberhalb vom Schulhof gab es eine kleine grasbewachsene Anhöhe mit steil abfallenden Seiten. Die Jungen nannten es »die vergessene Welt«, und manchmal kletterten geschickte, wagemutige Jungs wie Bill Gibbon dort hinauf, um sich da oben zu verstecken. Der Schuldirektor hatte verboten, dort hochzuklettern, weil einmal ein Junge heruntergefallen war und sich das Bein gebrochen hatte. Cricketspieler, die noch nicht gespielt hatten, mußten in der Nähe des grüngestrichenen Häuschens mit der Anzeigetafel und den Umkleidekabinen bleiben. Die anderen, die schon fertig waren, durften von überall rund um das Feld zusehen.

Als Ted in seinen weißen Shorts, seinem weißen Hemd und seinen Turnschuhen auf dem Rasen lag und völlig gelangweilt mit einem Auge den Werfern und Schlägern zusah und mit dem anderen eine Raupe verfolgte, die einen Grashalm

erklomm, standen plötzlich Gibbon und sein Kumpel Malcolm Davies über ihm.

»Du schmeißt dich an diesen Gavin Percy ran«, sagte Gibbon. Sogar der kleine Gibbon war viel kräftiger als Ted. »Du hängst ihm am Rockzipfel und hoffst, daß er dir bei den Hausaufgaben hilft.«

»Nein«, erwiderte Ted schwach. »Das stimmt nicht.«

»Ich werde meinem großen Bruder von euch beiden erzählen, wenn du nach dem Spiel nicht mit uns auf die vergessene Welt hochkommst. Wir werden dich dann mit Grasseilen fesseln und da liegen lassen. Du kommst dann nicht pünktlich zum Tee und bekommst fünfhundert Reihen Strafarbeit und einen Rüffel, weil du da oben gewesen bist.«

Die beiden Jungens schlenderten weg und ließen Ted verängstigt und bedrückt zurück. Starke Grashahne, die zusammengeflochten waren, würden ihm die Handgelenke und Knöchel zerschneiden, wenn er versuchte, sich zu befreien. Gibbon würde ihn vielleicht sogar ausziehen und ihm seine Shorts stehlen. Und falls er nicht das tat, was sie von ihm verlangten, würden sie das Brian Gibbon erzählen. Ted war in der Klemme.

Aber trotzdem lief er nach dem Spiel nach Hause. Abends im Bett konnte er stundenlang nicht schlafen, weil er nicht zur vergessenen Welt hochgeklettert war. Er wünschte, der Morgen würde nie kommen, an dem er zur Schule gehen und Gibbon und Davies gegenübertreten mußte.

Er kam so spät wie nur irgend möglich und hätte beinahe sogar den Schulgong verpaßt. Obwohl er den ganzen Tag über vor Nervosität zitterte, kümmerte sich seltsamerweise keiner der beiden Rowdies um ihn. Konnten sie etwas, das so fürchterlich an Ted nagte, völlig vergessen haben? Obwohl er auch am nächsten Tag noch unruhig war, passierte gar nichts. Und als er an dem Abend nach Hause ging, fiel ihm ein, daß



der Rektor, wenn er ihn auf dem Plateau gefesselt gefunden hätte, natürlich fragen würde, *wer noch* mit ihm da hochgegangen war und ihn gefesselt hatte. Davies und Gibbon wären dann auch bestraft worden: Sie hätten ebenfalls Prügel bekommen und ein oder zwei Stunden nachsitzen dürfen.

Am nächsten Samstag nach dem Zeichentrickfilm und der Wochenschau traf Ted Gavin wieder am üblichen Ort, neben dem Vogel Strauß, den Ted zu ignorieren suchte. Ein Bus zur rechten Zeit hatte alle mitgenommen, die vor der Kirche gewartet hatten, und so setzten sich Ted und Gavin auf den Rand der steinernen Pferdetränke unterhalb des Turmes, die der Plakette nach aus dem Jahre 1841 stammte. Der Trog war knochentrocken und leer bis auf ein paar zerknüllte Pommestüten – Busse sind nicht auf Pferdetröge angewiesen.

Von ihrem Aussichtspunkt aus konnten sie einen steinernen Mann mitten in der Gegend herumstehen sehen: die Statue eines Befehlshabers aus Nelsons Flotte, ein Sieger von Trafalgar, der jetzt beschützend den Fluß von seiner erhöhten Position auf einer Säule überwachte. Die Säule erhob sich über einem schloßähnlichen Gebilde und Ted konnte eine der Kanonen auf einem Geschützturm sehen, die flußwärts über die imitierten Bastionen hinauslugte.

Gavin holte ein rotes Buch hervor, sein Theaterstück.

»Du mußt doch nicht schon nach Hause, oder? Wie könnten bis zum Denkmal hochsteigen und ein bißchen Theater spielen. Das ist klasse. Würde dir das gefallen?«

»Können wir machen. Ich habe aber nur eine halbe Stunde Zeit.«

Als sie die breiten, bröckelnden Steine zu der Festung emporstiegen, brannte die Sonne herunter. Oben wehte ein frischer Wind, der andere Besucher fernhielt. Über dem Fluß segelten Möwen und Schwalben und schimpften vor sich hin. Die Schwalben nisteten an allen erreichbaren Fenstersimsen überall am Fluß und hinterließen ihren Kot auf den Wänden.

An windgeschützten Stellen war es noch richtig warm und die Strände nördlich von dem wirklichen Schloß waren übersät mit den Fliegenpunkten, als die die Spaziergänger und Badegäste von hier aus erschienen. Aber nicht in dem Hafen, der sich an die Mole anschmiegte. Dort war der Sand mit einem Gewirr von angeschwemmtem Kork, Kohlenresten, schwarzen Algen, Treibholz und glattgeschliffenen Glasscherben bedeckt. Dazwischen lagen viele an Land gezogene Yachten. Einige Yachten kreuzten auch in der Bucht, mit winzigen Leuten an Bord. Ansonsten waren nirgendwo Leute zu sehen.

Sie saßen an einer Kanone, deren Räder in Beton eingelassen waren. Auch die Mündung war zubetoniert, so als ob andernfalls jemand mutwillig eine Steinkugel auf einen Kutter abfeuern würde.

Während er Ted das offene Buch hinhielt, las Gavin laut vor:

Wie die Nymphen des Waldes  
seien meine Pagen gewandt  
Meine Männer wie Satyre,  
die auf den Weiden grasen  
und mit Bocksfüßen  
zu einer alten Weise springen

Ted war verwirrt. Er verstand nur die Hälfte der Worte.

Manchmal dann ein junger Bursch  
in Dianas Gestalt mit Haar,  
das wie das Wasser niederfällt  
und perl'gen Tropfen auf dem nackten Arm  
und in der zücht'gen Hand den Olivenbaum,  
das das verbirgt, was Männertraum

Gavin brach ab. »Weißt du, was damit gemeint ist, Ted?«

»So ungefähr. Er redet von... dem da unten. Versteckt sich der Junge hinter einem Baum?«

»Nein, Baum heißt hier nur ein Teil eines Baumes. Ein paar Blätter, die er sich vor den Sack hält. Das steht nur da, damit es sich reimt.«

Ted grinste: »Vielleicht hat der Junge ja auch so viel zu verbergen.«

»Das glaube ich nicht. Die Männer wollen sehen... und anfassen. Sollen wir in den Tunnel da hineinklettern?«

Die imitierte Burg war hohl. Ein offener Schlauch von der Größe eines Eisenbahntunnels führte um den massiven Kern der Säule herum. Auf der Seite, auf der der Eingang war, wirkte das Loch schmutzdelig, auf den anderen drei Seiten war es stockfinster. Ted war bisher nur ein einziges Mal durch den Eingang und ein paar Schritte weit in die düstere Höhle gegangen. Der Boden bestand aus trockener Erde, und er erinnerte sich, daß direkt hinter dem Eingang ein paar Hundehaufen gelegen hatten, einige davon weiß, weil der Hund Verdauungsstörungen hatte. Er hatte von Bill Gibbon gehört, daß Jungens Mädchen in den Tunnel unter der Statue lockten, um sie da anzufassen.

»Ich habe eine Fackel mitgebracht«, sagte Gavin. »Damit man das da unten sehen kann.« Aus der Jacke seiner Schuluniform zog er eine kleine Taschenlampe.

Ted schüttelte den Kopf. »Da scheißen Hunde rein. Man kann sich Krankheiten holen, wenn man da dran kommt. Und außerdem muß ich gehen. Ich habe doch gesagt, ich habe nur eine halbe Stunde Zeit.«

»Mit der Lampe machen wir uns nicht dreckig. Laß uns nur schnell mal hineinsehen.«

»Ich kann nicht! Vielleicht nächste Woche. Ich muß mich beeilen, damit ich den Bus noch kriege.«

Ted rannte die zerbröselnden Stufen hinunter, weg von den drohenden Kanonenrohren.

In dieser Nacht träumte Ted, daß er gefesselt auf der vergessenen Welt lag. Es war dämmrig, die Venus strahlte. Er konnte sehen, daß der steinerne Mann auf seiner Säule in die falsche Richtung blickte, aber daß er sich ebensowenig drehen konnte wie Ted. Die Fesseln aus Gras schnitten in seine Handgelenke, die ihm auf den Rücken gebunden waren, damit er das da unten nicht anfassen konnte. Das juckte und schwoll schmerzhaft an. Wenn er es anfassen könnte, würde das die Schmerzen lindern, Erleichterung bringen.

Er wachte auf und stellte fest, daß er im Schlaf seine Hände unter seinen Hintern gequetscht hatte. Seine Hände waren eingeschlafen, tote Tiere, die ihm an den Handgelenken hingen. Nach kurzer Zeit begannen sie zu prickeln und fühlten sich an, als würden tausend Nadeln in sie hineinstechen.

### 3

Jack war gerade mit einem Buch fertig, hatte aber noch kein neues angefangen, und daher gierte er nach etwas Neuem, mit dem er sich Abend für Abend zwischen sechs und neun beschäftigen konnte. Obwohl er mir bei der ›Höhle des kettenrasselnden Tynesiders‹ zur Hand gegangen war, fühlte ich mich doch verpflichtet, ihm jede weitere Nutzung des Materials zu untersagen. Ich mußte bei der Geschichte die ärztliche Schweigepflicht wahren.

Jack sah das anders. Am vorigen Abend hatten wir darüber eine kleine Auseinandersetzung in unserem Arbeitszimmer gehabt.

Jack: »Nachdem du Tonys Problem gelöst und den Grund dafür herausbekommen hast, könntest du ihn doch um sein Einverständnis bitten.«

John: »Dann müßte ich ja das Geheimnis deiner Identität lüften.«

Jack: »Du bist so verdammt etabliert, so gesetzt, so objektiv. Warum läßt du die Katze nicht aus dem Sack? Geh ein Risiko ein! Tritt die Flucht nach vorn an! Du hast mich ja auch zu diesen Fantasy-Treffen gehen lassen.«

John: »Aber nur in Verkleidung.«

Hmm. Das bezog sich auf vorigen Herbst. Jack hatte ein Postfach in der Hauptpost neben dem Dom von St. Nicholas gemietet, über das alle seine Kontakte zu seinem Verlag, Mandarin Books, liefen. Er arbeitete ohne Agent. Bei Mandarin wußte man nichts über Jack – nur, daß er irgendwo in Newcastle wohnte. Er hatte nie eine Biographie oder ein Foto von sich übermittelt und immer höflich alle Einladungen

zum Essen in London abgelehnt, mit denen ihn Sally Butterworth, seine Lektorin, ködern wollte.

Naja, auf jeden Fall hatte er über Mandarin Books eine Einladung zu der jährlichen Fantasy Convention in Birmingham erhalten. Mit den fünf Büchern, die Jack bisher veröffentlicht hatte, hatte er sich in Fachkreisen einen Namen gemacht. Ich konnte es mir einfach nicht verkneifen und ließ Jack hingehen.

Ich fuhr in unserem Volvo nach Lichfield herunter, wo ich für die Nacht ein Hotelzimmer reserviert hatte. Ich kam schon am frühen Nachmittag an und hatte noch die Zeit, mir das Haus von Samuel Johnson und den Dom anzusehen. Dann ging ich wieder zum Hotel zurück und legte die Verkleidung an, die ich mir vorher zurechtgelegt hatte. Ich färbte mein Haar noch dunkler, als es ohnehin schon war. Dann nahm ich meine Kontaktlinsen heraus und setzte meine alte Hornbrille auf, die ich für Notfälle behalten hatte. Ich klebte mir einen ziemlich überzeugenden Schnurrbart an. Und dann packte ich Johns nüchternen Anzug in den Schrank; Jack trug Jeans.

Mittlerweile hatte die Nachtschicht im Hotel ihren Dienst angetreten und so war keiner überrascht, als Jack Cannon das Haus verließ, um sich ein paar Bier und ein Abendessen zu genehmigen.

Ich hatte das Zimmer bei der Ankunft bezahlt. Jack verschwand ungesehen am nächsten Morgen, nachdem er auf das Frühstück verzichtete und den Zimmerschlüssel auf dem Tisch liegen ließ.

Zum ersten Mal stand Jack im Licht der Öffentlichkeit. Er traf andere Fantasy- und Horror-Autoren, Illustratoren, Herausgeber und Fans. Er trank mit ihnen in

der Bar des Medland Hotels und bemerkte, wie schnell die Leute immer noch Kontakte knüpften, trotz AIDS: Geschäftsleute und Mädels von der Straße.

Die Mechanismen waren immer noch so wie früher, das läßt sich nicht so leicht ändern. Die Kondomautomaten hatten in der Nacht Hochkonjunktur.

Er aß mit seinen neuen »Kollegen« über Buchenfeuer geräucherte Meeresfrüchte in der American Food Factory an der New Street.

Er hielt eine Rede, die sehr positiv aufgenommen wurde: Horror, so sagte er, weist über das Normale, das Gewöhnliche, das Banale hinaus und gibt dem alltäglichen Leben so einen Hauch von Bedeutung. Und er beantwortete Fragen, sogar persönliche, mit einem Lächeln: »Ich bin 48, soviel kann ich ihnen verraten. Im Nordosten geboren und aufgewachsen. Da habe ich in einer Reederei gearbeitet, seit ich sechzehn war. Bürokratismus... Schiffahrtspapiere, Versicherungen, Lohnabrechnungen. Letztes Jahr

bin ich dann in den vorzeitigen Ruhestand gegangen. Ich bin froh, daß ich das hinter mir habe. Das Schreiben von Horrorromanen hat mich bei Verstand gehalten.« (Gelächter) »Ehefrau, ja. Zwei noch nicht ganz erwachsene Kinder, zwei Katzen, ein Aquarium und ein Papagei.«

Ohne Jack vorher zu informieren, war Sally Butterworth Samstags aus London angereist, um ihren geheimnisvollen Autor kennenzulernen. Hatte sie gehaut, daß er nicht zu der Veranstaltung gekommen wäre, wenn sie ihm das früher gesagt hätte? Aber jetzt konnte sie ihn endlich zum Essen einladen.

Sally war pummelig, redselig, ein Energiebündel mit einem starken Dialekt. Sie war von der Universität direkt ins Verlagsgeschäft gegangen. Was konnte sie schon von Horror wissen? Natürlich abgesehen davon, daß sie eine Nase dafür



haben mußte, welche Art von Horror sich verkaufen ließ.

Jedenfalls hatten Sally und ihre Komplizen Jack eingesackt und zum Haus von Mr. Chan in der Broomgrove Street geschleppt, wo es dann Krebsfleischbällchen gefolgt von knuspriger Ente in Pflaumensauce gab.

»Gott, haben sie wirklich dreißig Jahre lang bei einer Reederei gearbeitet?« Sally lachte bei der Frage. »Und dabei haben sie Mandarin nie ein Publicityfoto geschickt.«

»Er hat uns auch keins geschickt, nicht einmal für das Programmheft«, warf Walt Keeley ein, der Leiter der Veranstaltung.

Die Kameras waren an diesem Wochenende allgegenwärtig. Sally zog auch ihre aus ihrer Schultertasche. »Sie haben doch nichts dagegen, Jack? Für Mandarin? Und für mich?«

Mit Schnurrbart und Brille grinste Jack vor sich hin und erlaubte es.

»Sie schicken mir doch einen Abzug, oder?« bat er. Knips, knips.

»Aber selbstverständlich. Wie heißt Ihre Ehefrau?«

»Helen«, verriet Jack.

»Und was hält Helen von ihrem Doppelleben als einer der führenden Horrorautoren unseres Landes? Ich gehe doch davon aus, daß sie darüber Bescheid weiß?« fragte Sally provokant.

»Sie haßt es, wenn ich mich dabei von allem abschotte. Aber das Geld kommt ihr gut zupafß.«

»Und sie liest Ihre Romane? Was hält sie von ihnen?«

»Catherine Cookson gefällt ihr besser.«

»Jack, wie heißen Ihre Kinder?«

»Philippa und Paul.«

»Lesen Philippa und Paul die Bücher ihres Vaters?«

Jack lächelte unverbindlich: »Das Leben für

Kinder ist heutzutage nicht eben einfach.«

»Sally«, murmelte Walt, »ist es wahr, daß Toby Cook und Roxanne AIDS haben?« (Wer waren die?)

»Ich befürchte ja. Sie müssen sich schon vor Jahren angesteckt haben, die Krankheit war nur noch nicht ausgebrochen.«

»Und was ist mit den Kindern?«

»Sie werden gerade getestet. Toby und Roxanne haben sich in den letzten Jahren ja auch nicht durch alle Betten geschlafen. Gott, wo soll das noch alles enden?«

Was mich angeht, so gibt es zwei Sorten von Tynesidern. Diejenigen, die diese platte, kalte und öde Gegend so schnell wie möglich verlassen haben und freiwillig auch nicht wieder zurückkommen. Und diejenigen, die kurz weggehen und die dann so schnell wie möglich mit eingekniffenem Schwanz wiederkommen und ihren

Freunden erzählen: »Oh Mann, da unten im Süden, da muß man sich in acht nehmen.«

Ich konnte mich an einen klaren kühlen Sommermorgen am Meer erinnern, wo nur ganz schwache blaue Wogen ein wenig Schaum auf den Strand bliesen. Ein Kerl in einem dicken Mantel hatte mich gewarnt: »Hey Mann, hier am Strand, da mußt du dich in acht nehmen.«

Hier in der Gegend kriegt persönlicher Ehrgeiz immer sofort eine kalte Dusche: »Du wirst größenwahnsinnig.« Seltsame Assoziationen fügen dann meist den passenden Kommentar hinzu: »Du bist noch der Untergang von Nationen.«

Der Mann aus der Reederei war ein Patient von mir, Derek Davies, den man gefeuert hatte, weil er in die Portokasse gegriffen hatte. Später hat man ihn verurteilt, weil er seine Sozialversicherungsunterlagen gefälscht hat. In

seinem vorigen Leben war er ein Straßenräuber gewesen, den man gehängt und gevierteilt hatte, in einem anderen eine Taschendiebin, die mit durchgeschnittener Kehle gestorben war. Immer wieder das gleiche Muster schäbig-romantischer kleinkrimineller Betrügereien, die danebengingen.

Ich zählte mich zwar nicht unbedingt in der zweiten Gruppe von Tynesidern, aber ich war auch hier zur Uni gegangen, statt mein Glück anderswo zu versuchen.

(Jack: »Was weißt du denn schon vom wahren Horror, mein lieber John?«)

Und hier war ich, der ich immer noch in Newcastle lebte, unverheiratet, zusammen in einem Haus mit meiner alten verwitweten Mutter. Sicher, durch RT hatte ich es zu einem gewissen Bekanntheitsgrad unter meinen Kollegen gebracht.

Aber lief das Leben nicht doch eigentlich an mir vorbei? Abgesehen davon, daß ich unkonventionelle Therapiemethoden benutzte, was für Risiken war ich denn schon eingegangen? Ich hatte nicht geheiratet, glaubte nicht ernsthaft an die Reinkarnation, war nicht nach Kalifornien ausgewandert, war nicht zu einem Guru geworden. Nichts von alledem. Bei solchen Gedanken mußte man sich in acht nehmen. Man wurde größenwahnsinnig dabei. Wurde zum Ruin ganzer Nationen. Man mußte sich nur die psychischen und die physischen Schäden anschauen, die meine Patienten davongetragen hatten! Die brauchten eine stabile, gefestigte Persönlichkeit als Gegenüber im Sprechzimmer.

Aber jetzt, mit AIDS, wurde die ganze Welt...

(Dann konnte ich mich daran erinnern, wie ich

aussah – falls ich noch einmal so aussehen mußte.)

(Helen Daggett hatte unter Hypnose von ihrem äußerst gottesfürchtigen Leben als Nonne im mittelalterlichen Frankreich erzählt.)

... immer verkrampfter, immer ängstlicher. Irgend etwas zu riskieren war – gefährlich. Die Gefahr lag auf der Straße, denn wenn man einen Unfall hatte und eine Bluttransfusion brauchte, zack! Die Gefahr lag mit dir zusammen im Bett und saugte dich aus! Andererseits, ich riskierte es ja auch, Jack morden zu lassen, wenn er Horrorgeschichten schrieb.

(Das waren zwei Kinder, die um die Ecke in der Jesmond Road lebten.

Leute, die ihre Älteste »Philippa« nannten, hatten eigentlich einen Jungen, einen Philip, haben wollen. Philippa war immer ein weiblicher Sohn.)

Horrorgeschichten waren auch eine Art der Therapie. Wenn man sich in Tyneside umsah, fragte man sich schon, wie Leute überhaupt träumen konnten, wie sie sich überhaupt etwas Außergewöhnliches vorstellen konnten. Sobald man aber seine Horrorbrille aufsetzte, änderte sich sofort die ganze Sichtweise. Die ganze Gegend bekam plötzlich einen anderen Aspekt.

Jack: »Horror pustet dir die Eingeweide durch, Mann.«

John: »Mach ich mir etwa in die Hosen? Scheiße ich vor Angst auf den Teppich? Ich bin so gut wie noch nie in einem wirklichen Krankenhaus gewesen, oder? Irrenanstalten sind zwar nicht gerade Luxushotels, aber sie machen einen nicht krank. Höchstens irre. Und das, was ich in der Sprechstunde mache... na ja, in einer Trance kommen auch schon mal

Schrecken und Angst und Weinkrämpfe vor – aber das ist ausgesprochene Angst. Das sind Worte, nur Worte. Bilder, die von der Alltagswelt auf eine Nebelwand gespiegelt werden, die ich heraufbeschwöre.«

Jack: »Horror ist ein bißchen so wie der Geist vom Rhein, findest du nicht? Die Reisenden auf dem Rhein sahen ihre eigenen Schatten riesig vom Nebel gespiegelt. Horror wirft einen furchtbaren Schatten, um uns mit unseren eigenen schlimmsten Ängsten zu konfrontieren, mit dem Gefühl absoluten Irrsinns – bis die Sonne den Nebel vertreibt.«

John: »Das ist das, was du in Birmingham gesagt hast. Die Kotze, das Blut und die Eingeweide werden so in die Horrormane verbannt.«

Jack: »Es gibt keinen Grund, warum man reales Erbrochenes aufwischen sollte. Man muß sich nicht selbst mit der Kettensäge massakrieren. Das ist nicht das, was ich meinte, als ich sagte, man müsse Farbe bekennen.«

John: »Deshalb ist Tonys Geschichte – die Horrorelemente davon jedenfalls – so ein Übergriff. Es ist so, als habe etwas Schreckliches eine Grenze überschritten. Die Grenze zwischen dir und mir, Jack.«

Jack: »Diese Elemente sind symbolisch. Das hast du selbst gesagt. Laß mich mit dem Material arbeiten. In voller Länge, so wie es das verdient. Ich werde es ausleuchten und für dich interpretieren. Ich werde es da einkerkern, wo es hingehört – in Buchseiten, wo es Schranken gibt, nicht wahr? So etwas wie ironische Distanzierungsmittel. Der durchschnittliche Leser merkt vielleicht gar nicht, daß ich ironisch werde, aber manchmal muß ich bei den von mir entworfenen Schreckgespenstern laut lachen. Ich gröhle vor mich hin und klopfe mir auf die Schenkel. Und das ist gut. Es hält die Alpträume auf Distanz, nicht wahr? Die ungesunden

Leidenschaften, die Krallen des Bösen. Ich benutze Alpträume, um einen Lichtstrahl auszusenden, einen schwarzen Strahl.«

John: »Leidenschaft kann schädlich sein, oder nicht? Besonders jetzt, wo der Dämon AIDS aus der Büchse der Pandora entfleucht ist. Das hat Gavin herausgefunden. Aber ohne Ekstase und ohne das Feuer der Leidenschaft gibt es keine Welt, keine Zukunft.«

Jack: »Hüte dich vor Kontakten, mein Junge. Verwandle die Leidenschaft in etwas anderes. Sprich mit der Stimme des Horrors. Das ist das, was wir jetzt tun werden, du und ich. Und du brauchst dich dabei nicht schuldig zu fühlen. Ich bin derjenige, der die Bluttaten begeht.«

Jack hatte den ganzen Abend über nicht ein Wort getippt. Ich hatte ihn davon abgehalten. Ich hörte eine Klingel. Mutter schellte nach mir, um mir Gutenacht zu sagen. Aber ich zögerte noch. Mutter war nicht ungeduldig. Sie würde warten. Ich hatte noch nicht genug über Tonys Leben nachgedacht. Ich war zu sehr mit meinem eigenen Leben beschäftigt. Mit meinen beiden Leben. Warum sollte ich in diesen speziellen Abendstunden – den »Jack-Stunden« – über Tony Smith nachdenken?

Weil Gavin in Jacks Muttersprache gesprochen hatte.

Tony hatte sein Leben nicht völlig verpfuscht, aber eine Erfolgsgeschichte war es auch nicht. Er war ein schlechter Schüler gewesen. Er hatte sich mit den falschen Freunden eingelassen (wenn er sich überhaupt mit jemandem eingelassen hatte) und die hatten ihn auf Drogen gebracht, zu einigen kleineren Diebstählen und zu einer Bewährungsstrafe. Seine einzige Beziehung zum anderen Geschlecht während dieser Zeit war ein Mädchen, das sich nur für Dope-Rauchen und Kokain-Schniefen interessierte.

»Hat er sich mit ihr eingelassen«, hatte ich in meinen Fallnotizen spekuliert, »damit er heterosexuell aktiv sein, dies aber zur gleichen Zeit vermeiden konnte?«

Irgendwie hatte sich Tony dann doch zusammengerissen, trotz seiner Migräneanfälle – heftigen Kopfschmerzattacken, die ihn jedes Jahr gegen Ende des Winters wieder heimsuchten. Er hatte einen Job bei Fenwicks bekommen, und jetzt leitete er dort die Musikabteilung: LPs, Singles, MCs, CDs.

Ich glaube, das war es, was Tony Smith ausmachte. Man konnte ihn darauf reduzieren: auf einen Job in einem besseren Supermarkt.

Er ging in Discos und trank Alkohol, aber er hielt sich von Drogen fern. Vor ein paar Jahren hatte er eine junge Verkäuferin geheiratet, die ihn für düster, romantisch und brillant hielt, für byronesk.

Carol, die Verkäuferin, hätte sich vielleicht fragen sollen, warum Tony nicht stärker hinter den Frauen hergewesen war. Innerhalb von zwei Jahren war ihr Liebesleben nicht mehr von vorzeitiger Ejakulation, sondern durch Impotenz bestimmt.

Und wieder die Klingel. Mutters Klingel.

»Aber diese Höhle«, stöhnte Jack...

*Die Höhle des kettenrasselnden Tynesiders (Fortsetzung)*

In der nächsten Woche regnete es fast ununterbrochen, daher traf er Gavin gar nicht. Er sah ihn nur ein oder zweimal von weitem in den Schulfluren. Aber am folgenden Samstag herrschte strahlendes Wetter. Als Ted zum Vormittagsfilm kam, lungerte Gavin schon in der Nähe des Kinos herum.

»Ich habe hier eines dieser Fotomagazine für dich«, sagte er.  
»Du weißt schon, so eines. Ich habe es in der Tasche. Ich kann es hier nicht auspacken, wo jeder es sehen könnte. Warum läßt du den Film nicht sausen? Dann haben wir mehr Zeit, um uns die Bilder anzusehen.«

»Wo hast du das her?«

»Aus einem Zeitschriftenladen unten bei den Fischwerken. Ich bin extra deshalb da hingegangen. Seeleute kaufen sich so etwas.« Aus der Aufregung in Gavins Stimme konnte Ted abschätzen, wie schwer es für seinen Freund gewesen sein mußte, sich in diesen Laden hineinzuschleichen, in dieser verrufenen Gegend, wo er aber zumindest davon ausgehen konnte, daß ihn da keiner kannte. Gibbons großer Bruder hatte bestimmt nicht solche Probleme. Ob Gavin seine Schuluniform getragen hatte?

»Hat der Verkäufer irgend etwas gesagt?«

»Eigentlich nicht.«

»Und da sind viele Bilder drin?«

»Ziemlich viele. Bei einigen kann man alles sehen.«

»Und wo sollen wir hingehen? Wieder zum Denkmal?«



Gavin schüttelte den Kopf. »Wie wäre es mit den Felsen unterhalb der Abtei? Das ist da nicht so ungemütlich. Eine angenehmere Gegend. Wir können in die Höhle des kettenrasselnden Tynesiders hineinklettern. Da sind wir ungestört und es ist hell, luftig und sauber.«

Die Höhle des kettenrasselnden Tynesiders war eine kleine Felsgrotte ein Stück die Klippe rauf. Bei Springflut drang dort das Wasser ein. Der Legende nach führte die Höhle tief in den Fels hinein, auf dem das Schloß und das Kloster standen. Sie war angeblich früher von Schmugglern benutzt worden und es spukte ein Geist in ihr, der mit Ketten rasselte. Die Percys besaßen ein altes Buch mit dem Titel *Legenden und Aberglauben Nordenglands*. Darin stand, daß früher einmal ein junger Ritter mit den dort hausenden Dämonen gekämpft hatte, um in den düsteren Abgründen aus einem »Kelch der Wahrheit« zu trinken. Eine Illustration zeigte einen jungen Mann, der mit einem Schwert, das hell wie die Sonne leuchtete, gegen Monster kämpfte, die aussahen wie Pterodaktylen und prähistorische Krokodile. Dabei war die Grotte nur ein paar Meter tief.

»Ist gut«, stimmte Ted zu.

Zehn Minuten später stapften sie über Schieferbrocken, die übersät waren mit zerrissenem Blasentang, dicken schwarzen Streifen mit Luftkammern, die mit lautem Knall zerplatzten, wenn man auf sie trat. Sie umgingen kleine Teiche, die von Quallen, Miesmuscheln, Seepocken und kleinen Krebsen bewohnt waren, und kletterten dann über herabgestürzte weiße Felsbrocken zu der aufragenden Klippe hoch. Die Wellen plätscherten sacht vor sich hin und säuselten. Die Gezeiten hatten gerade erst gewechselt, es waren also noch mehr als zwei oder drei Stunden, bis das Wasser ihnen den Rückweg abschneiden würde. Weiter oben am Strand saßen ein paar Kerle auf einem ins Wasser hinausragenden schwarzen

Felsstück und angelten, aber zwischen ihnen gab es einen breiten Wasserstreifen. Niemand sonst war hier auf ihrer Seite, die meisten Jugendlichen waren im Kino.

Frühere Stürme hatten Algen in die Höhle gespült, aber in der letzten Zeit waren die Wellen nicht so hoch geschlagen. Die Steine waren daher alle mit trockenen schwarzen Rechten überzogen. Die kräftige Morgensonne hatte die natürliche Matratze aufgeheizt. Gavin zog sich seinen Pullover über den Kopf und bedeutete Ted, das gleiche zu tun. Dann breitete er die beiden Kleidungsstücke wie eine Decke auf dem Boden aus. Aus seiner Brusttasche zog er ein kleines zusammengerolltes Magazin und rollte es der Wölbung entgegen, um es wieder gerade zu bekommen. Auf der Titelseite war die obere Körperhälfte einer lächelnden, braungebrannten nackten Frau mit rabenschwarzen Haaren und großen fleischigen Brüsten abgebildet.

»*Gesundheit und Wohlergehen*. Das ist ein Heft für Nudisten.«

»Oh wow«, sagte Ted.

Die Bilder im Innern waren schwarz-weiß. Eine junge Frau mit langen dunklen Haaren planschte nackt im Meer herum, wobei ihr Hinterteil der Kamera zugewandt war. Ted bildete sich ein, er könne zwischen ihren Pobacken einen Streifen von Haaren sehen. Er fühlte, wie auch bei ihm das da unten kribbelte und anschwell. Eine blonde Frau lag entspannt auf einem Badetuch, wobei das der Kamera zugewandte Bein angehoben war und ihren Unterleib verdeckte. Gavin blätterte um. Dort sprang die gleiche Frau hoch in die Luft, aber zwischen ihren Beinen war nur ein verschwommener grauer Fleck. Auf der gegenüberliegenden Seite war dann aber ein Mädchen mit flachsfarbenen Haaren und kleinen spitzen Brüsten, die kurze lockige Haare auf dem Vorsprung zwischen ihren Beinen hatte.

Gavin legte die Zeitschrift aufgeschlagen auf einen Algenklumpen. »Wenn du das da unten so einquetscht, tust du dir noch weh. Ich übrigens auch. Das kann schädlich sein.« Er öffnete seinen Gürtel und die Knöpfe seiner Hose, dann öffnete er auch sanft Teds Hose, wobei seine Hand sacht über Teds in Baumwollunterhosen gehüllte Genitalien fuhr. »Laß es lieber ganz raus. Eigentlich sollten wir die Hosen sowieso ganz ausziehen. Wir wollen da ja keine Flecken rein machen.«

Ted stimmte zu, weil er sich an den warmen feuchten Erguß in seinem Bett erinnerte. Kurz darauf lagen die Baumwoll- und die Unterhosen unbeachtet in der Ecke. Gavin blickte auf Teds jetzt erigierten Penis, Ted auf Gavins Haare und seinen angeschwollenen Schwanz, dann auf das Foto. Ted wollte sich selbst anfassen, aber Gavin schob seine Hand beiseite. Aus seiner Tasche zog er eine blau-weiße Niveadose, schraubte der Deckel ab und schmierte sich einen Klumpen Creme auf die Finger.

»Sieh dir das Foto an, Ted. Stell dir vor, ich wäre sie.« Gavin massierte ihn provozierend mit seinen cremeverschmierten Fingern. Er flüsterte: »Dreh dich um. Laß uns so tun, als wärest du auch eine Frau.« Er nahm kurz seine Hand weg, um sich selbst mit der Creme einzureiben. Dann war die Dose leer. Gavin nahm Teds Penis in die Hand, was sich wunderbar anfühlte. Ein cremeverschmierter Penis drängte sich an seine Pobacken. »Das fühlt sich jetzt vielleicht komisch an. Aber es ist es wert.«

Ted starrte das Foto direkt vor sich an und bewegte seinen Penis in Gavins Faust auf und ab. Sein Hintern fühlte sich an, als sitze er auf der Toilette mit einem riesigen Schiß, der nach der Hälfte steckengeblieben war, aber diese Unannehmlichkeit war nebensächlich im Vergleich mit dem, was er vorne fühlte. Er schloß die Augen. Tief in ihm regte sich etwas, eine Schlange aus heißer Gallerte, die in seinen Eingeweiden

hauste. Heiß, fieberhaft, reckte sie sich hoch. Die thermokernare Explosion stand kurz bevor – das grelle Licht, vor dem er die Augen jetzt schon geschlossen hielt. Zeitlose Augenblicke lang quoll kochende Milch durch seine drängende Faust, er sah überall nur Weiß. Gleichzeitig drang der rotglühende Stab, der den König getötet hatte, in seine Eingeweide. Gavin keuchte: »Mein süßer Prinz, ich komme!« Grelle Sterne explodierten in der unendlichen Weiße und Ted schrie auf.

Die Welt dröhnte auf ihn ein, als sei die Höhle eine Baßtrommel, die von der See gewalkt wurde. Ted fühlte, daß eine Tür in ihm aufgeworfen worden war – eine Tür, die auch im hinteren Teil der Höhle des kettenrasselnden Tynesiders existierte. Ein schwach beleuchteter Tunnel zeigte sich dort. Weit weg gluckste und zuckte ein durchsichtiges Gespenst. Teds Gliedmaßen waren dieser Geist, die Zuckungen und Verrenkungen waren die seinen. Tief in diesem Geist schwebte eine weiße Kaulquappe. Irgendwie schwamm diese Kaulquappe auch in Ted.

Und dann zog sich diese riesige Welle, die ihr Element verlassen hatte, wieder an ihren Ursprung zurück. Gavin ließ ihn los, drehte ihn um und küßte ihn auf die Lippen.

Ted wandte sich von ihm ab und sah helle Blutstreifen auf Gavins glänzendem Schwanz wie Erdbeersirup auf einer Eiscremetüte. Als er sich hastig wieder seine Unterhose überstreifte, fühlte Ted, wie Creme und Blut aus ihm herausliefen und die Baumwolle beschmutzten.

Ted fühlte sich auf seinem Heimweg unbehaglich und zerschlagen. Er machte sich Sorgen über seine Unterhose. Gavin hätte gar nicht so insistieren müsse, daß er das niemandem erzählen durfte. Er hatte nicht die Absicht. Aber

die beschmutzte Unterhose. Vielleicht war das bis zu seiner Hose durchgedrungen.

Er machte einen Umweg an dem Friedhof kurz vor seinem Haus vorbei. An der Rückwand von Kapelle und Krematorium war eine schmierige öffentliche Bedürfnisanstalt.

Hier konnte er sich ansehen, was passiert war.

Im allgemeinen bewunderte er die Marmorsteinchen in den abgezirkelten Gräbern; kleine Seen aus smaragdenen Kristallen, aus Eis und Amethyst. Für gewöhnlich gefielen ihm die Glaskugeln auf den Schalen mit den chinesischen Blumen, deren Farbe zu Pastelltönen verblaßt war. Aber heute bemerkte er das alles nicht. Krähen schimpften ihn aus ihren schwarzen Zweigennestern in den grünen Wipfeln der Ulmen an. Verblühte Kranze lagen auf einem frischen Grab. Bisher hatte noch niemand die vermodernden Blumen beseitigt. Ted hörte und sah nichts davon.

Die Männertoilette war ein kurzer dunkler Betongang mit urinbefleckten Wänden und einer gelben Pissrinne, die nach einer Seite hin Gefälle hatte und in einem Abfluß mündete. Der Steinfußboden war glitschig durch die Feuchtigkeit. Zeichnungen von Schwänzen zierten die Wände, als ob man die Benutzer – vergeblich – daran erinnern wolle, wohin sie zielen sollten. Und am Ende eine Tür, an der Stiefel ihr Spuren hinterlassen hatten, ebenso wie Taschenmesser, die darin Initialien geritzt hatten. Ein stabiler Messingmechanismus war davorgeschaubt. Ted warf einen Penny hinein.

Hinter der Tür war eine Kloschüssel ohne Deckel; eine Schnur hing von dem Toilettenkasten über seinem Kopf herunter und ein blanker Metallbügel, auf dem das Toilettenpapier aufgehängt wurde – wenn denn welches vorhanden gewesen wäre. Ted legte mit Mühe den Riegel vor, wobei er gleichzeitig Angst hatte, daß er sich dabei einschließen könnte. Er ließ seine Hose herunter, die zu seiner

Erleichterung einigermaßen sauber war. Aber seine Unterhose hatte einen großen dunkelbraunen Fleck.

Er erinnerte sich daran, wie schwer es gewesen war, den Fleck aus seinem Taschentuch zu waschen, als er Nasenbluten gehabt hatte. Er konnte die Unterhose auf keinen Fall unbemerkt wieder sauber kriegen. Es ließ sich gar nicht vermeiden, daß jemand entdeckte, daß er zwischen seinen Beinen geblutet hatte. Seine Schwester blutete wohl auch – Gibbons erzählte dreckige Witze über Tomatensauce – aber das war etwas anderes und ging ihn nichts an. Er sollte eigentlich nicht bluten.

Deshalb zwängte er sich aus seiner Hose, wobei er darauf achtete, daß sie nicht den feuchten Boden berührte, zog seine Unterhose aus und die Hose wieder an. Die Unterhose stopfte er hinter die ramponierte Toilettenschüssel. Vielleicht merkte seine Mutter ja wochenlang nicht, daß er jetzt nur noch drei statt vier Unterhosen hatte. Wenn sie es dann irgendwann einmal merkte, würde er ihr sagen, daß er sich in der Schule in die Hose gemacht habe. Er habe sie dann auf der Schultoilette ausgezogen und verschwinden lassen. Weil sie dreckig gewesen war und weil er sich geschämt hatte, das zuzugeben.

Eine Woche später ging das Schuljahr zu Ende. In der Aula sang die gesamte Schule:

Oh Herr, laß uns mit deinem Segen gehen,  
Und hab dank für die Wohltaten,  
die wir empfangen haben

Ted war Gavin die ganze Woche lang aus dem Weg gegangen, und auch am letzten Tag nahm er lieber einen überfüllten Bus zusammen mit den ganzen anderen Jungen, als zu Fuß nach

Hause zu gehen. Die ersten zwei Tage nach den Ereignissen in der Höhle hatte er noch Blutspuren im Toilettenpapier gefunden, aber dann nicht mehr.

In den ersten zehn Tagen seiner Sommerferien blieb Ted überwiegend im Haus und las noch einmal seine ganzen Western- und Fantasy-Hefte, sortierte seine Sammelkarten neu und zeichnete Bilder von thermo-nuklearen Explosionen. Obwohl er ihr nicht am Rockzipfel hing, schickte ihn seine Mutter doch ein paar Mal hinaus, damit er frische Luft bekam. Er blieb dann in der Nähe des Hauses, meist in dem baumbestandenen hinteren Teil des Friedhofs.

Am elften Tag fuhren die Applebys mit dem Zug für eine Woche nach Edinburgh. Teds Vater, ein Elektriker bei den Stadtwerken, hatte jetzt Urlaub, genauso wie Teds Schwester Helen, die vor einem Jahr aus der Schule gekommen war und jetzt als Sprechstundenhilfe bei einem Zahnarzt arbeitete.

Die Familie wohnte in einer Pension in der Hanover Street, aß Haferbrei und Bücklinge zum Frühstück und sah sich die Stadt an. Der botanische Garten von Corstorphine erschien Ted wie eine paradiesische Ausgabe des Friedhofes zu Hause. Das winzige Zimmer, in dem Ted wohnte, lag direkt hinter einem Neonschild »Prinzenpension«, das die ganze Nacht über leuchtete. Die Röhren summten und knisterten, und das rötliche Licht badete das Zimmer selbst noch durch die Vorhänge in einen blutigroten Schein. Obwohl man das von der Straße unten nicht sehen konnte, war das Schild dick mit Spinnweben und den Kadavern von hunderten toter Fliegen bedeckt.

Am fünften Morgen ihres Urlaubs mußte Ted sich vor dem Frühstück übergeben. Er erbrach eine bittere Flüssigkeit in das winzige Waschbecken und konnte weder Haferbrei noch Fisch essen. Am nächsten Morgen war es das gleiche.

»Du bist viel zu blaß«, bemerkte seine Mutter. Ted fragte sich, ob das vielleicht irgendwie an der der Lampe vor seinem Fenster lag.

Auf der Zugfahrt nach Hause war ihm auch schlecht, aber dann ging es ihm besser, als sie zu Hause waren. Hier las er wieder, malte und spazierte auf dem Friedhof herum, wobei er sich vorstellte, durch den botanischen Garten zu wandeln, von dem er sich bunte Postkarten gekauft hatte. Er wünschte sich, daß er da immer leben könnte, in einem Baumhaus oder einer Buschhütte, nachdem ein thermo-nuklearer Krieg alle anderen getötet hatte. Da das auch seine Mutter und seinen Vater mit einschließen würde, weinte er ein bißchen. Bald war es dann September und das neue Schuljahr begann.

»Hast du einen schönen Urlaub gehabt?« fragte Gavin, als sie sich in einem Flur vor dem Physiksaal trafen.

»Wir waren in Edinburgh. Ich war krank.« Das war Ted im Gedächtnis geblieben, weil er fast nie krank gewesen war, und er sich vorher noch nie direkt nach dem Aufstehen übergeben mußte.

Gavin sah verletzt aus, so als habe Ted ihm die Schuld dafür gegeben.

»Wir waren im Lake District«, sagte Gavin. »Ich habe überlegt, ob ich dir eine Karte schreiben sollte, aber das habe ich dann doch nicht getan. Deine Eltern hätten sich vielleicht gewundert. Ich habe dir ein Geschenk gekauft.« Eine Keksdose mit dem Bild eines Hügels namens Helvellyn.

»Ich bin auf den Berg geklettert. Unten habe ich ein Schaf gefunden, das auf dem Rücken in einer Pfütze lag. Ich habe versucht, ihm wieder aufzuhelfen, aber es konnte nicht stehen. Oben auf dem Gipfel habe ich an dich gedacht und einen Stein



für dich am Gipfelkreuz abgelegt. Gehst du Samstag ins Kino?»

»Weiß ich noch nicht.«

Schwatzende Jungs kamen in ihre Richtung. Gavin verschwand im Physiksaal.

Samstag tat Ted so, als gehe er ins Kino, weil seine Mutter das erwartete, aber statt dessen ging er auf den Friedhof. Er setzte sich auf eine Bank und las alle Geschichten in seinem neuen Western und aß die ganzen Kekse auf. Er achtete darauf, daß es niemand sah, und versteckte die leere Dose unter einem Lorbeerbusch, bevor er sich auf den Heimweg machte. Danach hatte er ein paar Stunden lang Verstopfung.

Wenn er in diesem Winter Rugby spielte, war Ted immer kurzatmig und hielt nie lange durch. Die brutalen Attacken der anderen Spieler erschreckten ihn. Bill Gibbon rempelte ihn oft an und versuchte, ihn umzuwerfen.

Ted war zu dieser Zeit immer sehr hungrig und aß manchmal sogar vier Scheiben Brot während einer Mahlzeit. Er stibitzte Kekse aus der Vorratskammer. Er kaufte sich Schokolade von dem Geld, das er sparte, weil er nicht mehr ins Kino ging; die Schokolade gab ihm die Energie, die Kälte auf dem Friedhof auszuhalten.

So um Weihnachten herum stellte seine Mutter fest: »Du wirst pummelig.« Und damit hatte sie recht. Seine Hose, eine lange Hose seit seinem Geburtstag im Oktober, spannte schmerzhaft in der Taille. Er sah Gavin kaum noch in der Schule; Gavin schien eher verstimmt über Teds lange Hose, als daß er sie bewunderte. Ted bemerkte, daß die Hose sich an den Aufschlägen immer wieder verhedderte und ging daher breitbeinig, er watschelte. In den Aufschlägen sammelte sich der Schnee, aber er konnte sich nicht bücken, um ihn mit den

Fingern wieder herauszukratzen. Wenn sich der elastische Gürtel mit dem silbernen Verschuß in Form einer Schlange doch nur weiter dehnen ließe.

Im Januar, als die Schule wieder anfang, sagte seine Mutter: »Du wirst ganz schön dick. Du solltest nicht so viel essen. Aber vielleicht liegt das auch gar nicht daran, vielleicht ist das eine Drüsensache. Das kommt schon mal vor, bei Jungens in deinem Alter. Vielleicht sollten wir mit dir mal zu einem Arzt gehen.«

»Nein«, sagte Ted. »Es geht mir gut.«

Das stimmte aber nicht. Rugby war ein Alptraum für ihn geworden, und es spielte dabei auch keine Rolle, daß dem Sportlehrer alles egal war. An den Tagen, an denen er Sport hatte, wünschte sich Ted Regen, denn dann blieb die Klasse drinnen und machte Fitnessübungen. Manchmal regnete es nicht, manchmal schon, manchmal schneite es auch. Was aber noch schlimmer war: Auf seinem Bauch bildeten sich Streifen wie dünne rote Würmer, als würde die Haut langsam von innen zerreißen. Sein Vater unterhielt sich lustlos und kurz mit ihm über die Dinge, die ein Junge im Leben wissen mußte. Es war für beide eine unangenehme Sache.

Im Radio wurde berichtet, wie die britischen Truppen die Zone um den Suezkanal verließen, und wie die Franzosen Tausende von Soldaten nach Algerien schickten. Ted war stolz auf die Franzosen. Deren Premierminister, der auch France hieß, warb überall dafür, Milch zu trinken, weil das gesund war. Ted benutzte das als Ausrede, um seine Mutter dazu zu bewegen, jeden Tag für ihn eine zusätzliche Flasche Milch zu bestellen. Aber auch die Briten hatten sich gar nicht schlecht gehalten: Die Tommies hatten die Mau Mau besiegt, die mit ihren langen Messern die Siedler niedergemetzelt hatten. In Algerien warfen die Einheimischen Bomben in die Kinos. In Amerika beschützte Präsident Eiserhower Formosa gegen die

kommunistischen Chinesen. Seit Herbst des Jahres gab es im Fernsehen Werbung, genau wie im Kino. Ted wünschte sich, daß auch ihr Haus einen Fernseher hätte und ein großes »H« auf dem Dach, damit er all die Wochenschauen anschauen konnte, die er im Kino verpaßte, aber seine Mama sagte, daß sie keinen bekommen würden, solange er noch in der Schule war und Hausaufgaben zu machen hatte. Helen schien es egal zu sein, ob sie ein Fernsehgerät hatten oder nicht; sie war eine von diesen dummen, langweiligen großen Schwestern, die »Blatt der Frau« und »Schöner Leben« lasen.

Ted schloß jedes Mal die Tür ab, wenn er sein wöchentliches Bad nahm; er ließ niemanden die roten Streifen auf seinem Bauch sehen. Er wagte es nicht, zum Arzt zu gehen, denn er wußte bereits, was Doktor Robson dann unweigerlich feststellen würde. Nächtliche Visionen von einem Tunnel und einer weißen Kaulquappe in Verbindung mit einer unauffälligen Konsultation eines dicken ledergebundenen Buches vom obersten Regal mit dem Titel *Der Doktor im Haus* hatten keinen Zweifel gelassen. Und wenn Doktor Robson herausfand, was mit Ted nicht stimmte, dann würde auch herauskommen, was er und Gavin getan hatten.

Ted war schwanger.

Der Teppich in meinem Sprechzimmer war ein hellblauer Wilton, den ich gewählt hatte, um den Himmel anzudeuten. Manche meiner Patienten berichteten, daß ihre Seelen in einer blauen Leere zwischen diesem Leben und dem nächsten schwebten. Engel, oder in anderen Fällen ein Rat von weisen alten Knackern, musterten dann die Seelen, bewerteten das Karma und schlugen die nächste Reinkarnation vor.

Wenn der Teppich den Himmel repräsentierte, dann waren die Vorhänge die Wolken, die über der Jesmond Road hingen. Ein Krankenwagen fuhr draußen vor dem Fenster vorbei, die Blaulichter durchbrachen meine Wolkendecke.

Wir durchlebten jetzt die Geißel der Menschheit, die Pestjahre. Die Reinkarnation ist nicht nur ein Weg zu einer Vielzahl von angeblichen vergangenen Leben. (Die beileibe nicht unbedingt angenehm sein müssen. Die können genauso gut ein Jammertal sein und sind das oft genug auch. Aber im einen wie im anderen Fall verleihen sie einem Charakter zusätzliche Konturen.) Der Glaube an die Reinkarnation verweist auch auf zukünftige Leben, Leben in ewigem Glück und Zufriedenheit, wenn dieses gegenwärtige schreckliche Leben einst zu Ende gegangen sein wird.

Und schrecklich war es wirklich. Eine Zeit der Angst. Der Tod der Freude. Es war mir nicht entgangen, daß die Sexualitätsfeindlichkeit – sowohl in homo- wie auch in heterosexueller Sicht – die in dieser Geschichte durchklang, vielleicht deshalb einen so schrecklichen Unterton hatte, weil die AIDS Hysterie die Menschheit quälte und niederdrückte.

Mir war aufgefallen, daß die vorhergehende Kollektiv-Angst, die vor einem nuklearen Krieg, ihr häßliches Haupt zu Beginn von Gavins Geschichte erhoben hatte. Aber diese Quelle allgemeiner Angst spielte hier kaum noch eine Rolle. Die Leute konnten mit der Angst vor einem Atomkrieg leben, egal wie schrecklich die angedrohten Konsequenzen auch sein mochten. Sie konnten diese Gefahr dauerhaft ignorieren, während sie genauso weiterlebten wie zuvor. AIDS dagegen berührte sie auf einer persönlicheren Basis. Die Krankheit hatte schon jetzt unsere Gesellschaft und unseren Umgang miteinander weit tiefgreifender verändert, als es die Nuklearwaffen jemals gekonnt hatten.

Aus der ganzen Welt hörten wir die Berichte von medizinischen Maßnahmen, die versagten, und die in Reisebeschränkungen, Fremdenfeindlichkeit, Aussonderung und Massenbegräbnissen mündeten. Wir sahen, wie die ökonomischen Grundfesten unserer Gesellschaft erzitterten und in die Knie gingen. Die Leben der heutigen Kinder in dieser strengerem, repressiven, todbringenden Zukunft würden ganz anders sein als alles, was wir uns bisher ausmalen konnten – wenn nicht ein Wunder geschah, wenn nicht ein Lebenselixier gefunden wurde.

War es verwunderlich, daß Jack Cannon eine Leserschaft fand, die seine Horrorromane verschlang? Wahrscheinlich nicht. In Jacks Büchern drang das Böse – eine lächerliche, aber plausibel dargestellte Form des Bösen – in die normale Welt ein und bedrohte sie. Am Ende wurde das Böse üblicherweise vertrieben, exorziert. Die Nadeln wurden aus der Voodoo-Puppe gezogen. Der Teufel in die Hölle zurückgejagt. Der Alptraum machte dem Tageslicht Platz. Der Status Quo stellte sich wieder her. Am Ende.

Vielleicht war es gar nicht so ungewöhnlich, daß Tony sein »früheres Leben« wie einen Horrorroman erlebte. Auch andere meiner Patienten zeigten Spuren der AIDS-Angst.

Und trotzdem drückten sie das nicht in Horror-Motiven aus. Eigentlich hätte Tony keine Horrorgeschichten erzählen sollen, während er unter Hypnose auf meiner Couch lag.

Darum hatte ich Jack eingeschaltet. Das Material paßte so gut zu ihm. Ich hatte es Jack nicht erlaubt, irgend etwas zu erfinden oder hinzuzufügen oder zu verändern, aber vielleicht hatte ich nur dadurch, daß ich ihn das Rohmaterial etwas aufpolieren ließ, der Sache mehr Substanz gegeben, als sie sie zuvor für Tony besessen hatte? Mehr Gehalt, mehr physische Präsenz, mehr Details, eine solidere Grundlage. Der ursprüngliche Bericht hatte mehr einem Alptraum geähnelt und in einigen Passagen auch die Logik eines Alptraums gehabt. Jetzt ergab es eine stimmige Geschichte.

Tony kam schaudernd zum Schluß von Jacks Erzählung. Während unserer Sitzung in der letzten Woche hatte Jack gezittert und geschwitzt und war offenbar bei manchen Passagen äußerst aufgewühlt gewesen, während er redete. Jetzt konnte ich sehen, wieviel Angst er vor dem bevorstehenden Ende hatte. (Wenn doch nur jeder Leser von Jack Cannon so reagieren würde!) Denn welches Ende würde die Geschichte haben? Sie hatte noch gar keines. Noch nicht.

Man versucht für gewöhnlich nicht, die Details eines früheren Lebens in Frage zu stellen oder in eine andere Bahn zu lenken. Ich wußte, daß ich mich auf dünnem Eis bewegte, aber in diesem Fall war ich der Meinung, ich müßte eine Ausnahme machen, da Jack unsere letzte »Seance« so aufgewühlt beendet hatte.

Er drehte die letzte Seite um. Dann ließ er das Manuskript auf den Teppich fallen und starrte aus dem Fenster.

»Sie sind ein verdammt guter Schriftsteller«, sagte er. »Sie könnten sich damit ihren Lebensunterhalt verdienen.«

Mein Herz setzte einen Moment aus. Aber sein Tonfall war eher tonlos als anklagend.

Mit den Fingern seiner rechten Hand knibbelte er an der Nagelhaut seiner linken Hand und riß kleine Streifen ab. Tony knabberte nicht an den Fingernägeln. Die waren sauber manikürt. Aber er nagte an der Haut um seine Fingernägel herum, bis sich dort kleine traumatische Speerspitzen bildeten, und dann riß er sich kleine Streifen rohen Fleisches von den Fingern.

»Ich bin letzten Samstag nach Tynemouth heruntergefahren«, erzählte ich ihm. »Es gab da ein Kino, so wie sie erzählt haben. Das Carlton. Es ist vor Jahren abgerissen worden, und man hat da einen Block mit Sozialwohnungen hochgezogen. Irgend jemand könnte Ihnen von dem Carlton erzählt haben.«

»Tatsächlich? Ich fahre so gut wie nie an die Küste. Dieses gräßliche eiskalte Meer. Ich kann es nicht ausstehen!«

»Trotzdem. Sie könnten irgendwo etwas über das Kino aufgeschnappt haben. Ich bin auch in der Bibliothek in North Shields gewesen, und ich habe mir die Mikrofilmkopien der lokalen Zeitung von Anfang 1955 angesehen. Ein Junge namens Ted Appleby ist damals verschwunden. Und ein paar Wochen später wurde ein älterer Junge namens Gavin Percy...«

Tony war aschfahl geworden.

»Gavins Leiche wurde aus dem Fluß gezogen, vielleicht auch aus dem Meer, jedenfalls fand man sie irgendwo an der Mole.«

»Ich habe mich also ertränkt! Ich bin entkommen.« Tony schien so erleichtert.

»Gavin Percy hat sich ertränkt!«

Selbst das konnte Tony gewußt haben. Irgendeine Tante konnte davon erzählt haben, als er noch ein kleines Kind war;

er konnte es in einer alten Zeitung gesehen haben... es gab Hunderte Möglichkeiten. Das menschliche Gehirn ist ein Schwamm, der Gigabytes voll Daten aufsaugt und sie im Keller des Vergessens lagert. Ich wollte sein Vertrauen in RT nicht erschüttern – er brauchte ganz bestimmt Hilfe – aber was auf den ersten Blick wie ein Beweis für Reinkarnation erscheint, ist oft genau das Gegenteil. In den meisten Fällen gibt es eine viel profanere Erklärung.

»Diese Sache mit der Reinkarnation muß wahr sein«, sagte er. »Ich wurde drei Jahre später wiedergeboren, 1958. Meine anderen Eltern könnten heute immer noch leben.« Er rechnete nach. »Sie wären jetzt wohl so Mitte Siebzig. Werden wir nicht ziemlich schnell alt? 1950 scheint erst vor so kurzer Zeit gewesen zu sein. Und doch müssen die alt sein. Fast schon tot.«

»Spielt das eine Rolle«, gab ich sanft zu bedenken, »wenn wir wiedergeboren werden?«

»Wenn einer von ihnen immer noch lebt...«

»Sie könnten damit eine Menge Unruhe stiften, Tony. Und Verwirrung. Wie Sie schon sagten, die wären jetzt alt.«

»Deshalb müssen sie ja noch nicht senil sein. Ich könnte ihnen mein Schlafzimmer in ihrem Haus beschreiben. Die Kuckucksuhr.«

Ich schüttelte den Kopf. »Wir suchen nicht nach Beweisen.«

»Dann verraten Sie mir doch einmal, warum Sie nach Tynemouth und Shields gefahren sind, um das nachzuprüfen? Nun, Doktor Cunningham?«

Wegen des Horrorszenarios. Weil es unmöglich war. Glücklicherweise wiederholte er die Frage nicht noch einmal, weil der Schrecken ihn wieder übermannte.

»Hey! Ich bin entkommen, indem ich mich im Fluß ertränkt habe. Aber Ted ist dann immer noch in dem Fels gefangen. Er ist da immer noch mit dieser Kreatur.«



O Gott. Das durfte nicht in diese Richtung gehen.

Aber Tony zitterte unkontrolliert.

»Ich könnte da nicht hingehen. Ich könnte es einfach nicht.«

»Das verlangt auch keiner von Ihnen. Es würde nichts nützen.«

»Aber jetzt, wo ich mich wieder daran erinnert habe, könnte es nicht sein, daß die Kreatur jetzt wieder nach mir greift wie damals, bevor ich mich umgebracht habe?«

Da kann einfach nicht so eine Kreatur in den Klippen unterhalb der Abtei von Tynemouth existieren. So etwas gibt es nicht. Sollte ich das Tony sagen? Was würde einer von Jacks vom Teufel besessenen Protagonisten dazu sagen?

»Passen Sie auf«, sagte ich schließlich. »Sie haben Ihr früheres Leben so erlebt, wie Gavin das damals erlebt hat. Aber Gavin stand unter einer starken Anspannung. Wenn sich ein solcher Streß ansammelt...«

»Dann kann man durchknallen. Dann können sich schon mal ein paar Schrauben lösen. Man wird wahnsinnig. Bin ich im Begriff, überzuschnappen?«

»Nein, nein. Gavins Sicht der Welt – nicht die Ihre – hat sich offenbar verzerrt.«

»Habe ich Ted umgebracht? Meinen Sie das? Hat Gavin sich die Kreatur nur eingebildet, weil er selbst Ted erwürgt hat, damit Ted ihn nicht verraten konnte? Und dann habe ich mich aus Schuldgefühl im Meer ertränkt? In dem Meer, das ich jetzt hasse?«

Vorsicht!

»Das könnte eher zutreffen. Vielleicht war es so.«

»Dann gibt es also kein Monster. Ich war das Monster.«

Ich lächelte: »Sie würden einen guten Psychologen abgeben, Tony. Das Monster steht für eine Verstrickung in Ihnen selbst, in Ihrem Unterbewußten. Um diese Verstrickung, diesen Knoten, zu lösen, müssen wir in ein noch früheres Leben

zurückgehen, ein Leben, in dem dieser Knoten festgezurr wurde. Wir müssen herausbekommen, was diesen Knoten ursprünglich geknüpft hat.«

Das zentrale Trauma in seinem Leben als Gavin – die Verführung eines anderen Jungen und die schrecklichen Konsequenzen – standen mit ziemlicher Sicherheits für Tonys eigenen sexuellen Probleme; und dabei durfte man auch den bitteren Nachgeschmack der modernen AIDS-Angst nicht vergessen. Der Idee von RT zufolge konnte sich dieses Muster durch verschiedene aufeinanderfolgende Leben hindurchziehen. Indem man Tony weiter in die Vergangenheit zurückversetzte, konnte man so zu dem auslösenden Moment zurückgehen, der das Muster gelegt hatte – und damit das in Tonys Jugend beleuchten, was sein Trauma ausgelöst hatte.

Vielleicht war das ein sexueller Mißbrauch durch einen Onkel oder einen anderen Jungen, eine Erinnerung, die er lange unterdrückt hatte. Ein Freudianer würde etwas in der Richtung erwarten. Aber Tony war schon erfolglos von einem Freudianer therapiert worden – eine Auflage seiner Bewährungsstrafe vor zwölf Jahren. Da ich mich mit Tony ziemlich ausführlich unterhalten hatte, bevor ich ihn das erste Mal hypnotisiert hatte, wußte ich das alles.

Vielleicht war der Therapeut damals nachlässig gewesen. Vielleicht hatte Tony auch nicht mitgearbeitet, so wie er bei mir mitarbeiten konnte. Der Vorteil bei RT liegt darin, daß die schrecklichen Dinge einem Substitut, einem Stellvertreter, einer »anderen Person« passieren. Man muß sich hier nicht in Fachbegriffen über Katharsis und Kathexis ergehen. In erster Linie mußte ich Tony von dieser Anspannung durch den Horror befreien, die sich in seinem Leben als Gavin aufgestaut hatte – der damit zu so etwas wie einem Charakter aus einem Buch Jacks geworden war, nur daß sich Jack nie so etwas ausdachte!

»Wir reden darüber nächste Woche, einverstanden?« Ich sah entschuldigend auf eine Uhr.

Mrs. Amanda Harvey aus Benton hatte in fünf Minuten einen Termin, um ihre Erlebnisse als Kinderprostituierte, die im Bristol des achtzehnten Jahrhunderts an den Pocken gestorben war, neu zu durchleben. Das war damals zu Zeiten, als Segelschiffe noch Rum und Zucker und die Syphilis von den Sklavenplantagen in der Karibik mitbrachten. War auch das eine weitere Ausprägung der tödlichen Furcht vor AIDS? Amanda hatte Angst davor, sich bei ihrem Ehemann im Bett mit AIDS anzustecken, hatte Angst davor, daß auch ihre Tochter die Krankheit bekommen könnte. Es gab gar keinen Grund, warum so etwas der Fall sein sollte. Aber die Angst war trotzdem da. Und ließ sie innerlich erstarren.

Genauso wie Tony seinerseits impotent war.

Der schwarze Schatten eines Leichenwagens glitt vor dem Fenster vorbei, gefolgt von einem eleganten Rolls Royce voller Trauernder. Der Friedhof war ein paar Meter weiter die Straße hinunter. Leichenwagen kamen dauernd am Haus vorbei. Das hatten sie schon zu allen Zeiten getan.

Amandas ehemaliges Leben war nicht gerade angenehm verlaufen. Und doch hatte der Gedanke, daß man mehr als ein Leben führen konnte, einen gewissen Reiz. Daher auch – aus der Sicht des Ungläubigen – meine eigene Co-Existenz mit Jack, der an alle möglichen okkulten Dinge glaubte, jedenfalls so lange, wie er sie niederschrieb.

»Das Monster im Fels...«

»Sei ruhig, Jack. Hör auf, herumzujammern.«

Tony verabschiedete sich zittrig.

*Die Höhle des kettenrasselnden Tynesiders*  
(ein vorläufiges Ende)

Eines Tages traf er Gavin nach der Schule. Der ältere Junge schien ihn jetzt nicht mehr zu mögen, nicht nur wegen der langen Hose, sondern auch, weil Ted fett und aufgequollen aussah und auch ein wenig größer geworden war. Sie gingen wie früher die Straße hinunter, aber es war nicht mehr so wie früher.

»Gav, ich muß dir was sagen.«

»Ja?«

»Ich bekomme ein Baby. Ich schätze, es kommt im März.«

Gavin packte Ted hart an der Schulter. »Das geht nicht! Du bist keine Frau. Was soll das heißen?«

Ted begann zu wimmern.

»Was ist mit dir los?« Gavin war schneeweiß geworden.

»Ich hab' Angst.«

»Warum?«

»Das hab' ich dir doch gesagt. Das kommt von dem, was wir in der Höhle gemacht haben.«

Jetzt schien Gavin wütend zu werden – obwohl er immer noch fassungslos war. »Du denkst dir das aus. Das ist wissenschaftlich unmöglich. Du hast gar keine Gebärmutter in dir drin. Du sagst das nur, um Ärger zu machen!«

»Ich muß etwas haben, das so tut, als sei es eine Gebärmutter. Ich bin so dick geworden. Ich habe dir doch erzählt, daß mir in den Sommerfellen morgens immer schlecht war. Das kommt von der Schwangerschaft. Ich habe in einem medizinischen

Ratgeber nachgeschlagen. Auf meinem Bauch sind diese ganzen roten Streifen, weil der sich ausdehnt. Soll ich sie dir zeigen?«

»Ich will das nicht sehen.«

»Kannst du mir nicht helfen, Gav? Meine Mutter will mich zum Arzt schicken.«

Ein überlegender Ausdruck erschien auf Gavins Gesicht: »Du hast deiner Mutter noch nichts davon erzählt?«

»Nein.«

»Frauen trinken so ein Zeug, um ein Baby loszuwerden. Ich werde mich erkundigen. Aber du darfst das niemand anderem erzählen.«

Ted zuckte zusammen. »Autsch. Ich habe gefühlt, wie es sich bewegt hat.«

»Was?«

»In meinem Bauch. Da! Fühl mal, Gav!«

»Hier auf der Straße?«

»Fühl, solange es sich noch bewegt, oder du hilfst mir nicht!«

Gavin sah die verlassene Straße hoch und runter, blickte an den gardinenverhangenen Fenstern in der Nähe entlang. Hastig rückte er näher an Ted heran, und ließ zögerlich seine Hand führen.

»Kannst du es fühlen?«

»Da schiebt etwas. Es tritt!« murmelte der ältere Junge, verstört und fassungslos.

Zwei Tage später, auf dem verlassenen windigen Fußballfeld, sagte er: »Ich habe Brian Gibbon gefragt.«

»Er wird das seinem Bruder erzählen.«

Ted fühlte sich verraten.

»Nein, wird er nicht. Ich habe ihm meinen neuen Füllfederhalter gegeben. Ich werde ihm seine Hausaufgaben machen, und ich habe ihm einen Teil des Geldes, das ich zu Weihnachten bekomme, versprochen, wenn er mir hilft.

Gibbon kennt sich mit Mädchen und Babies aus. Ich mußte ihn fragen, Ted. Außerdem habe ich nichts von dir gesagt!«

»Und was hast du ihm gesagt?«

Gavin schnaubte bitter: »Ich habe ihm erzählt, daß ich ein Mädchen in Schwierigkeiten gebracht habe. Daß sie jetzt damit droht, es ihrem Vater zu erzählen. Gibbon respektiert mich jetzt deswegen. Er wollte alle Einzelheiten wissen. Das wollte er wirklich!«

»Und?«

»Ich habe behauptet, sie sei eine Freundin meiner Cousine. Ich habe gesagt, daß ich sie zu einem von diesen Betonbunkern aus dem Krieg mitgenommen hätte, hinten in den Dünen in dem stoppeligen Gras, und daß wie es da gemacht hätten. Im letzten Schuljahr. Ich hatte eigentlich gedacht, daß sie mich nur mal anfassen ließe, aber dann hat sie ihren Slip ausgezogen und hat mich alles tun lassen. Das hab' ich ihm erzählt.« Gavin schien seine Geschichte ekelhaft zu finden. »Gibbon läßt sich etwas einfallen.«

Ted dachte an Karotten, die an einen Bindfaden gebunden wurden, und an Bierflaschen. Sein Magen rebellierte. Gavin zitterte vor Nervosität. Sollte er doch aufgeregt sein!

Er flüsterte Gavin zu: »Wenn ich ein Baby bekomme und die Leute herausfinden, daß du der Vater bist, dann nimmt die Polizei dich mit und steckt dich in eine Erziehungsanstalt.«

Gavin biß sich auf die Lippen.

»Gibbon sagt, man macht es mit einer Ginflasche und einem zurechtgebogenen Drahtkleiderbügel«, erzählte Gavin Ted. Sie standen auf der Eisenbahnbrücke. »Die Frau trinkt den Gin, bis ihr schlecht wird, und dann steckt jemand den Kleiderbügel in sie hinein und kratzt die Schwangerschaft los. Dann kommt das Ding heraus.«

Das alarmierte Ted: »Du willst mir einen Kleiderbügel in den Hintern stecken?«

»Gibbon sagt, daß das nur in den ersten Monaten der Schwangerschaft gut funktioniert und daß die Frau manchmal ganz schön blutet. Er sagt, wenn das Baby schon größer ist, dann sollte man nur beim Gin bleiben. Damit versucht man, eine Fehlgeburt einzuleiten...«

»He! Ich denke, du hast ihm erzählt, daß du es mit dem Mädchen im letzten Schuljahr gemacht hast.«

»Ja, aber ich habe ihn auch gefragt, ›was wäre, wenn?‹, und das hat er mir dann erzählt. Das Baby wird dann vorzeitig geboren und stirbt. Man kann es hinterher beerdigen oder ins Meer werfen. Gibbon besorgt mir den Gin unter der Hand, wenn ich ihn dafür bezahle.«

»Dann bin ich betrunken. Mama und Papa werden das merken.«

»So eine Fehlgeburt dauert drei oder vier Stunden. Bis dahin bist du schon wieder fast nüchtern. Wir können das Samstag machen, wenn du eine Ausrede findest, um den ganzen Tag weg zu sein.«

»Ich werde sagen, ich sei zu einem Geburtstagsfest eingeladen worden: Zuerst das Kino, dann Essen in einem Schnellimbis und danach die Schlittschuhbahn. Und wo sollen wir das tun?«

»Wir müssen ungestört sein. Wie wäre es mit der Höhle? Mein Opa hat gesagt, die Tide sei an diesem Wochenende nicht sehr hoch – ich finde heraus, wann sie steigt. Das Meer geht dann zwar über die Felsen, aber es kommt nicht bis in die Höhle.«

»Bist du dir da sicher?« Ted stellte sich Lebensrettungsmannschaften, Soldaten und Polizisten vor, die sich an Seilen die Klippen herunterließen, um sie zu retten. Sogar an ein Rettungsboot, das zu Wasser gelassen wurde und

Rettungsringe, die ihnen zugeworfen wurden, um sie vor dem Ertrinken zu retten.

»Wenn es keinen Sturm gibt.«

Es gab keinen Sturm. Als sie am Samstag morgen in die Höhle des kettenrasselnden Tynesiders kletterten, spielte die See schon um die Felsen. Weiße Schaumkronen – nur ganz winzige – tummelten sich auf den von den Felsen gebrochenen Wellen. Im tieferen Wasser schimmerten eisig Wogen und Wellentäler aus grünem Glas. Der Himmel bestand aus einheitlichem, trübem Grau.

In der Höhle war es feucht, aber nicht sehr kalt. Ted hatte seinen dicksten Pullover angezogen und darüber noch seine Schulweste und seinen Mantel. Gavin genauso, wobei er dann auch noch einen wollenen Schal trug. Aus der Tasche seines Mantels zog Gavin ein Paket, das in Zeitung eingeschlagen war, und packte eine Flasche Gordon's Dry Gin heraus, die fast so dunkelgrün war wie die See. Dann holte er einen kleinen Erste-Hilfe-Koffer hervor mit ein paar Pflastern und Verbänden darin und für sich selbst eine Tafel Schokolade und ein Stück Kuchen.

Ted kramte einen zerknickten Umschlag mit einer Geburtstagskarte hervor und etwas in Geschenkpapier Eingewickelter.

»Das ist ein Spielzeugpanzer. Der feuert Streichhölzer ab. Hat meine Mutter einiges an Geld gekostet.« Ted warf das eingepackte Geschenk in die Ecke.

*Gesundheit und Wohlergehen* und die leere Niveadose lagen immer noch da, wo die beiden sie hatten liegen lassen, obwohl die Zeitschrift jetzt nur noch ein feuchter Klumpen war, bei dem die Seiten zusammenklebten.

Ted überlegte, ob sie diese Sache nicht anderswo durchführen konnten. In einem der Bunker in den Dünen? Die Betonklötze lagen immer noch mit offenen Maschinengewehrschlitzen am



Strand und warteten auf die Nazipanzer, die von Landungsbooten aus Norwegen herübergebracht werden sollten... Bunker ohne Türen, in die sich verliebte Pärchen zum Petting verkrochen. Es gab keinen anderen Ort.

Gavin schraubte den Verschuß von der Flasche. »Schütte das nicht wie Limonade herunter, oder du hustet es wieder aus. Das hat Gibbon gesagt. Trink davon so viel, wie nur hineingeht, ganz langsam, und dann immer weitertrinken.« Ted begann, langsam den Gin zu schlucken.

Obwohl Ted flach auf dem Boden lag, war ihm fürchterlich schlecht und ihn schwindelte. Die Höhle schwankte von einer Seite zur anderen. Die Wände drehten sich um ihn. Die größeren der draußen anbrandenden Wellen sprühten ihre eisige Gischt in die Höhle, was ihn für Augenblicke erfrischte. Er schwitzte, er fror. Sein Magen brannte und rumorte. Er wünschte sich, er könnte alles wieder ausspeien, inklusive der lebenden Kreatur, die dort existierte. Aber die mußte aus seinem Hintern kommen, als der größte Schiß, den er je gehabt hatte.

Plötzlich mußte er sich doch übergeben. Ein stinkender Sturzbach ergoß sich über Teds Mantel und über die Algen, so krampfartig, als würden sich seine Eingeweide durch seine Kehle zwingen. Gavin war zur Seite gesprungen und fluchte: »Verdammter Mist!«

Selbst nachdem schon lange nichts mehr kam, wurde Ted weiterhin von würgenden Krämpfen geschüttelt.

Gavin begann heftig auf Teds Oberbauch zu drücken: »Na los, du kannst es, du dreckiger kleiner Scheißer!« Ted hörte ihn kaum. Schmerz drängte sich wellenförmig nach unten.

Gavin hatte es bis jetzt immer noch nicht ganz geglaubt. Nicht einmal, nachdem er diese Zuckungen in Teds Bauch

gespürt hatte. Der kleinere Junge war einfach übergeschnappt nach dem, was sie zusammen getan hatten. Gavin wußte, daß Leute durch reine Einbildung krank werden konnten. Er mußte Ted das nur wieder ausreden, ihm zur »Katharsis« verhelfen – so wie laut Mr. Brennan, dem Englischlehrer, Marlowes Tragödie den Zuschauern zur Katharsis verhalf. Er mußte Ted diesen Quatsch austreiben, der Gavin einen Füllfederhalter, Geld, Stunden zusätzlicher Hausarbeiten – und was das Schlimmste war – eine Verpflichtung Gibbon gegenüber eingebracht hatte. Er mußte dafür sorgen, daß Ted ein für allemal genug davon hatte! Das hatte sich Gavin für sich selbst zurechtgelegt, als Sicherheitsventil gegen diese irrsinnige Geschichte mit Teds unmöglicher Schwangerschaft. Ein Sicherheitsventil – bis jetzt.

Gavin knöpfte Ted den verdreckten Mantel und die Weste auf und zog ihm die Hose und Unterhose über die Schuhe herunter. Wenn Ted ein Baby bekommen wollte – wenn er glauben wollte, ein Baby zu bekommen, dann mußte er dazu von der Hüfte an nackt sein. Der Anblick von Teds Genitalien versetzte Gavin jetzt nicht mehr in Erregung. Der geschwollene, mit roten Streifen überzogene Bauch, der winzige Penis, die schrumpeligen Hoden, die Haare... Ted schien das Bewußtsein verloren zu haben, aber sein Bauch arbeitete, und mit jeder Zuckung glitten die Beine des Jungen weiter auseinander – und sein Anus klaffte weiter auseinander. Jetzt konnte es auch für Gavin keinen Zweifel mehr geben; der Junge lag tatsächlich in den Wehen. Er bekam ein Baby, in einer Höhle, die durch das Meer von der Umwelt abgeschnitten war. Gavin kroch soweit zurück, bis er die Felswand hinter sich hatte, starr vor Schreck und Entsetzen.

Er zwang sich, hinzusehen.

Teds Anus war aufgeplatzt und heraus quollen stinkender Stuhl, Blut und gelbe Flüssigkeiten. Etwas, das nur wenig kleiner war als der Kopf des Jungen, hatte sich den Weg ins Freie gebahnt und lag zwischen den gespreizten Beinen. Es regte sich, zuckte.

War das eine Fehlgeburt? Eine Frühgeburt?

Frühgeburt bedeutete unfertig, schwächlich, lebensunfähig. Das Ding sollte aufhören, sich zu bewegen, es sollte sterben! Aber es wollte nicht, zumindest nicht sofort. Er hätte es hochheben und ins Meer werfen können, aber dann hätte er es anfassen müssen. Er könnte es jetzt auch mit einem Stein erschlagen.

Ted sah aus, als sei er tot. Ich habe in meinen Teddy hineingesehen und jetzt ist er tot, die Füllung ist herausgefallen. Aber ich habe ihn nicht kaputtgemacht.

Und wenn er Teds Körper jetzt ins Meer rollte? Aber die Leiche könnte an der Oberfläche schwimmen und auf die Höhle deuten, in der Gavin jetzt gefangensaß.

Das Ding zwischen Teds Beinen strampelte, als wolle es sich aufrichten; als würde es an Kraft gewinnen. Gavin kroch näher heran, prallte dann aber zurück. Das Baby sah eher aus wie ein Krake mit einem kugelförmigen Körper und tentakelartigen Armen. Oder auch Beinen. Aber wie viele? Dort wo der Überzug aus Blut und Kot sich abgerieben hatte, glänzte es madig weiß, weiß wie gekochter Schellfisch. Als sei es aus weißem Gummi. Ein trüber Fleck mochte ein Auge sein, eine gezackte Vertiefung ein Maul. Es war ein Monster, eine schreckliche Monstrosität. Gavin stolperte zurück in den hinteren Teil der Höhle, wo ein Hügel aus Steinen übereinanderlag, die im Laufe der Jahre durch den Wassereinbruch bei Flut glattgewaschen worden waren. Er suchte nach einem brauchbaren Instrument, mit dem er das

Ding vernichten konnte. Die Steine lagen wirr übereinander. Als er einen fleckigen, salzverkrusteten Granitbrocken von der Größe eines Straußeneis herauszog, löste sich ein anderer Stein gleich mit, dann der Nachbarstein und so weiter. Als habe dieser Granitklumpen alles zusammengehalten, geriet plötzlich die ganze Steinalde in Bewegung. Während Gavin in Deckung sprang und dabei seine Waffe verlor, hatte er unwillkürlich den Eindruck, als würde der ganze Haufen von hinten angeschoben. Oben war plötzlich eine Öffnung – groß genug, um hindurchzuklettern.

Die Kreatur kletterte über Teds Körper hinweg. Wacklig aber schnell zog sie sich den zusammengebrochenen Hügel hoch – Gavin schrie auf und duckte sich – und das Ding verschwand in der Spalte.

Als sein Herzschlag sich wieder beruhigt hatte, bewaffnete Gavin sich erneut. Vorsichtig kletterte er den Abhang hinauf, wobei er sich ducken mußte, als er zu dem Spalt zwischen Steinhügel und Höhlendach kam. Die Öffnung schien in einen natürlichen Tunnel zu führen, der sich kaum sichtbar in der fast vollständigen Dunkelheit verlor. Wenn er heute doch nur eine Lampe mitgebracht hätte.

Vielleicht war das jetzt nur der hintere Teil der Höhle, der bisher von den Steinen verschüttet gewesen war? Hier konnte es doch nicht wirklich einen Tunnel geben – nicht wirklich eine Höhle mit einem kettenrasselnden Tynesider? Wenn es so etwas gab, dann hätte man den Durchgang schon Jahre vorher entdeckt, hätte ihn erkundet und mit einem abgeschlossenen Eisentor verbarrikadiert, nicht mit einem simplen Haufen von Steinen. Man würde von seiner Existenz wissen – nicht nur durch eine seltsame Legende aus einem merkwürdigen Buch aus dem neunzehnten Jahrhundert. Und doch sah er einen Tunnel. Und ein schwach fauliger Geruch drang daraus hervor und ihm in die Nase.

Der Atem der Kreatur? Wenn so eine Kreatur überhaupt atmete. Er konnte sie nirgends sehen, aber auch sonst sah er nicht viel. Als seine Sicht langsam besser wurde, vermeinte er vage, einen grauen Schatten einen Hügel hinauf verschwinden zu sehen.

Gavin kletterte wieder dahin zurück, wo der halbnackte Junge lag, mit Schmutz und Blut zwischen den Beinen. Er ließ den Stein fallen und schüttelte Ted, dann gab er ihm sachte Ohrfeigen und versuchte, einen Puls, einen Herzschlag, zu finden. Teds Fleisch fühlte sich widernatürlich kalt an. Die Blutung hatte anscheinend aufgehört.

Keiner wußte, daß sie hier waren. Gavin schleppte den Jungen weiter in die Höhle hinein und wuchtete ihn den Abhang hoch. Er brauchte all seine Kraft, um den Körper durch die Öffnung zu schieben, bis das Gewicht von Teds Körper schließlich die Überhand gewann und er nach unten außer Sicht rutschte.

Hastig sammelte Gavin Teds Kleidungsstücke, das eingewickelte Geschenk und die Karte auf und stopfte auch sie durch den Spalt. Dann verschloß er die Öffnung wieder mit heruntergefallenen Steinen und setzte sich hin. Er mußte warten, bis die Flut zurückging. Er versuchte dabei, nicht an das zu denken, was hinter ihm war.

Eine Stunde später, nachdem er sich vergewissert hatte, daß auf der Mole niemand zu sehen war, kletterte er aus der Höhle. Er tastete sich über die schlüpfrigen Steine, um die immer noch die Wellen herumpülten, zurück in Sicherheit, zurück zu den steinernen Stufen mit dem rostigen Geländer, das sich von dem Schieferbett bis dahin erstreckte, wo die Granitmole auf den Strand traf.

Früh am Morgen setzte sich Gavin plötzlich vor Angst schweißgebadet im Bett auf. Er hatte die Bettdecke bis zum Kinn hochgezogen und preßte den Rücken gegen die Tapete. Die Nachttischlampe, die er mit vor Angst zitternder Hand angeknipst hatte, beleuchtete die altbekannte Umgebung: die Vorhänge aus blauem Satin, seinen unordentlichen Schreibtisch, den Stuhl mit dem flachen orangefarbenen Kissen, sein gut gefülltes Bücherregal, den Kalender mit Bildern aus Kanada, den er zu Weihnachten von einer Tante erhalten hatte, die tickende Kuckucksuhr mit der Uhrkette, die mit einem metallenen Tannenzapfen beschwert war, ein längliches gerahmtes Foto mit vier Reihen winziger Gesichter, die alle Schulmützen trugen. Eines der Gesichter war das von Ted.

Gavin hatte gerade den schlimmsten Alptraum seines Lebens gehabt und wußte jetzt, daß Ted mit ihm durch ein unsichtbares Band verbunden war; ein Band, das sich kilometerweit hinziehen konnte, für das Entfernungen keine Bedeutung hatten.

Gavin war in diesem Traum tiefer in Ted eingedrungen, als damals im letzten Sommer. Diesmal hatte er in seiner Haut gesteckt.

Er wachte auf kalten Steinen auf, nur halb bekleidet. Sein Bauch und alles, was darunter lag, war eine mit Schmerzen gefüllte Leere. Sein Kopf schmerzte.

Licht. Eher weiter weg als in der Nähe, so als bräuchte das Licht einen größeren Kegel, um ihm zu zeigen, wo er war; ein Tunnel im Felsen, der sich auf der einen wie auf der anderen Seite so weit erstreckte, wie das Licht reichte, wie seine Augen sehen konnten.

Ted hockte auf seinen bloßen Knien. Er bemerkte Kleidung in der Nähe. Er stolperte auf die Füße und holte sich seine Unterhose und Hose. Es gelang ihm, sie überzustreifen, aber er

fühlte eine Leere in sich, als fehle etwas von ihm. Sein Regenmantel stank nach Erbrochenem, er zog ihn aus und ließ ihn zu Boden fallen.

Ein Stück weiter im Tunnel sah er eine Bewegung. Etwas Kleines, Weißes, Unbestimmtes kletterte über den Boden auf ihn zu. Es zog sich voran, saugte sich ihm entgegen.

Es durfte ihn nicht erreichen! Er begann, davon wegzuhumpeln, aber jetzt sah er vor sich eine andere weiße Kreatur, die genauso aussah wie die erste, eine Nachgeburt, aber dieses Ding schien sich vor ihm zurückzuziehen, als würde es ihn verabscheuen. Als er sich bewegte, folgte das Ding hinter ihm, während das Ding, das sich vor ihm befand, flüchtete. Er war wie eine Art Spiegel zwischen den beiden. Das Wesen vor ihm wollte nichts mit ihm zu tun haben. Das Ding hinter ihm – beide Teile sahen aus wie geschwollene weiße Hoden, die lange weiche Penisse hinter sich her schleiften – versuchte sein Bestes, um ihn einzuholen, ihn zu berühren, sich an ihn zu heften. Er befürchtete, daß es sich an ihm festsaugen wolle, und auch wenn er eine Leere in sich spürte, so wollte er doch das da nie wieder in sich haben.

Deshalb mußte er weiter den Tunnel entlanghumpeln, um dem Ding hinter sich zu entkommen, während er gleichzeitig das andere Ding vor sich her hetzte. Er hatte nicht die Kraft, das Wesen vor sich zu überholen, wenn es nicht anhielt und auf ihn wartete. Er hoffte inständig, daß es das nicht tat. Wenn er selbst anhielt, dann würde ihn die Kreatur hinter ihm einholen. Der Tunnel schien sich in alle Ewigkeit hinzustrecken, vielleicht, weil Raum und Zeit sich verändert hatten.

Jede Nacht träumte Gavin den gleichen Traum; als würde Ted ihn rufen, um hinter der Mauer aus Steinen hervorgeholt zu werden.

Die Polizei kam in die Schule und befragte Teds Mitschüler. In der Schulversammlung sprach der Rektor ein Gebet für den vermißten Schüler und seine Familie und warnte davor, was alles passieren könne, wenn man seinen Eltern nicht alles sagte. Das Gerücht kam auf, daß Ted Appleby sich umgebracht habe – wahrscheinlich war er in den Fluß gesprungen – weil er es nicht verkraftet hatte, daß er so dick geworden war und so schlecht im Sport. Niemand verdächtigte Gavin. Bill Gibbon war vielleicht ein wenig beklommen und schuldbewußt, weil er Ted so getriezt hatte. Selbst wenn er eine andere Erklärung gehabt hätte, dann sagte er das nicht – nicht einmal seinem großen Bruder.

Brian Gibbon fragte Gavin so nebenbei, ob der Gin gewirkt habe.

»Hervorragend«, sagte Gavin. »Aber vielleicht war sie auch gar nicht schwanger! Ich glaube, sie wollte mich nur auf den Arm nehmen.«

»Das tun die öfter. Schlampen! Hast du einen Kleiderbügel benutzt?«

»Sie wollte nicht. Sie hat nur den Gin getrunken.«

»Sie wollte sich nur besaufen.«

»Sie war sternhagelvoll und kotzte wie ein Pferd. Ist ihr recht geschehen.«

Gibbon nickte und gratulierte Gavin so zu seinen neuen Erkenntnissen über die Frauen.

Am nächsten Samstag ging Gavin noch einmal zu der entsetzlichen Höhle zurück, um seine Träume loszuwerden. Er kletterte bis zur Spitze des Steinhaufens am hinteren Ende hoch und begann, die salzverkrusteten Steinblöcke einen nach



dem anderen herunterzuwerfen. Innerhalb von fünf Minuten hatte er oben alles freigewühlt.

Er leuchtete mit seiner Taschenlampe.

Da war nur blanker Fels.

Es gab keine Öffnung, keinen Tunnel, keine Leiche und kein Monsterbaby, gar nichts! Nur die massive Rückwand der Höhle.

Einen kurzen Moment lang, obwohl er genau wußte, daß es nur eine einzige Höhle in der ganzen Klippe gab, fragte er sich, ob es eine andere sehr ähnliche Höhle ein paar Meter weiter geben konnte. Aber dann fiel sein Blick auf die leere Niveadose. Hektisch begann er die losen Felsbrocken umzuschichten. Er warf sie aus dem Eingang der Höhle hinaus, wo sie unten auf die Felsen prallten. Dann machte er mit dem Rest des Steinhaufens weiter.

Er arbeitete hart. Nach einer halben Stunde war der Eingang frei. Er hatte selbst den Algenbewuchs von den Steinen abgerissen. Atemlos keuchend stand er in einer leeren Höhle, einem nackten Steingrab. Der einzige Weg hinein oder hinaus war der, auf dem er hineingekommen war. Gavin setzte sich auf den Steinfußboden und weinte.

Im Traum dieser Nacht änderte sich zum ersten Mal Gavins Perspektive. Jetzt war er selbst die verschreckte, kranke Kreatur, die durch den trüben Tunnel robbte und krabbelte – auf der Flucht vor der Zombiegestalt Teds, die hilflos hinter ihr her stolperte.

Bilder erstanden vor Gavins Auge. Er sah, daß etwas Uraltes in der Blase im Felsen lebte, die als die Höhle des kettenrasselnden Tynesiders bekannt war. Es konnte sich seine eigenen Räume schaffen, wenn es das wollte. Im vorherigen Sommer hatte das Wesen eine Tür in den steinernen Tiefen

geöffnet, um in Ted einzudringen; um einen Teil von sich in ihm abzulegen und dort eine Zeitlang zu wachsen. Vor zwei Wochen hatte es diese Tür noch einmal geöffnet, um den Teil von sich zurückzuholen. Und um Ted zu sich zu holen, den verbrauchten Wirtskörper.

Warum das alles? Die Gedanken dieser Kreatur verliefen nicht in menschlichen Bahnen. Vielleicht versuchte es zu entkommen, wußte aber nicht wie. Vielleicht versuchte es auch, die Welt da draußen zu erforschen, wie ein Krake, der einen Fangarm aus einer Höhle streckt und ihn dann wieder zurückzieht. In diesem Fall ein Phantomarm, ein ektoplasmischer Arm, der aus dem Felsen drang.

Und jetzt forderte das Wesen auch Gavin, saugte an ihm über die Schnur, die ihn mit dem toten Jungen verband, der nicht im eigentlichen Sinne tot war. Gerade so wie die Kreatur, auch wenn sie im Felsen eingeschlossen war, nicht tot war.

Gavin sah ein Fossil: ein urzeitliches, imitiertes krakenähnliches Wesen, das eine seltsame, schreckliche Beständigkeit besaß, einen Drang zu existieren; und das damit irgendwie in dem Fels am Leben geblieben war. Eingeschlossen in prähistorischem Schlamm, war sein Fleisch im Lauf der Jahrtausende versteinert, aber seine Grundstruktur blieb erhalten, eine Struktur, die nicht aus Körper, sondern aus reinem Willen bestand.

Ja, er sah dieses Bild jetzt deutlich vor sich – ein fernes stummes Heranwinken vom entfernten Ende des Tunnels – obwohl dieser Tunnel eigentlich grenzenlos war. Der Anfang und das Ende des Tunnels waren identisch, ein ewiggleiches Stück.

Es mußte einsam sein in diesem Felsen. Aber diese ewige Kreatur schien keine Vorstellungskraft zu haben. Sie war weder verrückt noch normal. Sie übte nur Macht über den

Raum um sie herum aus, und über die Zeit, eine Macht, die sie am Leben hielt.

In der Vergangenheit hatten Leute ihre Gegenwart gespürt: Der »Ritter« – ein gutgläubiger mittelalterlicher Junge auf der Suche nach einer Art Gral? – und der alte Schmuggler, der Tynesider, mit seinen rasselnden Utensilien, den das Wesen absorbiert hatte, als er dort Rumfässer oder etwas ähnliches verstaute hatte. Die Kreatur hatte von beiden Besitz ergriffen.

So wie sie von Ted Besitz ergriffen hatte, und wie sie jetzt versuchte, aus der Ferne, von Gavin Besitz zu ergreifen... bis Gavin bald mitten in der Nacht aus dem Bett kletterte, seine Kleider und seine Schuhe anzog und sich aus dem Haus schlich. Dann würde er hilflos durch die Dunkelheit zum Meer herunterhasten und für ein letztes, immerwährendes Mal in die Höhle hineinklettern. Die Öffnung zu diesem Tunnel, der kein Tunnel war, würde sich vor ihm öffnen und sich hinter ihm wieder schließen, und auch er wäre dann im Fels eingeschlossen, ein Fossil, das auch weiterhin denken konnte, das immer noch träumte und auch weiterhin eine Art Existenz haben würde. Im Griff dieses Krakengeistes, in der Nähe der Geistfossilien von Ted und dem Ritter und dem Schmuggler, die alle schon lange verrückt geworden sein mußten, begraben in dieser starren, ewigen, eisigen Hölle.

»Nur eine thermo-nukleare Explosion direkt über der Mole könnte uns aus diesem Felsen schmelzen! Sie würde uns verdampfen und zu Staub zerfallen lassen. Sie würde unsere Existenz beenden! Sie würde diesen weißen Felskraken töten. Spreng das Kloster weg, Gav! Kletter in den Kran und rei die Klippe auseinander!«

Teds Gedanken erreichten Gavin! Gavin dachte jetzt die Gedanken des kleinen Jungen. Ihre Gedanken vermischten sich. Oder war es das Krakenwesen, das Gedanken übermittelte, die von Ted stammen könnten – und die es selbst

gar nicht begriff? Was es auch war, Ted und er würden Äonen lang Zeit haben, solche Gedanken zu denken, Äonen, durch die sich die grauenhafte Monotonie einer ewig gleichen Träumerei ziehen würde, die immer konfuser wurde, aber nie ein Ende fand. Wenn nicht ein Atomkrieg ausbrach.

Als habe die Angst die Tat gezeugt, wachte Ted in der nächsten Nacht auf und stand in völliger Dunkelheit. Er war nicht mehr im Bett. Etwas Weiches griff nach seinem Arm.

In Panik stolperte er dahin, wo der Lichtschalter sein mußte. Dabei riß er den eisernen Tannenzapfen ab und die Kuckucksuhr ging zu Bruch. Im Fallen erwischte er den Schalter. Das Licht flammte auf. Das Ding, das ihn angefaßt hatte, war sein Regenmantel, den er zur Hälfte angezogen hatte. Seine nackten Füße steckten in Schuhen, bei denen die Schnürsenkel offen waren.

Er riß sich den Regenmantel von den Schultern und schleuderte die Schuhe in die Ecke. Er sprang wieder unter die Bettdecke und zitterte vor Furcht.

Diese Nacht, oder nächste Nacht. Diese Woche, oder die nächste Woche...

Tief in der Höhle des verrückten kettenrasselnden Tynesiders, im Korridor des jungen Ritters, der direkt in die Hölle führt, und neben dem zerbröselnden Fossil, das Ted gewesen ist, da wartet auf ewig das Gespenst im Stein. Ein Geist aus einem urzeitlichen Meer, vormenschlich, vorzeitlich. Machtvoll – und schwachsinnig.

Auf ewig wispern die versteinerten Gefangenen in ihren irren Erinnerungen von der Gier oder der Sehnsucht oder dem Begehren, die sie in diese Höhle geführt haben, und die das lebende Fossil dazu bewogen haben, seine steinerne Tür für sie zu öffnen.

Es war eine Woche später, wie verabredet.

»Spulen Sie zurück! Gehen Sie zu dem Leben zurück, das Sie geführt haben, bevor Sie Gavin waren.«

Ich hatte festgestellt, daß es gut ankam, wenn ich meine Patienten unter Hypnose instruierte, als seien sie Kassettenrecorder oder Videogeräte. Ich erklärte ihnen das vorher und übte die Kommandos mit ihnen, so als würde ich sie einprogrammieren.

»Wer sind Sie jetzt?«, fragte ich Tony.

»Ich heeß Harry Bell. Ich wohn' mit meine Mutta inner Front Street in Tynemouth, neben der Pension von Mrs. Halliday. Datt iss da, wo all die wichtigen Leute hinkommen, unn Miss Martineau besuchen, die da wohnt und krank iss. Sie iss zu krank, um außet Haus zu gehn, aber man kann imma ihr Teleskop am Fenster sehn, mit dem se alles sieht, watt da so passiert. Miss Martineau iss auch taub, weißte, darum kann se Lippen lesen. Mit datt Teleskop kannse dir dolmetschen, watt de Seeleute da 'n Kilometer weit raus auffe See grad saagen.«

Harrys Dialekt war viel ausgeprägter als der von Tony, oder auch der von Gavin. Aber das hieß nicht viel. Jeder in Tyneside könnte diesen Dialekt nachmachen.

»Abba ick, ick hab'n viel besseres Hörjerät als se das hat – ick hab meene zwee beiden Glubscher, unn mit denne hab ich zum Gotterbarmen mehr gesehn, als se je in datt Teleskop von sich. Abba es gibt da Sachen, de sollte keener je zu Jesicht bekomme, unn eins davon hab ick letztes Jahr jehabt. Datt hat mir sein' Hand aufgelegt, auch wenn et gar keene Hand jehabt hat. Ett hat seene schmierigen Griffel inn mein Krajen gekrallt

unn ich kannet nich wieda loswern. Datt iss mir innet Kopp jeklettert, da wo de Träume sinn.«

»Wie ist das passiert, Harry?«

»Datt war die Schuld von dem ollen Shanky Elwes! Der war's, der mit dee Indianer, Van Amburgh, gewettet hatt, als der letztet Jahr nach Shields jekommen iss, datt der das nich kennt, watt da inner Höhle vonnet rasselnde Tynesider haust unn datt er das nich fangen unn zähmen kann. Shanky hat jewußt, watt da inne Höhle inner Klippe war. Ansonsten wussten datt nur'n paar Schmuggler, unn Strandräuber und der'n Weiber. Bestimmt nich de Soldaten, die da o'm im Schloß rumtapperten unn an nichts dachten als an de Deerns, die se mir ihre Uniformen bezirzen könn.

Van Amburgh hatt datt nichts ausjemacht. Der hatte datt raus, wie man mitte wilde Viecher umgehn muss, der war'n Meschmerist. Man muss datt Ding inne Höhle wohl 'n Viech nenne, auch wenn es sonns nichts mit irgende welche annere Viechers zu tun hat. Unn Shanky konnte sowieso nie einer annen Karren fahrn, egal watt das war. Abba ick, mich hatt das Ding erwischt. Diese fürschterlichen Träume! Ick könnt auch watt von de Meschmerismus vertrajn so wie Miss Martineau datt imma kricht, damit...«

»Pause! Welches Jahr haben wir, Harry?«

»Na, 1844.«

Das heißt, das traumatische Ereignis, das ›letztes Jahr‹ passiert war, war also 1843. Ich war überrascht, daß die verdammte Höhle schon wieder auftauchte. Zwei Personen kamen oft hintereinander von einem Leben zum nächsten wieder vor. Verschworene Feinde, vernachlässigte Liebhaber, oder auch das Opfer und sein Mörder. Warum nicht eine Person und ein Ort? Ganz offenkundig war diese Höhle in der Klippe ein Schlüsselpunkt für Tonys grundlegende Neurose.

Mich störte auch die Erwähnung des ›Mesmerismus‹. Das schien wie ein Übergriff aus der Gegenwart, eine Reflektion der Therapiesituation. In erster Linie mußte ich jetzt die Spreu vom Weizen trennen.

»Vorspulen, Harry. Geh vor bis fast zum Ende deines Lebens.« Angenommen, er hatte noch ein paar Jahre länger als 1844 gelebt, dann konnte das zu einem Überblick über die Situation verhelfen.

»Welches Jahr haben wir jetzt, Harry? Wie alt sind Sie nun?«

»Wir ha'm 1888. Unn ich bin Zweiun'sechzich.«

»Wo sind Sie jetzt, Harry.«

»Ick bin in datt verdammte Armenhaus. Datt weiß ich noch. Unn ich sabbere und lalle. Se behaupten, daß wir hia drin Bekloppte sinn unn se ha'm recht. Bettelarm unn bekloppt. Wejen der Träume. Letztes Jahr hab ich's nich mehr ausjehalten unn bin in de Höhle rinn. Ick kab meinen ganzet Leb'm dajegen annekämpft. Unn jetzt hatt ick eine von den Bomben jekricht, mit denen se de Polizeiwache inne Luft schprengen wollten. Ick wußte, wer die war'n. Anarchisten! Wenn de so wie ich auffe Straße lebst unn dich bei'n Docks rumtreibst, dann krichste so einijes mit, wenn de dee Glotzer aufhältst.

Weißte noch, wie se versucht ha'm, datt Haus von John Matheson in Hebburn inne Luft zu schprengen, letztet Jahr? Datt iss der, der de Reederei von Messrs Hawthorne Leslie leitet. Datt war kurz vor der großen Jubiläumsausstellung in Newcastle, da auffer Stadtwiese. Unn dann ha'm se dreimal versucht, Polizeistationen inne Luft zu schprengen, auch die in Hebburn. De sinn dann imma mit'te billiche Fähre rüberjekommen unn ha'm sich in North Shields vasteckt. Unn ich wußte, wer die warn. Ick hab denne jesacht, ick würdse verraten, wenn se mir nich ne Bombe ge'm wür'n, damit ick datt Schloß von Tynemouth inne Luft schprengen kann. Datt

hab ick denne jesacht. Abba dann hab ick de Höhle inne Luft jeschprengt. Hab ich jemacht. Ganz bestimmt. Ick hab se dichtjemacht. De Leute ha'm jeglaubt, datt war'n Felssturz. War's abba nich.

Unn trotz'em isses nich vorbei. Datt Viech fuhrwerkt mir imma noch in'ne Kopp rum. Der Horror, Mann, der Horror. Da bin ick dann schließlich überjeschnappt. Unn nu sitz ick hier im Armenhaus, unn sabber vor mich hin.«

»Pause!«

Das Armenhaus. War das das Spital? Das gleiche Gebäude, das auch schon in Gavin Percys Leben eine Rolle spielte, das ihn fasziniert und abgeschreckt hatte? Und jetzt tauchte es hier wieder auf, und Gavins Vorgänger wohnte da.

Ich bat Brenda über die Sprechanlage, sie möge doch mit meinem aufrichtigen Bedauern Mrs. Amanda Harveys Termin verschieben. Brenda Jarvis war meine Sprechstundenhilfe und Sekretärin. Meine, aber nicht die von Jack Cannon, über den sie gar nichts wußte. Aus dem Nachbarraum heraus war Brenda auch so etwas wie ein Anstandswauwau für meine Hypnose-Sitzungen. Sie hörte sie zwar nicht mit, aber sie war im Fall eines Falles erreichbar. Und einmal pro Stunde sah Brenda auch oben nach, ob meine Mutter etwas brauchte.

»Zurückspulen, Harry. Gehen Sie zurück ins Jahr 1843.« In das Jahr, in dem er das Wesen sah, das die Krallen in seinen Verstand schlug. Zu dem Datum, an dem er wahrscheinlich die Kreatur in der Höhle gesehen hatte.

Im Jahr 1819 erbte ein gewisser William Henry Elwes den Titel eines Baronets – nur den Titel. Es waren weder Vermögen noch Ländereien damit verbunden. Der neue Sir William war fünfunddreißig Jahre alt und ein ausgesprochen gutausschender Kerl. In der Größe und dem Aussehen ähnelte er König George IV – mit dem Unterschied, daß William Elwes außerordentlich lange Beine besaß, weshalb man ihm



den Spitznamen »Shanky« angehängt hatte, in Anlehnung an König Edward I, den man »Longshanks« genannt hatte.

Unglücklicherweise war Shanky ein Tunichtgut und Leichtfuß, ein Quell des Kummers für seine Mutter und eine Strafe für seine Freunde und seine Anverwandten. Seine beiden jüngeren Brüder waren beides vielversprechende Offiziere, deren Laufbahnen jedoch tragisch verkürzt wurden. Lieutenant Henry John Elwes vom 7. Westindischen Regiment starb an einem Fieber in Nassau auf den Bahamas, Lieutenant John Raleigh Elwes (von der 71sten Highland Infanterie) erlag seinen Verletzungen zwölf Tage nach Waterloo. Shanky hatte nichts so Rühmliches vorzuweisen.

Ein paar Jahre nach dem Sieg über Napoleon wurde der fröhliche und charmante junge Lebenskünstler – als frischgebackener Baronet, aber ohne einen Penny in der Tasche – auf einen Ball in dem Ferienort Largs am Firth of Clyde eingeladen. Der Ball wurde von den Offizieren der 71sten Highland Infanterie ausgerichtet. Hier hatte Shanky das Glück, eine Miss Bannatyne zu betören. Sie und ihre Schwester waren standesgemäß auf Schloss Mauldsley aufgewachsen, zwischen Carluke und Wishaw, wo die Tante des Earl von Hyndford ihre Erziehung überwachte. Der Vater der Schwestern Bannatyne war ein hoher Beamter in Lanarkshire gewesen und ein enger Freund des Duke von Hamilton. Und so gehörten seine Töchter zur besten Gesellschaft der Gegend und waren sogar häufige Hausgäste bei dem Reformpolitiker Robert Owen.

Vielleicht bildete sich Miss Bannatyne ein, sie könne Sir Shanky auf den rechten Weg zurückbringen. Wenn dem so war, dann machte die Liebe sie blind gegen alle guten Ratschläge von Freunden und Familie. Sie heiratete Shanky überstürzt und mußte dafür bezahlen, nicht nur in finanzieller Hinsicht. Man ließ alle Verbindungen spielen, um ihrem

Ehemann irgendwelche Pensionen zu sichern, aber er verpatzte jede Möglichkeit und machte statt dessen Schulden und landete in regelmäßigen Abständen wieder im Gefängnis. Schließlich sorgte man für eine Scheidung, aber die Belastung war zu groß für die ehemalige Miss Bannatyne gewesen. Sie starb schließlich in einer Irrenanstalt.

Sir Shanky zog nach North Shields, wo er zu einer stadtwelt bekannten und gefürchteten Gestalt wurde. Es wäre alles sehr viel unangenehmer gewesen, wenn Elwes nicht immer noch über seinen Charme und sein gutes Benehmen verfügt hätte. Er heiratete eine Mrs. Thompson, die sich schon um drei andere Kinder kümmern mußte, und um seine Extravaganzen zu finanzieren, arbeitete er als Informant.

Man konnte Shanky immer auf seinen Stelzenbeinen durch die Stadt stromern sehen, und wie er seine Nase in alles hineinsteckte, das ihn nichts anging. Er war der Schrecken aller Händler, deren Gewichte nicht ganz stimmten oder die mit Schmuggelware handelten. Er war der Alptraum jedes Straßenmädchens und jedes Schwarzhändlers. Er war die Nemesis der Schmugglergemeinschaft, die ihre Waren mitten in der Nacht an der Flußmündung anlandete. Er kannte all ihre komplizierten Signale und Codezeichen. Shanky war sehr darauf bedacht, daß der Krone nicht ein Penny der ihr zustehenden Steuern entging – weil er seinen Anteil von den verhängten Strafen kassierte.

In den Jahren vor dem Bau der Eisenbahn stand er an der Kutschenstrecke, die von Newcastle nach North Shields führte, und beobachtete die Kutschen, die vorbeikamen. Die waren nur für eine bestimmte Anzahl Passagiere zugelassen. Eine Person zuviel an Bord und Shanky stand sofort wieder im Rathaus an der Sidney Street, wo der zuständige Beamte, Mr. Robert Ridley, ihn schon fast so gut kannte wie einen Zwillingbruder. Immer, falls man einem Kutschenführer ein

Fehlverhalten nachweisen konnte, stand dem Denunzianten die Hälfte des Bußgeldes zu.

Shanky lieb sich auch weiter Geld auf seinen guten Namen und sein Auftreten hin, wann immer er jemanden fand, der dumm genug war, auf ihn hereinzufallen. Seine Gläubiger konnten genausogut warten, daß der Himmel einstürzte, wie darauf, von Shanky Elwes Geld zurückzuerhalten. Einige aufgebrachte Optimisten versuchten, mit juristischen Mitteln zu ihrem Geld zu kommen. Daher mußte Shanky auch immer mal wieder zurück ins Gefängnis – was ihm nicht das Mindeste ausmachte. Während er in Morpeth einsaß, schrieb er an eine Firma in London und bestellte einen teuren Maßanzug, der an »Sir William Henry Elwes, Baronet, Morpeth Hause« geliefert werden sollte.

Von einem der Flußfischer aus Tynemouth, der sein Einkommen damit aufbesserte, daß er nachts aufs Meer hinausfuhr und dort von Schiffen Branntwein übernahm, erfuhr Shanky von der übernatürlichen Kreatur, die in der Tiefe der Höhle des kettenrasselnden Tynesiders hauste. Der Schmuggler hatte das Monster sogar gesehen und hatte gespürt, wie seine Fühler seinen Geist berührten.

(»Datt weef ick, weil ick datt gehört habe, wie Shanky datt dem Innianer verzelt hat, als se de Wette machten.«)

Shanky hatte den Fischer auf einer seiner nächtlichen Fahrten ertappt. Die Information war ein Bestechungsversuch gewesen, um sich Shankys Schweigen zu erkaufen. Shanky verlangte einen Beweis.

Widerwillig begleitete der Mann Shanky zu der Höhle tief unter dem Schloß und dem Leuchtturm von Pen Bal Crag, wobei er die ganze Zeit schwor, daß das Monster fühlen könne, wie er sich näherte.

Was Shanky auch in der Höhle gesehen hatte, es hat ihn überzeugt. Aber es brachte ihn nicht um den Verstand. Auf

seine ihm eigene verantwortungslose Weise war Shanky nicht aus der Ruhe zu bringen. Das Gefängnis? Papperlapapp. Die Frau verrückt geworden? Na und? Ich bin Sir William Henry Elwes, Baronet.

Shanky behielt das Wissen eine Zeitlang für sich, bis er eine Möglichkeit gefunden hatte, wie er daraus einen Profit schlagen konnte – eine Gelegenheit, die sich erst im Juni 1843 ergab, zu einer Zeit, als Harriet Martineau nur wenige hundert Meter entfernt schon mehr als drei Jahre bettlägerig auf ihrem Sofa verbracht hatte...

»Du arbeitest so hart«, sagte Mutter. »Du tippst den ganzen Abend. Ich kann dich immer hören.«

Das war nicht ich, das war Jack.

»Eigentlich ist es abends viel einsamer als am Tag. Tagsüber sehe ich Brenda noch ziemlich häufig. Sie ist ein gutes Mädchen. Es ist zu schade, daß sie nie geheiratet hat. Jetzt geht sie langsam ein wenig in die Breite.«

»Sie ist auch kein Mädchen mehr«, sagte ich mit einem Lächeln.

»Bei dieser ekelhaften AIDS-Sache, da ist das wohl auch besser so. Es ist sicherer. Man muß eine Person jetzt schon richtig gut kennen, muß ihre Gewohnheiten kennen. Wie lange arbeitet Brenda jetzt schon für uns?«

»Das müßten jetzt sieben Jahre sein, wenn ich mich nicht irre.«

»Ja, sie kennt sich jetzt hier aus. Sie ist sechsunddreißig. Du bist gar nicht so viel älter als sie. Abends wird es ein wenig einsam.«

»Hast du Schmerzen?«

Mutter lag im Bett in ihrem aufgeschüttelten Kissen. Ein altes, in Leinen gebundenes Buch, das ich nur zu gut kannte, lag aufgeschlagen auf der Bettdecke. Der Fernseher war so leer wie zuvor. Die Fernbedienung guckte zwischen ein paar Büchern auf dem Nachttischchen hervor. Ich hatte uns beiden eine Ovomaltine aufgebriht und hatte Mutters Tasse zwischen ihre Pillen und ihre Taschentücher und die Karaffe mit dem Tonic-Water gestellt.

Mutter konnte trotz ihrer Arthritis noch selbstständig das an das Zimmer angrenzende Badezimmer benutzen, das speziell für ihre Bedürfnisse umgebaut worden war, und sie konnte sich auch auf das Sofa oder in den Armsessel am Fenster setzen, wenn sie das wollte. Das Fenster zeigte auf den großen bewaldeten Friedhof hinaus. Die vielbefahrene Hauptstraße zwischen unserem Haus und dem Friedhof war ein Gegengewicht zu der möglichen Melancholie, die dieser Anblick hervorrufen konnte.

Mutters Haare waren schlohweiß. Ihr Gesicht war schmal, aber nicht übermäßig gefurcht durch die Schmerzen, die ihre Gelenke ihr bereiteten. Das Alter hatte sie schrumpfen lassen, ließ die Knochen und den Nasenrücken schärfer hervortreten, so daß sie jetzt einem scharfblickenden Vogel mit schneeweißen Federn glich, ein eleganter agiler Wintervogel im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte. Sie trug eine weiße Angorastrickjacke.

Ich dachte für einen Moment an eine Möwe in einem Glaskasten im Hancock Museum die Straße rauf. Auch Mutters Schlafzimmer war zu so etwas wie einem Museum geworden, angefüllt mit all ihren Schätzen. Eine Glasvitrine mit verschiedenem Tand: Dresdner Porzellandamen mit Sonnenschirmen, Stapel von Häkelsachen, schwere, grün angelaufene Briefbeschwerer... Bücher, Fotoalben...

Sie sagte: »Es war nett, daß Brenda sich um mich gekümmert hat, als du letztes Jahr auf dieser Psychologenkonzferenz in Birmingham warst. Findest du nicht auch?«

»Ja«, gab ich zu. »Obwohl ich sie natürlich dafür bezahlt habe.«

»Es hat ihr keine Mühe gemacht.«

Ich hatte Mutter damals erzählt, ich hätte beruflich in Birmingham zu tun.

Mutter wollte, daß ich Brenda Jarvis heiratete. Dann hätte sie immer jemanden im Haus, der für sie da war. Eine Schwiegertochter. Vielleicht sogar ein Enkelkind? Jack war das überhaupt nicht recht. Das würde seine ganze Existenz einschränken, die Freiheit seiner Imagination.

»Ich bin 48, sie ist 36. Der Altersunterschied ist viel zu groß.«

»Aber nein, die Frauen sind meist jünger als die Männer.«

»Was an sich schon seltsam ist, denn Frauen werden älter als Männer.«

»Wie wahr«, sinnierte Mutter. »Sie überleben ihre Männer um Jahre – Jahre der Einsamkeit und des Alleinseins.«

Vater war vor zwölf Jahren gestorben, kurz nachdem er bei der Drogerie Boots in Ruhestand gegangen war, in der er die meiste Zeit seines Lebens als Verkäufer gearbeitet hatte.

Mutter wechselte die Strategie. »Ich will mich ja nicht in deine Arbeit einmischen, John. Ich weiß, wie wichtig die ist. Ich versuche mich auch nicht in das Leben einzumischen, das du dir aufgebaut hast. Aber, nun ja, solltest du nicht mehr an Leben haben? Ich fessele dich hier an dieses Haus, wenn man einmal von diesem Wochenende im letzten Herbst absieht.«

»Es kommt genug abwechslungsreiches Leben in dieses Haus, um nun wirklich jeden zufriedenzustellen. Existenzen, die im Mittelalter gelebt worden sind, Leben aus dem antiken Rom oder aus Ägypten. Alles, was man sich nur wünschen kann.«

»Aber warum gehst du nicht dann und wann auch mal einen Abend aus? Früher hast du von Zeit zu Zeit auch schon mal ein Bier getrunken.« Sie schaffte es, gleichzeitig gequält und ermutigend auszusehen.

»Ich kann genausogut zu Hause trinken. Einige von diesen Kneipen in Newcastle heutzutage, wenn man da nach Anbruch

der Dunkelheit hingeht... Das sind Zustände wie bei Dickens. Zerschlagene Gläser, Blutflecken.«

»Aber du könntest doch bestimmt auch eine nette Kneipe finden. Warum lädst du Brenda nicht mal auf ein Bier ein? Ich bin nicht völlig hilflos. Ich werde schon nicht in Panik verfallen. Ist Bier vom Faß nicht immer besser?«

Ich zuckte mit den Achseln: »Wenn, dann trinke ich Schwarzbier. Und warum sollte ich in eine Kneipe gehen, wenn ich doch Flaschenbier trinke?«

»Wegen der Gesellschaft.«

Ich hatte doch Gesellschaft. Die von Jack.

»Wo wir gerade von Bier reden... kannst du mir nicht etwas vorlesen?« Sie deutete auf das Buch auf dem Bett. Wie verschlagen und starrköpfig sie immer noch sein konnte. Ihre Gedanken waren Spinnennetze, fragil, aber auch sehr stabil, wenn man eine Fliege war.

»Ein Gedicht von deinem Namensvetter. Du weißt, daß mich seine Gedichte immer wieder aufheitern. Bitte, lies mir dieses Gedicht zum Lob des Bieres aus Newcastle vor. Vielleicht hast du da deine eigene Vorliebe für das Zeug her – aus deiner früheren Inkarnation. Ich frage mich, wer ich in meinem nächsten Leben sein werde? Ob wir beide uns wieder begegnen werden?«

Mutter hatte sich mit der Idee der Reinkarnation angefreundet, weil ich damit Karriere gemacht hatte. Aber sie wollte die Theorie dahinter einfach nicht begreifen. Ich hatte nur ein einziges Mal versucht, ihr meine zwiespältige Haltung zu erklären. Verlorene Liebesmüh. Meine Worte hatten sie gekränkt. Es war, als würde ich in undankbarer Weise so tun, als glaube ich an etwas nicht, was ich doch erwiesenermaßen glauben mußte. Es wäre ein fataler Fehler gewesen, ihr etwas anderes zu erzählen. Mutter hätte eventuell sogar Brenda von meinem Unglauben berichtet. Und Brenda hätte dann meine



Haltung auch außerhalb des Hauses verbreitet, wenn auch nicht aus mangelnder Loyalität. Aber trotzdem konnten sich daraus allerlei Komplikationen ergeben.

Diese noch aus dem neunzehnten Jahrhundert stammende Ausgabe der Gedichte von einem anderen John Cunningham von Newcastle zeigte die Probleme, die ich mit Mutters subtil aufdringlicher Form von Wunschdenken hatte. Warum sollte ich nicht dieser gescheiterte Dichter aus dem achtzehnten Jahrhundert sein, der jetzt in ein erfolgreicherer Leben wiedergeboren war? Und wenn sich mein früheres Leben so leicht wiedererkennen ließ, warum sollten Mutter und ich uns dann nicht in einer späteren Reinkarnation wieder begegnen?

»Ich habe noch nie einen Fall erlebt«, hatte ich ihr erklärt, »in dem eine Person in zwei verschiedenen Leben den gleichen Namen getragen hat. Die Leute werden einfach nicht wieder in die gleichen Familien hineingeboren.« (Das wäre dann wohl eine Form von psychologischem Inzest, oder?)

»Die gleiche Familie? Wieso die gleiche Familie?« Mutter schien in ihren Gefühlen verletzt, so als hätte ich sie von mir gestoßen. »Der andere John hat nie geheiratet und auch keine Kinder gehabt.«

Genau wie ich, nicht wahr? Und wenn das so war, warum sollte ich nicht auch sonst diesem Vorbild folgen? Diesem schwächlichen, zögerlichen Vorbild.

Wer würde sich schon wünschen, der Dichter John Cunningham gewesen zu sein? Sicher, er hatte genug geleistet, daß man ihm noch neunzig Jahre nach seinem Tod einen Gedenkspruch in der St. Johns Kirche unten in der Stadt in das Glas geritzt hatte. Aber in Wahrheit war das Leben des Mannes ein schlechter Witz gewesen.

Ich nahm das Buch auf, fand das Gedicht, das sie wollte und las laut vor:

Als Fama von der Briten Triumphe bericht  
Und der Olymp von gallischer Schmach widerhallt  
Ward Hermes durch Mars in alle Winde geschickt  
Zu laden die Götter zum Festmahl alsbald  
Man fand Comus sei der beste  
Zu richten das Feste Und dem war das ein Herzens-Plaisier  
Doch muß er bedeuten  
Man könne es nicht leugnen  
Nektar ist nichts im Vergleich zum Newcastle Bier

»Das ist ein Werbespot aus dem achtzehnten Jahrhundert«,  
spottete ich. »Du solltest das auch einmal probieren, John. Lies  
weiter.« Das tat ich. Aber als ich dann zum Ende kam,  
erschieden mir die beiden albernsten Verse am Ende diesmal  
eine bedrohliche Botschaft zu verkünden:

Ihr Jünglinge blaß, von Sehnsucht zerfressen,  
Von der Liebe wie einer Krankheit gepackt  
Nehmt ein Schlückchen von dem hier, bei jedem Essen  
Und Cupidos Griff ist auf immer geknackt  
Vergeßt's lamentieren  
Ihr sollt jubilieren  
Denn all eure wahren Freunde sind hier  
Sagt Lebewohl zu dem Blödsinn  
Trinkt und übt Frohsinn  
Hebt euren Krug mit dem Newcastle Bier

Ja, die jungen Leute heutzutage waren blaß und blutarm in  
ihrer Angst vor Sex, ihrer Angst vor AIDS. In den Kneipen  
tranken sie, um Amors Griff zu brechen. Der Alkohol steigert  
das Verlangen (vielleicht), aber er nimmt die Möglichkeit der  
Ausführung. Gut, wie gut, sich so richtig zu besaufen!

Ihr Gepeinigten, die von den Ärzten geplagt  
Von Pillen und Salben und Mixturen gequält  
Ihr Armen, von Gendarmen und Richtern gejagt  
Weil euch das Geld zum Glücklichein fehlt  
Hier ist Ruhe und Frieden  
Hier gibts nichts zu vermiesen  
Weder Ärger noch Doktor noch Justiz brauchen wir  
Dies spendet dir Stärke  
Dies reinigt den Körper  
Gesundheit und Freiheit sind im Newcastle Bier

Die Ärzte hatten kein Heilmittel, gar nichts. Das Bier aus Newcastle konnte die Krankheit auch nicht eindämmen, obwohl es bestimmt vielen Leuten über die Gedanken daran hinweghalf – über die Gedanken einer verlorenen, der an der Liebe gescheiterten Generation.

Mutter kicherte beifällig.

»Und jetzt lies ›Kate von Aberdeen‹ – und danach ›Die welke Rose‹.«

Mein Namensvetter John Cunningham wurde 1729 in Dublin geboren. Sein Vater war ein Küfer. Nachdem er das Pech gehabt hatte, in der Lotterie zu gewinnen, ließ sich Cunningham Senior als Weinhändler in großem Stil nieder und ging prompt pleite. Der junge John wurde mit einer halbherzigen Erziehung und ohne eine Zukunft wieder von seiner Schule geholt. Er trieb sich am Theater in Dublin herum und aus der Seele eines knapp Siebzehnjährigen entsproß dann ein Schauspiel mit dem Titel *Liebe im Nebel*. Das wurde ein großer Erfolg in Dublin und tourte auch durch Newcastle.

John war von dem Wunsch besessen, Schauspieler zu werden. Und das, obwohl er nicht die geringste Spur von Talent hatte – geschweige denn das Aussehen dazu. Bei seinem Gesicht mit den Triefaugen, der wulstigen Nase und

einem Mund wie ein Papageienschnabel konnte sogar die Milch sauer werden. Nicht einmal Stimme hatte er, er krächzte wie ein Rabe.

Trotzdem schloß er sich einer Theatertruppe an, die durch den Norden Englands tourte. Die einzigen Rolle, die er mit gewissem Erfolg spielte, waren komische, exzentrische Franzosen. Und doch! Während er um 1760 in den Dörfern rund um Edinburgh spielte, begann das häßliche Entlein schwanengleiche Verse zu schreiben.

Ein Londoner Buchhändler bot sich an, ihn zu finanzieren. John eilte stehenden Fußes nach London und mußte feststellen, daß der Buchhändler überraschend bankrott gegangen war. Bei seiner Rückkehr nach Edinburgh hatte er mehr Glück mit dem Leiter der Schauspieltruppe des Theatre Royal, einem Mr. Digges. Digges beauftragte ihn damit, Pro- und Epiloge für sich und für die liebreizende Miss Bellaney zu schreiben.

Vielleicht erregten gewisse Rhapsodien, die John zum Lob von Miss Bellaneys Anmut schrieb, Digges Unwillen? Auf jeden Fall zog sich John nach Newcastle zurück, zum Schauplatz seines früheren Triumphes, in eine Stadt, die ihm schon immer hold gewesen war. Er hielt sich leidlich mit der Schauspielerei über Wasser und verdiente sich gelegentlich etwas mit Auftragsarbeiten für den gutmütigen damaligen Besitzer des Newcastle Chronicle, Thomas Slack, dazu. Und auch der eine oder andere reiche Bewunderer von Johns melodioser Lyrik ließ dann und wann etwas springen.

1766 war das Jahr der Wunder! Johns gesammelte Gedichte wurden auf Subskriptionsbasis veröffentlicht. Und statt dem Rat jedes einigermaßen vernünftigen Freundes zu folgen und den Band seiner großzügigsten Mäzenin, Mrs. Montagu von Denton zuzueignen, widmete John es statt dessen dem größten Schauspieler des Landes, David Garrick. Er hoffte offenbar, daß ein entsprechend geschmeichelter Garrick aus dem

ungelenken Krächzer den Star der Londoner Bühne machen würde.

John ließ ein Exemplar seiner Gedichte aufwendig einbinden und pilgerte den ganzen Weg nach London, um Garrick das Buch zu Füßen zu legen. Garrick ließ ihn auflaufen. Er behandelte ihn fast wie einen Bettler und schickte den Dichter mit ein paar Guineen wieder nach Hause.

John trottete nach Newcastle zurück und ertränkte mit dem Geld seinen Kummer. Er bekam auch so einiges von Mrs. Slack zu hören, weil er Garrick das Geld nicht einfach vor die Füße geworfen hatte.

Von da an ging es bergab! Depressionen, vorzeitiger Verfall, zu viel vom guten Newcastler Bier. John schaffte es immer noch, aufzutreten und ein paar Gedichte zu schreiben, und die Slacks hielten ihm die Treue. Sie quartierten ihn bei sich ein, und Mrs. Slack räumte ihm die Taschen aus, bevor sie ihn aus dem Haus ließ, damit er nicht auch noch die paar Pennys, die er hatte, zum Fenster hinauswarf – entweder an jemanden, dem es noch schlechter ging als ihm, oder an den nächsten Kneipenwirt.

Eines Sonntags erwischte ihn ein feister Pfaffe, wie er in einem Nebenfluß der Wear angelte und hielt ihm eine Strafpredigt, weil er am Tag des Herrn seinen Vergnügungen nachging. Demütig bat John ihn um Vergebung, da seine einzige Möglichkeit zu einem Sonntagessen auf dem Boden des Tümpels lag.

Weil er so außergewöhnlich häßlich war, hatte John sich immer geweigert, sich portraituren zu lassen. Ein paar Tage vor seinem Tod erwischte ihn jedoch der Graveur Bewick, wie er über die Straße stolperte und in der einen Hand ein Taschentuch hielt, in das er einen Hering eingewickelt hatte. Indem er ihn unauffällig überholte, trödelte und ihn dann

wieder überholte gelang ihm die Skizze ›Sterbender Barde mit einem Fisch‹.

Ich las:

Warum sind wir zum Untergang vorgesehen?  
Beklagen die knospenden Blumen ihr Verderben  
Wir dürfen gerade die Blüte überstehn  
Grad geboren, und schon bereit zum Sterben

Das war das letzte Gedicht, daß John Cunningham geschrieben hatte. AIDS, dachte ich. Die an der Liebe gescheiterte Generation.

»Aber wir werden doch wiedergeboren«, kommentierte Mutter. »Das werden wir doch?«

»Hmm«, murmelte ich.

»Dann ist doch alles in Ordnung.«

Harriets Kindheit in Norwich, wo ihr Vater in den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts eine Leinenmanufaktur besaß, war nicht besonders glücklich.

Vielleicht war dies ganz allein Harriets Schuld. Obwohl das frühe Einsetzen einer immer schlimmer werdenden Taubheit nicht gerade dazu beitrug, ihre Gemütslage zu verbessern, redete sich Harriet auch noch ein, daß sie im Vergleich mit den anderen Kindern der Familie nicht genug geliebt wurde. Berechtigt war das nicht. Sie war das sechste von acht Kindern. Sie wurde trübselig und trotzig.

Jahrelang versuchte sie gar nicht, etwas gegen diese unberechtigte Fehleinschätzung ihrer selbst zu unternehmen – nicht einmal, sie in Frage zu stellen. Wenn sie das getan hätte, hätte sich der Irrtum vielleicht aufgeklärt. Tatsächlich genoß sie eine sehr viel bessere Erziehung als die meisten jungen Mädchen ihrer Zeit.

Jahrelang wünschte sie sich, krank zu sein – nicht um Aufmerksamkeit zu erregen, die sie ihrer Meinung nach gar nicht verdiente, sondern aus reinem Masochismus.

Manchmal schien sie fast autistisch, und das nicht nur, weil sie aufgrund ihrer Hörprobleme von menschlichen Stimmen abgeschnitten war. Oft genug konnte sie nicht einmal das sehen, was andere Leute ihr direkt vor die Nase hielten. Sie hatte sehr scharfe Augen, die nicht durch zu viel Handarbeit oder zu viele Bücher geschädigt waren, aber sie hatte sich ihre eigene absonderliche (und irritierende) Form einer selektiven Blindheit zurechtgelegt.

Bei einem Besuch in Tynemouth im Alter von sieben Jahren war sie minutenlang nicht in der Lage, die wilde wogende See zu sehen, die direkt gegen die Felsen brandete, von denen ihre Familie fasziniert aufs Meer hinausschaute.

Im Alter von neun Jahren war es ihr völlig unmöglich, den großen Kometen von 1811 zu sehen, den alle anderen Nacht für Nacht durch das riesige Dachfenster im Lagerhaus ihres Vaters anstarrten.

Tat sie dies, um sich selbst um diese Form von Vergnügen zu bringen? Oder wollte sie ihrer Familie den Spaß verderben? Vielleicht nicht! Womöglich war das nur ein Schutzmechanismus gegen alles Ungewöhnliche und Bemerkenswerte.

Schon als kleines Mädchen ließ sich Harriet von Dingen erschrecken, die alle anderen für normal hielten. Die Martineau-Kinder gingen oft am Castle Hill in Norwich spazieren. Von da aus konnten sie zusehen, wie die Einheimischen ihre Federbetten unter ihnen ausklopfen. Es gab immer einen winzigen, unerklärlichen Zeitraum zwischen dem Sehen eines Schlages und dem dumpfen Klopfen, das dazugehörte (damals war sie noch nicht taub). Diese Inkongruenz erschreckte Harriet über alle Maßen, so als sei sie ein Zeichen dafür, daß die Welt aus den Fugen geriet. Und doch kam es ihr nie in den Sinn, nach einer Erklärung zu fragen. Sie dachte nie daran, jemandem von ihrer Angst und von dem Widerwillen zu erzählen, mit dem sie diesen Gang auf sich nahm. So konnte sie dann immer noch stumm ihren Eltern vorwerfen, daß ihnen das Verständnis und das Einfühlungsvermögen fehle, zu erraten, was ihr fehlte – und ihnen dann die Schuld dafür geben, daß sie so oft krank war und so trübsinnig.

Aber das spielte keine Rolle. Sie zog sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf. Als kleines Mädchen hatte sie sich bemüht,



die Gebote der Bibel zu ordnen und sie in ein System moralischer Theorien zu pressen, das einem Euklid zur Ehre gereicht hätte. Sie entwickelte einen übertriebenen Hang zur Methodik. Als die Fabrik ihres Vaters pleite machte und er starb, konnte Harriet aufgrund ihrer schwächlichen Konstitution nicht als Gouvernante arbeiten, so wie ihre Schwestern. Deshalb wandte sie sich dem Journalismus zu, um so das Heim der Familie zu retten.

Sie verknüpfte Phantasie mit Methodik. Jetzt, wo ihre Phantasie freien Raum hatte, ein Gebiet, auf dem sie sich austoben konnte, da wurde sie sehr viel freundlicher, netter, und rücksichtsvoller – auch wenn sie sich immer noch nicht herumschubsen ließ.

Und zack, Harriet gewann nicht einen, nicht zwei, nein sofort alle drei Preise in einem Unitarier-Wettbewerb, bei dem es darum ging, in einem Essay darzulegen, wie man Katholiken und Juden und Moslems am besten mit logischen Gründen zum Unitarismus bekehren könnte.

Und sie schrieb auch eine sehr erfolgreiche Serie halbdokumentarischer Büchlein, die monatlich erschienen, in aller Herren Länder spielten und die die Prinzipien politischer Ökonomie allgemeinverständlich darlegten.

Sie war berühmt, und sie wurde von grinsenden Idioten hofiert (was ihr zutiefst zuwider war). Die Liste ihrer Freunde und Bekannten ergab ein Who's Who der Reformpolitiker, Denker und Autoren der Zeit: Malthus, Robert Owen, Carlyle, Babbage, Darwin...

Politiker drängten ihr das statistische Material ihrer Ressorts auf und flehten sie an, das auszuschlachten.

Im Alter von 24 Jahren stand Harriet kurz davor zu heiraten, aber ihr Verlobter – John Hugh Worthington – wurde plötzlich vom Wahnsinn befallen und starb geistig umnachtet ein paar Monate später. Und Harriet war hinterher auch zufrieden, daß

sie nicht geheiratet hatte. Sie war stolz auf ihr emotional ungebundenes Leben und ihren klaren Verstand; auch wenn sie sich nie auf einer Stufe mit Mary Wollstonecraft sah, der selbsternannten Verfechterin der Frauenrechte. Miss Wollstonecraft zeterte unaufhörlich, daß sie – als Frau – doch von der Gesellschaft unterdrückt werde. In Harriets Augen war sie dagegen nur ein Opfer ihres eigenen larmoyanten Egoismus’.

Harriets Arbeitspensum vervielfachte sich, und damit auch ein chronisches »Leberleiden«. 1834 segelte sie für eine zweijährige Amerikareise nach Übersee. Sie ließ sich so für die Sache der Abolitionisten einspannen, daß sie dauerhaft übergesiedelt wäre, wenn ihre Erkrankung im Jahr 1838 nicht gewesen wäre. Ihr Leiden überfiel Harriet zu einer Zeit politischen und sozialen Umschwungs, in einer Zeit, in der die Veröffentlichung ihres Reisebuches über Amerika, ihres ersten Romans und weitere Reisevorbereitungen nach Schottland und Europa erfolgten. Sie war sich sicher, daß ihre Krankheit von einem Tumor herrührte, wie er meistens auch Geisteskrankheiten begleitete. Das war ihre Diagnose und sie ließ sich jahrelang nicht davon abbringen.

Harriet hatte einen Zusammenbruch in Venedig und wurde umgehend in das Haus ihres Schwagers, Doktor Greenhow, nach Newcastle zurückgebracht. Thomas Greenhow arbeitete als Arzt im Krankenhaus von Newcastle. Harriet wurde sechs Monate lang bei ihm zu Hause gepflegt, aber dann riet er an, den Dreck und Ruß der Stadt gegen die frische Seeluft zu vertauschen. Harriet siedelte in Mrs. Hallidays Pension über, wo sie mehr als fünf Jahre lang das Weltgeschehen auf ihrem Sofa liegend verfolgte.

Oder sitzend, mit ihrem Teleskop als Guckloch auf die Welt. Rund um sie herum waren ihre Bücher verstreut, vor allem die über das Reisen. (Wie sollte Harriet da schon wissen, daß sie

mit Hilfe des Mesmerismus später im tiefsten Winter durch den Lake Distrikt wandern und Ägypten bereisen würde). Aufgemuntert wurde sie von einem gerahmten Druck von Schef-

fers Christus Consolator, einem Geschenk der Schauspielerin Adelaide Kemble, die bei dem Besuch von Tynemouth vor ihrem Sofa »Auld Robin Gray« gesungen hatte. (Zu dieser Zeit war Harriet aber schon weit auf dem Weg von ihrem früheren naiven Unitariertum hin zu ihrem späteren Freidenkertum und dem Comteschen Positivismus fortgeschritten.).

Und natürlich stand ihr die arme elternlose Jane zur Seite, Mrs. Hallidays schwergeprüfte und vielverspottete Nichte.

Eines Frühlingsmorgens, nach einer Nacht starker Schmerzen, sah die Bettlägerige durch ihr weitoffenes Wohnzimmerfenster...

Sonnenschein, der die uralten, leeren Fensterhöhlen des verfallenen Klosters durchflutete. Die Sonne spielte diamanten auf der Hafenausfahrt und ließ den gelben Sand an der Tyne aufleuchten.

Nachbarin Mrs. Bell trabte zufrieden und mit in die Hüften gestemmt Händen durch ihren Garten, um im hinteren Teil die Schweine zu füttern und die Kühe zu melken. Danach ließ Mrs. Bell immer das Vieh aus dem Stall, damit es auf den abschüssigen Hängen weiden konnte, die sich grün wie die irische Insel zu der spanischen Festung hochreckten, die über den Black Midden Rocks thronte.

Harriet träumte gelegentlich von ihrer Mutter, die über diese Klippe in die von ihrem Blickwinkel aus nicht mehr sichtbare See sprang... aber Wein und Laudanum halfen über solche Alpträume hinweg.

Im Osten fiel der Hügelkamm schroff zum Priors Haven mit seinem Badehaus und dem hohen Schornstein hin ab. Das einzige, was den freien Blick dorthin störte, war eine einzelne Pappel, die Stürme und Frost verkrümmt und zerrupft hatten. Es gab nicht einen einzigen anderen Baum bis zu den Hängen hinter dem Südufer! Aber statt der Schönheit der Bäume erfreute sie sich an der Schönheit des Meeres. Ihr erwählter Ruheplatz bot ihr einen reizvollen Ausschnitt anstelle eines überwältigenden, strahlenden Ozeans, der den ganzen Horizont einnahm. Das wäre einfach zu viel gewesen, davon wäre man erschlagen worden.

Wenn sie das Teleskop vom südlichen Ufer hochschwenkte, sah sie die Heide, wo Scharen von jungen Burschen im Herbst Drachen steigen ließen, wo junge Männer und Mädchen flirtend spazierengingen und wo schwatzende Waschfrauen mit großen weißen Bündeln auf dem Kopf zu den Häusern der Reichen emporstiegen. Zu dieser frühen Stunde war nur ein einsamer Jäger mit Flinte und Jagdhund unterwegs.

Eine schnaufende Dampflok piffte von der Eisenbahnlinie hinter den Hecken und Bäumen her. Die Maschine ließ Dampf ab, als sie sich die Hügel hoch und über sie hinweg quälte. Mr. Stephensons Triumph! Wie hatten doch diese gelehrten Besserwisser in London den ungebildeten Stephenson verlacht, als er vor ihnen das erste Mal in seinem Handwerker-Dialekt gesprochen hatte. Sie hatten sich ausschütten wollen und hatten ihn ausgebuht. Und jetzt wurden Woche für Woche hunderte von Kilometern neuer Eisenbahnstrecken in Betrieb genommen und George Stephenson gönnte sich seinen wohlverdienten Ruhestand in Tapton, wo er Melonen und tropische Pflanzen züchtete und Preise für die Größe seiner Kürbisse gewann, während Harriet, mit der Welt versöhnt, den Sproß seiner Erfindungsgabe aus ihrem Blickfeld verschwinden sah.

Sie ließ das Teleskop noch höher gleiten. Auf den Kuppen der Hügel waren die Scheunen, Hütten und Molkereien mehrerer Bauernhöfe. Und eine Windmühle. Eine Ziegelei auf einem steinübersäten Feld. Ein Kirchturm. Und eine Lorentasse, auf der führerlose Waggonen ihren langgezogenen, abwärtsführenden Bahnen unter dem Einfluß der Schwerkraft folgten.

Und über alldem ragte die Spitze von Pensher Hill hervor. Und in Kürze würde auf dem Gipfel dieses kleinen Berges ein nur zu verdientes Denkmal für den armen, ehrlichen Lord Durham stehen, der so tragisch durch politische Intrigen und Verrat gescheitert war. Die Freimaurerlogen Englands finanzierten dies durch Spenden.

Jetzt war Mrs. Bell auf dem Rückweg und trug dabei zwei Schüsseln dampfender Milch. Sie hielt kurz an und warf einen besitzesstolzen Blick über die ordentlichen Reihen, in denen ihr Sohn Harry die Rüben gepflanzt hatte.

Plötzlich begann ein Paar tschilpender Rotkehlchen sich zwischen den Hyazinthen in dem Blumenkasten vor Harrietts Fenster zu kabbeln. Die Vögel zankten sich lautstark und kümmerten sich dabei fast gar nicht um Harriet. Mrs. Bell sah auf und bemerkte, daß Harriet sie beobachtete. Harriet zwängte sich trotz ihrer Schmerzen – die mittlerweile auch beträchtlich nachgelassen hatten – ein Lächeln auf die Lippen und zog sich zurück. Sie ging durch ihr Wohnzimmer mit all den Blumentöpfen voll blühender Tulpen und Narzissen zurück in ihr abgedunkeltes Schlafzimmer im vorderen Teil des Hauses.

Hier zog sie die Gardinen zur Hauptstraße hinaus auseinander und erblickte den Briefträger – und diesen unerträglichen Störenfried, Sir William Elwes.

Elwes! – er, der sich etwas auf seinen Titel und seine gute Erziehung einbildete, obwohl er doch nur ein gewöhnlicher Spitzel war. Er hatte sich ein gewinnbringendes Geschäft auf

Harriets Kosten ausgerechnet. Er hatte die geschwätzige, doppelzüngige Mrs. Blagdon auf Harriet angesetzt, um sie über die Pension auszuhorchen, die Freunde für Harriet durchsetzen wollten.

Mrs. Blagdons Attacken waren so nachhaltig, daß zwei von Harriets Tanten herkommen mußten, um sich in der Nähe einzuquartieren. Eine der beiden mußte immer bereit stehen, um von Jane zu Hilfe gerufen zu werden, sobald Mrs. Blagdon sich zeigte. Die Tante eilte dann stante pede zu Mrs. Halliday, um jede Erwähnung der Pension zu verbieten, um damit zu betonen, daß Harriet keine Ahnung von der ganzen Sache habe, wo sie doch eigentlich die Initiatorin und die graue Eminenz dahinter war.

Hoffte Elwes, den Briefträger bei irgendeiner kleinen Nachlässigkeit zu ertappen? Er schielte auf ein Blatt Papier, als sei es ein Brief, den er in der Gosse gefunden hatte.

Beobachtete er heimlich Mrs. Halliday?

Elwes blickte tatsächlich über die Straße herüber, dort, wo Harriet auf der Lauer stand, aber dann blickte er gedankenverloren weiter die Hauptstraße hinunter zum Schloß und rieb sich nachdenklich das Kinn.

Elwes stopfte sich das Blatt plötzlich in die Tasche und ging in die entgegengesetzte Richtung davon. Auf diese Weise führte ihn sein Weg an der Tür von Mrs. Blagdon vorbei.

Harriet sah plötzlich Harry Bell über die breite Straße huschen. Der Junge duckte sich in den Eingang des Bekleidungsgeschäfts und linste von da Elwes hinterher. Harry verfolgte den Kerl. So sah es jedenfalls aus.

Harriet zog an der Kordel an der Wand, die mit einer Glocke verbunden war und so Jane herbeirief.

Die arme Jane. Sie war gestern bis spät in die Nacht aufgeblieben, um Harriet in ihrem Leiden Trost zu spenden. Man konnte nur hoffen, daß ihre Tante sie, wenn sie an diesem Morgen übermüdet war, nicht wieder gemein und niederträchtig behandelte, wie sie es so oft tat. Das Mädchen war ein Schatz: ehrlich und freundlich, ohne das geringste bißchen Falsch oder Bosheit in der Seele. Mrs. Halliday ließ das Mädchen bis zum Umfallen arbeiten und scholt sie unnachgiebig, aber all das ertrug Jane mit gelassener Fröhlichkeit. Manchmal tat es Harriet in der Seele weh.

Es stimmte schon, Jane war ein Chaos auf zwei Beinen. Ihr Gesicht war immer dreckig und ihr Haar zerzaust. Und in Harriets Zimmern wurde nicht richtig Staub gewischt und sauber gemacht. Aber bei ihren schwachen Augen konnte sie kaum eine Spinnwebe oder einen Fleck direkt vor der Nase sehen. Dies war neben ihrer dummen und selbstsüchtigen Tante das andere Kreuz, das Jane zu tragen hatte: ihre triefenden, kränklichen Augen, deren Pupillen immer aussahen, als wären sie mit einem Gazeschleier überzogen.

Jane erschien, mit verschwollenen Augen und in einem zerknüllten Kleid.

»Einen guten Morgen, Herrin! Wie geht ett Ihnen heut? Soll ick die Gardinen aufziehn? Ick hab Sie hier die Post unn die Zeitung mitgebracht.«

Jane hielt ihr ein Tablett entgegen. Darauf lagen der Newcastle Chronicle vom Vorabend, drei Briefe und ein Handzettel.

»Ja, öffne doch bitte die Vorhänge, mein liebes Kind, ansonsten sieht keiner von uns, was er gerade tut.«

Dieser Handzettel – das war bestimmt der gleiche, den Elwes sich mit so offenkundigem Interesse angesehen hatte.

Harriet las:

DER WELTBERÜHMTE LÖWENBÄNDIGER!  
*Van Amburgh aus Kentucky*  
DER JEDES BEKANNTE WILDE TIER ZÄHMEN KANN  
wird in Kürze Station machen in  
Sunderland, Newcastle, South Shields, North Shields,  
Blyth, Morpeth, Alnwick, Berwick...  
*Begleitet von Titus Großartiger Menagerie!*  
Bestehend aus grimmigen Löwen und Löwinnen,  
einem bengalischen Königstiger,  
einem wilden schwarzen Tiger, zwei Panther...

Es ging kleingedruckt weiter.

Der Briefträger hatte diese Handzettel verteilt, und das hätte er nicht tun dürfen. Das war die Arbeit eines Botenjungens, nicht die eines Staatsbediensteten, der sich damit ein paar Shilling dazuverdiente. Jetzt war Elwes bestimmt auf dem Weg zum Postamt, in der Erwartung, seinen Anteil an dem Strafgeld zu erhalten.

Vielleicht war Elwes dann doch nicht auf dem Weg zu Mrs. Blagdon, um diese lästige Intrige voranzutreiben...

War Harry Bell hinter Elwes hergeschlichen, damit er zurückrennen und... Jane warnen konnte? Harriet war verwirrt.

Sie legte den Handzettel auf dem Kaminsims ab und nahm die Briefe und die Zeitung mit in das andere Zimmer. Jane blieb zurück, um das Bett zu machen, das von Harriets Hin- und Herwerfen – trotz des Laudanums – zerwühlt war, und um sich um den Herd zu kümmern. Natürlich würde sie sich dabei wieder das Gesicht und die Finger schmutzig machen.

Harriet ließ sich auf das Sofa sinken und überflog die Absender. Einer war von dem immer wieder amüsanten Sydney Smith, auch wenn er jetzt alt und kränklich war. Ein anderer von dem tauben Bulwer Lytton und der letzte war von Thomas Carlyle. Aber zuerst öffnete Harriet die Nachrichten,



diese ausgezeichnete Zeitung der liberalen Hodgsons aus der Union Street.

»Ach!« entfuhr es ihr.

Jane eilte herbei: »Ja, Ma'am?«

»Gute Nachrichten! Es ist so, wie ich gehofft hatte. Es wird eine Anhörung im Parlament geben, wegen Mr. Brights Niederlage in Durham. Hoffen wir, daß daraufhin dann Lord Dungannons Wahl für ungültig erklärt wird.«

»Mr. Bright iss der Herr, der gegen die Korngesetze iss?«

»Ja. Er und Mr. Cobden. Erinnerst du dich daran, daß Mr. Cobden uns hier im Februar besucht hat? Zusammen mit Colonel Thompson?«

»Mr. Cobden, der Abgeordnete. Ja, ick weeiß Bescheid.«

Während Harriet krank daniederlag, hatten ihr Besucher und Briefpartner viele wichtige Geheimnisse anvertraut. Cobden hegte die Hoffnung, daß Harriet ihre Feder für seine Sache, die auch die ihre war, einsetzte. Cobden und seine Konsorten verbrachten so viel Zeit mit Reden und Aufwiegeln, daß sie sich gar nicht vorstellen konnten, wie ein freier Markt wirklich aussehen würde, der nach dem Kippen der Korngesetze bestimmt kam.

Vor kurzem erst hatten Bright und Cobden eine große Versammlung in der Oper von Newcastle abgehalten, eine von unzähligen solcher Versammlungen im ganzen Land. Ihr Empfang in Newcastle war wenigstens freundlicher gewesen, als der, den man Robert Owen im Januar bereitet hatte. Als Mr. Owen seinen utopischen Sozialismus im Vortragssaal in der Nelson Street erklären wollte, wurde diese Versammlung durch einen Mob aus Iren mit Stöcken und Bettpfosten und Stuhlbeinen auseinandergetrieben.

Diesen Aufruhr hatte das Tory-orientierte Newcastle Journal zum Anlaß genommen, die öffentliche Meinung gegen die Befürworter des freien Marktes aufzuhetzen. Diesem

verabscheuungswürdigen Journal zufolge war Bright ein »miesepetriger Herumtreiber«, bei dem sich »ein rechter Landmann« nicht schämen müsse, ihn so richtig durchzuwalken. Deshalb war es so wichtig, daß John Bright zum Abgeordneten von Durham gewählt wurde.

»Ich werde dir das erklären«, versprach Harriet Jane, »wenn du mir dann auch etwas erklärst.«

Der Sitz von Durham war frei geworden, nachdem Captain Fitzroy in die Regierung berufen worden war. Aber es war ein schwieriger Wahlkreis für einen Liberalen. Bright hatte bis zum letzten Moment gezögert, sich als liberaler Kandidat nominieren zu lassen. Unterdessen war der Wahlkampf der Torys schon auf Hochtouren gelaufen. Blaskapellen waren Abend für Abend hinter den roten Toryflaggen her durch die Straßen marschiert. Die Zeitungen, allen voran das Journal, hatten einen klaren Sieg für Lord Dungannon prophezeit und gemutmaßt, daß kein Liberaler es auch nur versuchen würde, gegen ihn anzutreten. Und am Tag der Nominierung, Montag, dem 4. April, dem vierteljährlichen Gerichtstag, war Durham rot gewesen vor Toryflaggen und Wimpeln.

Aber Bright nahm die Nominierung dann doch an. Er erschien an diesem Tag – und fand eine mickrige hölzerne Redetribüne vor der Stadthalle vor, und eine Menge, die in großer Zahl rote Armschleifen trug – vor allem Minenarbeiter, die sich von dem Marquis von Londonderry in seinen Bergwerken hatten anwerben lassen. Diese Arbeiter brüllten Bright jedesmal nieder, bis Lord Dungannon großzügig darum bat, dem »Fremden« doch auch einmal einen Augenblick zuzuhören.

Als der Bürgermeister dann aber um ein Handzeichen bat, ging dies zu Brights Gunsten aus.

Der Vertreter seiner Lordschaft, William Lloyd Wharton, verlangte daraufhin sofort eine formelle Wahl. Und da ergab

die Auszählung dann eine Mehrheit von hundert Stimmen für den Torykandidaten.

Darauffolgende Nachfragen von liberalen Vertretern ergaben, daß die Wähler aufgefordert worden waren, in der Wheat Sheaf Kneipe in Claypath vorbeizukommen, wo sie sich vor einem Fenster in die Schlange stellten, um sich in das Wahlbuch einzutragen, und wo sie dafür jeweils einen goldenen Sovereign erhielten.

Der Landesgeschäftsführer der Liberalen, Mr. Copock, kam extra aus London, um das Beweismaterial für den Wahlbetrug zu sichten.

»Und jetzt gibt es deshalb eben eine Anhörung«, schloß Harriet.

»Oh Gott, wie ungerecht es in der Politik doch zugeht! Wieviel Bosheit da ist!«

»Ja, was das angeht, so ist mir die Falschheit von Leuten nichts Neues.« (Wenn Lord Durham doch nur weniger naiv gewesen wäre! dachte sie.) »Genausowenig wie die Bosheit.«

Sir Robert Peel, der so hartnäckig auf seiner Position in bezug auf die Korngesetze beharrte, hatte Cobden in aller Öffentlichkeit und beleidigendster Weise beschuldigt, durch seine Haltung für Meuchelmord verantwortlich zu sein. Cobden, gegen Peel aufgebracht, hatte mit gleicher Münze zurückgezahlt.

»Jane, vor langer Zeit habe ich beschlossen, daß ich mich von der Bosheit nicht vergiften lasse. Ich habe beschlossen, immer nur angemessen und vernünftig zu sein, dafür aber standhaft.«

Wenn man Cobden und Peel, beides hervorragende Männer, doch nur wieder miteinander versöhnen könnte. Als ihren Beitrag zur Versöhnung hatte sie dann, obwohl sie so krank war, Cobdens Bitte zugestimmt, etwas in der Art ihrer politischen Dokumentationen für ihn zu schreiben.

»Falls Mr. Bright ins Parlament kommen sollte, dann hofft er, ein Komitee über die Wald- und Flurgesetze zu gründen. Die sind viel wichtiger für unsere landwirtschaftliche Bevölkerung und im ganzen auch für die nationale Lebensmittelproduktion, als irgendwelche Nörgeleien über die angeblichen Nachteile des freien Handels. Mr. Bright würde beweisen, daß ich in meinen Schriften recht habe.«

»Wenn er gewählt wird. Das hab ich verstanden. Und wenn Ihre Krankheit Ihnen die Möglichkeit zum Schreiben läßt.«

»Was zur Zeit nicht sehr wahrscheinlich scheint... Aber jetzt, Jane, wo wir gerade von der Bosheit geredet haben: Hast du unter Umständen dem jungen Harry Bell von meinen Problemen erzählt, die ich mit Sir William Elwes und Mrs. Blagdon habe?«

Der folgende Sonntag war ein Tag, an den man sich erinnern sollte. Der Morgen war strahlend, wenn auch windig. Nach der Messe drängten fröhliche Scharen auf den Strand am anderen Ufer. Ungesicherte Hüte wurden davongeweht, man lief lachend hinterher und fing sie wieder ein. Und an der Front Street promenierte die wohlangesehene Bürger von Tynemouth, und auch die, die nicht so wohlangesehen waren. Einige gingen zum Hafen hinunter, andere zur spanischen Festung hinauf, wo einst spanische Söldner als Schutztruppen einquartiert waren. Unten am Schloß knatterte der Union Jack auf dem Fahnenmast, so wie an jedem Sonntag. Lebenslustige Soldaten schäkerten mit fidelen Mädchen.

Harry Bell in seinem besten Sonntagsstaat unterhielt sich unten auf der Straße mit einer strubbeligen, ungewaschenen Jane.

Jane hatte Harry tatsächlich von dem Ärgernis erzählt, das der Stadtpitzel gerade in die Wege leitete. Elwes hoffte, irgend etwas Belastendes über Harriets Finanzen zu erfahren, was er an das Journal verkaufen konnte. Der Dreck würde vielleicht auch an Harriets politischen Bundesgenossen hängenbleiben und sogar dem Ansehen der Anti-Korngesetz-Gruppierung schaden, in der sich Dr. Greenhow in der letzten Zeit verstärkt hervorgetan hatte.

Und da war so einiges, was sich ausschlichten ließ! Vor wenigen Jahren hatte Harriet das Angebot einer Pension aus öffentlichen Geldern ausgeschlagen. Wie hätte sie sich objektiv politisch äußern können, wenn sie das angenommen hätte? Wenn es so aussähe, als hätte sie sich kaufen lassen?

Und prompt hatten die Toryzeitungen Schimpf und Spott über die »undankbare« und »hochmütige« Miss Martineau ausgeschüttet. Da spielte es keine Rolle, daß sie mittlerweile ein Pflgefall mit chronischen Schmerzen war. Die konservativen Journalisten würden sich liebend gern erneut auf sie – und auf ihre Freunde – stürzen. Elwes wußte das.

Und so hatte sich Jane aus Loyalität und Sorge um Harriet Harry anvertraut. Wie schmeichelhaft mußte es doch für die arme Jane sein, daß Harry so einem gebrechlich aussehenden Dreckspatz überhaupt zuhörte. Aber der Junge tat das gern, weil er ihr freundliches Wesen erkannt hatte. Und aus diesem Grund zögerte Harriet auch, sie dafür zu tadeln oder sogar einzuschreiten.

Harriet wußte, daß der junge Mann eine für die hiesigen Verhältnisse ordentliche Schulbildung genossen hatte – an der Royal Jubilee-Schule gegenüber der Christ Church. Vor zwei Jahren hatte der Rektor der Schule, Thomas Haswell, Harriet einen Besuch abgestattet, um sich mit ihr über Pädagogik auszutauschen, und um die bekannte Miss Martineau zu bitten, doch etwas zu schreiben, um die allgemeine Meinung, gerade in bezug auf die Steuer auf Papier, zu beeinflussen.

»Meine Schüler müssen den Strand absuchen«, hatte er ihr erzählt, »damit sie irgend etwas finden, was man anstelle von Tafelkreide verwenden kann. Sie suchen in den Docks nach Kreideresten, die wir dann im Schulofen backen. Und sie müssen sogar nach Holzspänen und -scheiten suchen, damit wir den Ofen überhaupt in Gang halten können.«

Ja, Mr. Haswell hatte mit heftigen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen, da er sich als radikaler Erneuerer versuchte! Als er die Jubilee-Schule 1839 übernahm, hatte Mr. Haswell einem Jungen einen Schilling pro Nacht bezahlt, damit der eine Kerze hielt, während ein Maler zwei riesige halbkugelförmige Weltkarten vom Boden bis zur Decke an die

Wände malte. Haswell war der Meinung, daß zukünftige Seefahrer etwas von Astronomie und Geographie verstehen müßten.

Eine Kerze! Man erlaubte ihm keine Gasbeleuchtung in der Schule. Obwohl es in den Straßen und in vielen Häusern schon künstliches Licht gab, wurde das von den Leitern der Schule immer noch abgelehnt. Die gehörten zu der Generation, die heftig dafür kämpfte, daß ihre Stadt und Tyneside im Dunkeln blieben. Es war gerade mal zwanzig Jahre her, seit die Stadtbewohner Mr. John Motley eine teure silberne Schnupfdose für seine fortgesetzten Bemühungen gegen die neumodische Idee einer Stadtbeleuchtung überreicht hatten.

»Wie Sie vielleicht wissen«, hatte Mr. Haswell erzählt, »habe ich auf dem Schulhof eine Turnstange und Klimmseile zur körperlichen Ertüchtigung anbringen lassen, und ich habe es auch durchgesetzt, daß ein Exerziermeister aus dem Schloß die Leibesübungen überwacht. Die meisten meiner Schutzbefohlenen haben eine sehr schwache Konstitution. Wenn sie nicht an Rachitis oder Mißbildungen, der Krätze, Milben oder Läusen leiden, dann haben sie irgendwelche nervösen Zuckungen, Karbunkeln, Pusteln oder Abszesse. Jedesmal im Winter sind ihre warzigen Hände wund und übersät mit Frostbeulen. Es ist schrecklich.«

»Da haben sie recht.«

»Die Verordnung über die sanitären Bedingungen in Städten wird hier einfach nicht umgesetzt, da wir keinen eigenen Wahlkreis bilden. Die Sterblichkeitsrate liegt bei 30 pro Tausend im Jahr. Wenn sie doch nur in ihren Schriften darauf aufmerksam machen könnten...«

Harriet hatte geseufzt: »Ich bin selbst krank, Mr. Haswell.«

Harry Bell gehörte nicht zu diesen triefnasigen, ungezieferbefallenen Schülern. Er war mehrere Jahre lang jeden Morgen die anderthalb Kilometer bis zur Schule

gelaufen, ordentlich gekleidet und mit den besten Wünschen seiner Eltern. Und er war einer von Mr. Haswells besten Ratgebern gewesen, der das Wissen des Lehrers an die jüngeren Schüler weitergab.

Und jetzt hatte Jane ihn zu ihrem Ritter in weißer Rüstung gemacht, der es irgendwie »diesem Shanky zeigen sollte.« Und für sie spielte dabei auch keine Rolle, daß Harry genau wie sie erst siebzehn war und damit kaum ein Gegner für einen Ganoven wie Elwes.

»Soll ich«, überlegte Harriet, »soll ich einen Brief an meinen Schwager schreiben und ihn um einen Besuch bitten, damit wir uns überlegen können, wie sehr dieser Elwes eine Bedrohung darstellt? Das sind von Shields aus nur zwanzig Minuten mit dem Zug und kostet nur vier Pence. Und dann die kurze Strecke mit der Pferdekutsche... Soll ich oder soll ich nicht?«

Sie wollte eigentlich überhaupt nicht wissen, wie die Sache mit ihrer Pension arrangiert wurde. Und es gab noch einen Einwand gegen den Besuch von Thomas Greenhow: Wenn er nach Tynemouth herüberkam, würden sie auch wieder über das nachdenken müssen, weshalb ihr Bulwer den Brief geschickt hatte. Sie wollte Dr. Greenhow nicht wieder verärgern, indem sie vom Mesmerismus anfang.

Sie nahm Papier aus ihrem Sekretär – ein Geschenk von Miss Nightingale – und begann statt dessen mit einer Antwort auf Carlyles Brief.

Wie immer litt Carlyle Höllenqualen in diesem Hexenkesselhaushalt im rastlosen, stickigen Chelsea. Lächelnd polierte Harriet den Siegelring, den er ihr gekauft hatte. Das war so typisch für den Mann! – Er mußte das Geld, das er gerade von Harriet erhalten hatte, sofort wieder ausgeben, als ob er sich mit ein bißchen Geld unwohl fühlte.

Harriet hatte aus Amerika billige Raubkopien seines Sartor Resartus mitgebracht und sie zum englischen Originalpreis



verkauft. Als sie beim nächsten Mal ein Paket importiert hatte, hatte sie die Profite in flüssige Form umgewandelt – in besten französischen Cognac. Carlyle liebte heißen Cognacpunsch. Diesmal hatte er also wirklich etwas von der Transaktion.

Harriet hatte ihm geschrieben: »Ich bitte Sie, finden Sie doch für sich ein luftiges, ruhiges Haus auf dem Lande. Es ist die Feuchtigkeit der Tonerde in Chelsea, die Ihre Gesundheit und die von Mrs. Carlyle so angegriffen hat...«

Carlyles Brief berichtete, daß er sich jetzt endlich doch auf die Suche nach einem Haus gemacht habe, auf einem guten Rappen, den ein Freund ihm geliehen hatte. Damit konnte er die ganze Gegend um London herum bereisen. Als Beweis seines guten Willens hatte er sich auch (oh du germanische Gründlichkeit!) nicht weniger als fünf Landkarten besorgt. Drei über die Britischen Inseln und zwei Weltkarten. Und trotzdem – sie bezweifelte, daß Carlyle sich von seinem Chelsea trennen konnte, an das er nun einmal gewöhnt war.

Bulwer, der Empfänger ihrer nächsten Antwort, war genauso stur. Und das auf einem Gebiet, auf dem Harriet wertvolle persönliche Erfahrungen beisteuern konnte – auf dem der Taubheit. So großzügig er war, so war Bulwer doch auch ungemein eitel. Er weigerte sich zuzugeben, daß er nicht mehr hören konnte, und behauptete starrsinnig, daß die Gespräche heutzutage es einfach nicht mehr wert seien, ihnen zuzuhören.

Sie würde sich hüten, ihm Ratschläge zu erteilen. Aber er war es, der ihr riet: Er empfahl ihr dringend, wegen ihrer angegriffenen Gesundheit nach Paris zu reisen und einen Mesmeristen aufzusuchen.

Das stand natürlich genausowenig zur Debatte wie ein simpler Ausflug über die Tyne. Andererseits gab es jedoch auch in England Mesmeristen, die in alle größeren Städte reisten. Und das, was sie darüber gelesen hatte... irgend etwas mußte am Mesmerismus dran sein! Aber Thomas Green – how

stand solcher Quacksalberei völlig ablehnend gegenüber. Genau wie seine Frau und wie ihre Tanten.

»Was könnte ich denn in dieser Richtung unternehmen, ohne ein Familienzerwürfnis herbeizuführen?«

Harriet schrieb dies Bulwer, als Jane an die Tür klopfte und eintrat.

»Hey, Miss Martineau!« Jane umklammerte einen von diesen Handzetteln. »Wow, Löwen unn Tiger komm' nach Shields! Iss das nich aufregend?«

Harriet lächelte. Das konnte Jane nur von Harry wissen. Mit ihren schlechten Augen war sie wohl kaum in der Lage, die Reklame zu lesen.

»Unn der Bändiger, der, der seinen Kopp bei denen ins Maul steckt, daß iss'n richtiger In'ianer!«

Wenn Jane sie ansprach, dann brauchte sie wirklich nicht nach ihrem Hörgerät zu greifen. Immer wenn ein Tynesider sich über etwas ereiferte, wurde der Dialekt schrill. Für Harriet war dieser Dialekt ideal. Bevor sie sich in Tynemouth niedergelassen hatte, hatte sie sich nur mit Sydney Smith und mit Malthus wirklich unterhalten können, ohne ihr Hörgerät zu gebrauchen – beziehungsweise den Vorgänger davon, die Flüstertüte. Was für ein Glück bei Malthus – man konnte sich eine Flüstertüte einfach nicht richtig vor eine Hasenscharte pressen. Aber Malthus andere Behinderung, sein gespaltener Gaumen, hinderte ihn daran, Konsonanten richtig auszusprechen, so daß seine Stimme nur eine langsame und sonore Abfolge von Vokalen war. Und die konnte sie hören.

»Harn Sie irgendwelche wilden In'ianer gesehen, als Sie in Amerika war'n? Haben die Sie da angegriffen?«

»Nein, Jane. Die Gefahr von Angriffen in den Wäldern von Michigan bestand immer nur durch sogenannte zivilisierte Trupps – die blindwütig gegen die Gegner der Sklaverei

hetzten. Die, und nicht die Eingeborenen, waren diejenigen, die Kutschen überfielen und die Passagiere verprügelten.«

»Harn solche Trupps Sie angegriffen?«

Harriet mußte lachen: »Bis zum heutigen Tag bin ich glücklicherweise immer nur von Zeitungen angegriffen worden.«

»Harry will mich vielleicht zur Tierschau mitnehmen, wenn seine Mama auch geht.«

»Ach Jane... Ich weiß nicht so recht, ob ich es billigen kann, daß wilde Tiere eingesperrt und vorgeführt werden – genausowenig, wie ich es billige, wenn man das mit Negern tut.«

Jane blickte plötzlich so niedergeschlagen drein, daß Harriet ihren Tadel augenblicklich bedauerte.

»Ich erzähle dir jetzt etwas über Löwen, Jane. Ich spreche da aus Erfahrung. Ein Löwe ist wie eine Berühmtheit. Die tragischsten Beispiele für so eine Art Löwe sind die, die man auf irgendwelchen Empfängen oder bei Hausparties sieht. Das sind dann die Schriftsteller oder Künstler, die sich vorführen lassen, um vor einer Schar von schmeichelnden, kritiklosen Anhängern zu glänzen. Manchmal ist der besagte Löwe auch ein Polarforscher oder ein Hindu-Rajah oder ein polnischer Exiladliger. Das spielt keine Rolle. Für die, die hinter den Löwen herjagen, ist das alles ein und dasselbe. Sie sind diejenigen, denen man mit der Peitsche Manieren beibringen sollte – und alle literarischen Löwen sollten aus ihren Käfigen befreit werden, aus dem *Zwang* der Gesellschaftssalons.«

Jane starrte Harriet an. »Warum denn das? Ein bißchen Aufmerksamkeit iss doch ganz schön.«

»Wenn die Eitelkeit den Autor dazu verleitet, sich für etwas Besseres zu halten, etwas, das über dem Rest der Gesellschaft steht, dann behindert er sich selbst. Er vertut seine Zeit, und seine wahre Schöpfungskraft verdorrt. Und die Gesellschaft

leidet auch darunter, denn Bedeutungslosigkeit wird so zu einer Tugend. Und natürlich wird die Gesellschaft den Löwen genauso schnell wieder in den Staub werfen, wie sie ihn emporgehoben hat. Das heißt, am Ende ist er immer der Dumme.«

Jane blickte unglücklich drein. Sie konnte sich das alles nicht vorstellen – wohl aber die Menagerie in Shields in ein paar Wochen, und sich dabei vielleicht am Arm von Harry? Wenn ihre Tante nur ihre Zustimmung dazu gab...

Durch Harriets Mangel an Bewegung war es mit ihrer Verdauung nicht zum Besten bestellt. Während sie leidend auf ihrem Sofa lag, wurde das Wetter zusehends schlechter. Windböen ließen ihr Fenster erzittern. Die bisherige Brise wurde zu einem Donnern von der Nordsee her. Der Himmel zog sich immer mehr zu.

In der Hoffnung, so ihre Darmbeschwerden zu lindern, stand sie auf und sah aus dem Fenster. Das Meer war jetzt flaschengrün und wogte und wirbelte dem Strand entgegen. Gischtspritzer wurden vom Wind über den Kiesstrand der Bucht getrieben und wehten wie Luftballons die Anhöhe zu den Häusern hoch. Mit jeder Minute wurden die Wellen wilder und heftiger. Obwohl es erst drei Uhr nachmittags war, war es fast so dunkel wie in der Nacht, und die Brecher donnerten tief in die Bucht hinein, prallten auf das Festland und tränkten das Gras mit Salzwasser.

Dieses für die Jahreszeit ungewöhnliche Unwetter konnte mit jedem Wintersturm mithalten – und traf die Schiffe, die das Pech hatten, jetzt zwischen der Scylla der Tiefsee und der Charybdis der Felsküste gefangen zu sein, völlig unvorbereitet. Bei heftigen Regenschauern, die vom Meer heran- und ins Landesinnere abzogen, erreichte ein Frachter die Sicherheit der

Flußmündung. Zwei Dampfschlepper lagen bereit, um ihm notfalls Hilfe zu gewähren.

Harriet entfernte hastig die Kissen im Fenster und legte überall Putzlappen aus, um die Rinnsale aufzusaugen, die durch jede Ritze hereinsickerten.

Und da kam doch tatsächlich in dem schrecklichen Unwetter ein Schiff in Seenot. Ein hölzerner Raddampfer. Das war bestimmt das norwegische Postboot! Nachdem sie Jahre mit einem Nachschlagewerk neben sich an ihrem Teleskop verbracht hatte, kannte Harriet die Flaggensprache so gut wie jeder Kapitän. Mindestens so gut.

»Ich brauche einen Lotsen.«

»Keine ansteckenden Krankheiten an Bord, keine Quarantäne notwendig.«

»Sie bewegen sich in gefährlichen Gewässern.«

»Mein Schiff ist beschädigt.« Aber bei diesem Schiff waren alle Flaggen von den Masten gefetzt worden. Die halb gerefften Segel flatterten zerrissen im Wind. Harriet preßte ihr Teleskop gegen das regennasse Fensterglas. Eines der beiden Schaufelräder war beschädigt, gesplittert durch den Aufprall von Tonnen wütenden Seewassers. Die Wellen schlugen teilweise sogar bis über die Schornsteine. Waren die Feuer im Kessel ertränkt worden?

Es mußte das Postschiff sein. Harriet sah, wie der charakteristische langgezogene Bug des Klippers sich hoch aufrichtete – das Rahsegel eine Lanze gegen den schwarzen Himmel – bevor das Schiff wieder in ein tiefes Wellental klatschte. Das Schiff driftete in die schlimmste aller Richtungen ab – auf die Black Middens zu. Aber schon dampften die Schlepper mit voller Kraft hinaus, um zu Hilfe zu kommen.

Harriet konnte sehen, wie Männer in die Wanten kletterten, um die Segel zu kappen – mindestens einer wurde dabei ins

Meer gespült – und andere tapfere oder verzweifelte Seeleute kämpften sich bis zum Bug vor, der von Brechern überrollt wurde, um die Taue zu sichern, die mit Raketen von den Schleppern hinübergeschossen wurden. Irgendwie gelang das auch. Aber vergeblich! So sehr sich die Schlepper auch bemühten, es gelang ihnen nicht, das Schiff in die Mündung der Tyne und weg von den Klippen zu ziehen.

Die Masten senkten sich tief herunter. Das Schiff war aufgelaufen. Es krängte zur Seite, schwer angeschlagen. Die Wellen waren gewaltig.

Die beiden Rettungsboote an Steuerbord waren an den Kränen herausgeschwungen wurden. Jetzt ließ man sie mit einer Ladung Schiffbrüchiger zu Wasser. Das abschüssige Deck und die Takelage waren immer noch voll mit verzweifelten Menschen.

Die Dampfschlepper ließen ihre Taue Taue sein und kamen so nah heran, wie sie es wagen konnten. Ruder senkten sich in gewaltige Wogen und die Rettungsboote kämpften sich auf die Schlepper und einen Austausch von Passagieren zu.

Wie schrecklich, diese Hilflosigkeit. Harriets ganze Persönlichkeit schrie auf, feuerte diese Seeleute an.

Aber jetzt, da, der Seenotkreuzer aus Tynemouth! Und von der anderen Seite des Flusses kam der Kreuzer aus South Shields. Oben auf den Klippen sammelten sich die Gaffer, ungeachtet von Regen und Sturm. Über die Heide rannten weitere Figuren heran, um sich der Gruppe anzuschließen.

Was für ein Glück, daß es diese Boote gab, die in ihrer Konstruktion sogar noch weiter verbessert worden waren, seit dieser Sproß von North Shields, Willy Wouldhave, diese unbezahlbare Erfindung für die Seeleute gemacht hatte...

Im Jahr der französischen Revolution lief die Adventure aus Newcastle bei den Herd Untiefen hinten im Fluß auf. Von den Tausenden von Gaffern hatte es nicht einer gewagt, egal zu

welchem Preis, etwas zu unternehmen. Einer nach dem anderen waren die frierenden und erschöpften Seeleute aus den Wanten gefallen und ertrunken, bis niemand mehr übrig blieb, den man retten konnte.

Nach dieser Tragödie hatte sich eine Gruppe von Geschäftsleuten aus South Shields zusammengetan, hatte eine Sammlung veranstaltet und einen Preis für denjenigen ausgesetzt, der ein Rettungsboot konstruierte, das klein war und nur wenig Wasser nahm. Die Initiative war von Friedensrichter Nicholas Fairlies ausgegangen, der später in der Nähe von Jarrow Slake ermordet wurde.

Es gab nur zwei wirkliche Kandidaten für den Preis. Der eine war der Schiffsbauer Henry Greathead. Der andere war Willy Wouldhave, ein herumreisender Maler und Hans-Dampf-in-allen-Gassen. Willy war arm und Autodidakt, sprunghaft und genial. Er kümmerte sich nicht um das Morgen, war mal hier und mal da und hatte eine gefürchtet scharfe Zunge gegenüber Leuten, die gesellschaftlich über ihm standen.

Willys einfaches Modell wurde zu Wasser gelassen und richtete sich von selbst wieder auf, Mr. Greatheads fachkundiges Modell schwamm sofort kieloben. Und so verlieh das Komitee einen Trostpreis von zwei Guineen an Willy und beauftragte Mr. Greathead mit der Ausführung des Auftrags – den er auch ausführte, nachdem er Willys Idee des geschwungenen Kiels übernommen hatte.

Mr. Greathead wurde von dankbaren Versicherungsgesellschaften, Reedereien und Behörden mit Ehren und Orden, Belohnungen und Preisen überhäuft. Sogar Zar Alexander I von Rußland zollte ihm seine Anerkennung, aber das hinderte Henry Greathead nicht daran, Bankrott zu machen, womit er in etwa den gleichen Status erreichte, den Willy die ganze Zeit über innegehabt hatte. Willy starb im Jahr 1821 ohne einen Penny.

Harriet mußte oft an dieses Schicksal des wahren Erfinders der Seenotrettung denken. Willys einziger Tochter, die sich mit Mühe und Not ihren Lebensunterhalt als Schneiderin in South Shields verdiente, war erst vor kurzem von der Stadt eine Pension von 15 Pence pro Woche zugesprochen worden, als Wiedergutmachung – und damit waren Harriets Gedanken dann wieder bei ihren eigenen Verhältnissen und bei der Sache mit der Pension.

Nach einer Stunde schien der größte Teil der Passagiere und der Mannschaft in Sicherheit gebracht worden zu sein, und das Schiff war völlig auseinandergebrochen. Ungefähr tausend Leute sahen dabei zu. Darunter hatte Harriet mit Hilfe ihres Teleskops auch die unverkennbare Gestalt von Shanky Elwes ausgemacht. Er hatte gierig zugesehen, wie die Wellen die Ladung verschlangen.

Das Abendessen, Roastbeef und Yorkshire Pudding, wurde aufgrund dieser Vorkommnisse dann später serviert als wie gewöhnlich um vier Uhr. Nach dem Essen konnte Harriet ganze Scharen von Männern, Frauen und Kindern beobachten, die über den Sand und den Deich liefen und Bündel mit Segeltuch, Schulterlasten aus Holzplanken und Holzscheiten trugen.

Zufrieden schloß sie das Fenster, zog die Gardinen vor und entzündete das Gaslicht.

Der pfeifende Wind hatte nachgelassen. Als sie in den frühen Morgenstunden aufstehen mußte, weil sie immer noch Schmerzen und Beschwerden hatte, war der Himmel ruhig und klar, das Meer ein Teich, auf dem hier und da Treibholz schwamm. Ein Dreiviertelmond stieg über der Ruine des Klosters in den schwarz-blauen Himmel auf. Dieser Anblick beruhigte sie, und schließlich schlief sie wieder ein.



Menagerien waren in Tynemouth nichts Unbekanntes. 1568 hatte ein Italiener hier den Körper einer riesigen Schlange zur Schau gestellt, die mehr als fünf Meter lang war und den Umfang eines Pferdes hatte. Dieses Monster hatte angeblich mehr als tausend Äthiopier gefressen und deren Land verwüstet, bis die türkische Armee eingeschritten war.

1732 konnte man in Newcastle einen gewaltigen Kasuar-Strauß anschauen, zusammen mit einem riesigen Geier, mehreren Großkatzen, einem Bergmonster und einem Waschbären mit einem falschen Bauch, in dem die Jungen sich verstecken konnten.

1734 gab es ein Kamel, 1747 ein Nashorn und 1750 dann einen Delphin, zusammen mit einer Meerjungfrau und einer Mumie.

1780 gab es dann ein Zebra – und der große Kasuar war auch wieder da. Der zwei Meter große Vogel kam in das Haus von jedem, der eine Guinee dafür bezahlte (bis zu 24 Gäste waren erlaubt, danach wurde für jeden weiteren ein Shilling berechnet). Während der Vogel im Salon stand und von allen Seiten bewundert wurde, hielt sein Besitzer Mr. Pidcock eine blumige Rede, die mit den Worten endete:

So viele edle Kreaturen gibt es auf diesem Erdenballe,  
Doch der erhabene Kasuar, der übertrifft sie alle

Mr. Pidcock investierte seine Guineen und Shillinge weise. 1799 war er wieder da, und mit ihm ein besonders kluger Elefant, der aber nicht in die Wohnungen kam.

Der bekannteste Tierschaubesitzer war zweifellos George Wombwell. Von Haus aus Schuhmacher, ergriff er seine Chance, als er in den Londoner Docks das erste Paar Boa Constricti sah, die je in das Land importiert wurden. Er kaufte sie für fünfundsiebzig Pfund, und seine Investition hatte sich in wenigen Wochen rentiert. Innerhalb von kurzer Zeit tourten Menagerien mit seinen Tieren durch ganz England. Das ging nicht ohne Verluste ab: Chuby der Elefant tötete Georges Neffen im Jahr 1842 und eine Tigerin verletzte seine Nichte so schwer, daß die daran starb. Als Tierbändiger gehörte so etwas zum Beruf. In der überarbeiteten und erweiterten Fassung von *Die Welt als Wille und Vorstellung* berichtet Schopenhauer von einer Gerichtsverhandlung, die im August 1830 in der Gaststätte Phoenix in Morpeth stattfand. Ein gewisser Baptist Bernard aus Venedig war von einem rachsüchtigen Elefanten zu Tode getrampelt worden, dem der Italiener vier Jahre zuvor mit einer Gabel in die Wange gestochen hatte.

(1830 war Shanky Elwes schon lange wieder aus dem Gefängnis von Morpeth entlassen, auch wenn sein wohlerzogener Sohn Henry noch in der Stadt arbeitete – als Hilfskellner im Queens Head. Der weichliche und bettelarme Junge hatte zuerst mit Kohlschleppen seinen Lebensunterhalt verdient. Dann hatte er sich auf einem Kutter anheuern lassen, wurde aber von dem ordinären Benehmen seiner Schiffsgenossen verschreckt. Danach war der Job als Hilfskellner das Paradies.)

Der Richter verurteilte den schuldigen Elefanten zu fünf Shilling – die wohltätigen Zwecken zugute kommen mußten. Das war die übliche Strafe, die immer dann verhängt wurde, wenn ein unverständiges Tod eines denkenden Wesens verursacht hatte. Aber der Elefant hatte, Schopenhauer es ausführte, sehr wohl mit Vorüberlegung gehandelt.

Und man sollte in diesem Zusammenhang auch nicht die Menagerie von Hilton und Wright vergessen, die stolz einen großen sibirischen Wolf präsentierten, der in einem Käfig zusammen mit einem Schaf lebte. Über dem Käfig hing ein Schild: »Die heilige Schrift hat sich erfüllt.«

Aber kein Tierbändiger war berühmter und keine Schau genoß einen besseren Ruf als die von Isaac van Amburgh. Van Amburgh konnte jedes bekannte Wesen seinem Willen Untertan machen, und das mit einer fast übernatürlichen Grazie.

Van Amburghs Großvater hatte sein Leben als Tangborgon d'Oom begonnen, was in der Sprache der Tuscorara-Indianer, zu denen er gehörte, »der große König der Wälder« bedeutete. Tangborgon rettete zufällig einen holländischen Trapper vor zwei wilden Pumas und wurde von dem dankbaren Mann zu ihm nach Hause in Kentucky eingeladen. Der Indianer konvertierte zum Christentum, nahm den Namen Vorboys van Amburgh an, ließ sich nieder und heiratete. Aber die Taufe änderte nichts an seiner Macht über die Tiere, die er seinem Enkel Isaak in noch größerem Maß vererbte.

Als Kind interessierten Isaac die ganzen kindischen Spiele nicht. Sein Interesse galt nur den Fliegen und Wespen und Käfern. Als Junge wurde er zum Meister der Ratten und Mäuse in den Lagerhäusern der Gegend. Die Nager tanzten alle nach seiner Pfeife. Als er zwölf war, wurden die feurigsten Wildpferde von überall aus Kentucky zu Isaak gebracht, um eingeritten zu werden. Seine Hilfe war so begehrt, daß er damit für den Rest seines Lebens ein gemachter Mann gewesen wäre.

Aber er war rastlos. In seiner Freizeit durchstreifte er die Wälder Kentuckys und zähmte Füchse und Eichhörnchen, Kojoten, Wildschweine und Wölfe. Er organisierte eine Waldpolizei aus wilden Tieren. Wenn ein Raubtier sich mit einer Gans oder einem Schaf davonmachte, verfolgten Isaac

und seine tierischen Hilfspolizisten den Übeltäter, stellten und bestraften ihn. In einem Gutteil der Fälle fanden sie das Opfer noch in einem Stück, manchmal sogar noch am Leben. Die Leute aus der Gegend waren bereit, jeden Eid zu beschwören.

Darauf schloß sich Isaac dann Titus' Tierschau an, die die größte Amerikas und auch die größte auf der ganzen Welt war. Und sofort bewies er seine Fähigkeiten dadurch, daß er eine streitbare Löwin zähmte.

Als Beweis dafür steckte er seinen Kopf in ihren Rachen.

1838 schickte Titus Van Amburgh nach England, zusammen mit einigen imposanten Löwen und Tigern, die alle auf den kleinsten Wink ihres Bändigers reagierten. Der siebenundzwanzigjährige Dompteur wurde gefeiert und bejubelt. Landseer malte ihn im Auftrag des Dukes von Wellington. Junge Edelleute überhäufte ihn mit Geld, damit er sie in der Kunst der Dressur unterrichtete. Nur die Übervorsicht der Londoner Stadtväter hinderte Isaac daran, mit einem Heißluftballon und seinem Lieblingstiger über der Stadt aufzusteigen und dann mit einem Fallschirm abzuspringen. Wenn der Einfluß von Isaacs Blick nicht mehr gewesen wäre, hätte der Tiger vielleicht den Ballonpiloten gefressen, und der Ballon wäre werweißwo gelandet und die Dschungelbestie wäre auf die Stadt losgegangen.

An einem schönen Junimorgen war Jane an der öffentlichen Pumpe, um Wasser für die Pension ihrer Tante zu holen. Genau wie eine lange Schlange von Dienstmädchen, die sich um den Vortritt an der lästigen Pumpe zankten und über die Schau von Van Amburgh klatschten, die jetzt endlich nach Shields kam.

»Sie sa'n, der geht in dee Käfig mit dee bengalisch Tigcher unn dann dreht'er sich um...«

»Darf ich vor, Miss Jackson? Ich hab den kleinen in der Wiege gelassen und da iss kein anderer im Haus.«

»Datt glaub ich dir nich'.«

Die Herrin über das Wasser, Witwe Hulme, saß in einem kleinen Aufseherhäuschen direkt an der Pumpe und drehte sie listig jedesmal nach einem Kunden ab und erst dann wieder an, wenn sie ihren Penny erhalten hatte. Ihr Schlüssel war so groß wie ein Schiffsanker.

Mrs. Jackson übergab ihr brav die Münze und dann begann die langsame Prozedur, den 20l.-Eimer zu füllen.

Willy Wouldhave hatte einer Frau am Field House Brunnen geholfen, genauso einen Eimer auf den Kopf zu stemmen – nachdem er gesehen hatte, wie ein Stück eines zerbrochenen Holztellers, das zufällig darin war, sich immer wieder auf eine Spitze stellte, egal was man auch tat. Dies gab ihm die Inspiration für sein sich immer wieder selbst aufrichtendes Rettungsboot. In dem Eimer hatte er seine Idee für den bahnbrechenden Kiel gefunden.

Schließlich war Mrs. Jacksons Gefäß voll. Sie nahm die hölzerne Wanne an dem einzigen Griff, setzte ihre andere Hand darunter, dann stemmte sie die Last auf das Kissen, das sie auf dem Kopf trug und watschelte davon. All die Dienstmädchen, die hier auf Wasser warteten, trugen diese gepolsterten Kissen statt ihrer üblichen Hauben auf dem Kopf. Die Schlange schob sich einen Platz voran.

»Kann ick inne datt Geld morjen geve, Missus Hulme?«

»Ick daaf nich, Kind! De sinn ziemlich schtrentg innet Büro.«

Der große Schlüssel drehte sich nicht. Die Bittstellerin trabte davon, zum nächsten öffentlichen Brunnen, der fast einen Kilometer weit entfernt war.

»Hallo Jane«, sagte Harry Bell.

»Du hast hier nich's zu suchen«, flüsterte sie ihm zu.

»Wasser iss Frauenarbeit.«

»Ja, ja, unn dein Eimer wiecht ‘n Zentner. Ich trag’s für dich und keine Widerworte.«

Jane gab keine Widerworte, denn sie fürchtete den Kraftakt, den Eimer hochzustemmen. Miss Martineau sagte immer, Jane habe Muskeln wie Pudding, und Jane füllte ihren Eimer selten mehr als bis zur Hälfte, was bei ihrer Tante immer wieder zu Wutausbrüchen führte.

»Ich und Mama, wir geh’n unn sehn uns heut’ nachmittag an, wie die wilden Tiere ankommen. Wenn Mama Missus Halliday die Milch unn die Eier vorbeibringt, dann fragt se nach, ob du mitkommen kannst.«

Und so nahmen Mrs. Bell und Harry und Jane trotz Mrs. Hallidays kleinkariierter Einwände an diesem Nachmittag die Pferdedroschke nach Chirton Green, wo sich schon eine Zuschauermenge eingefunden hatte...

Und da kam dann Van Amburgh die Straße herunter und lenkte ein Gespann aus zehn edlen Rössern, die in Zweierreihen zusammengespant waren. Die nervösen Apfelschimmel gehorchten dem leisesten Ruck seiner Zügel mit der Geduld zahmster Ponys. Dahinter folgte eine Reihe aus Wohnwagen, die mit grünen und goldenen Mustern geschmückt waren und von anderen edlen Pferden gezogen wurden, deren Zaumzeug vor Silber funkelte.

»Oh, das iss wie die königliche Prozession von Kleopatra!« staunte Mrs. Bell.

Und das war es wirklich. Nur daß statt einer Barke die Wohnwagen von Pferdesklaven gezogen wurden. Und statt des Nils glitzerte die Tyne in der Ferne. Und statt der »Schlange des Nils« enthielten diese Wagen königliche Raubkatzen, die wütend brüllten und fauchten.

Isaac von Amburgh trug einen Anzug mit Seidenbesatz, einen entzückenden Schal und ein Hemd aus hellblauem Satin. Er sah nicht besonders muskulös aus – eigentlich überhaupt nicht kräftig. Wenn nicht die Augen gewesen wären: Seine Augen befahlen. In seinem Blick war Stahl – Stahl und indianische Magie.

Der Zug führte auf eine Wiese. Mit militärischer Präzision wurde hier ein Lager aufgeschlagen. Das große Zelt wurde aufgerichtet.

Alle Straßenhändler und Marketender der Gegend liefen herum und verkauften Hampelmänner, Fahnen zum Schwenken, Windräder und Papierschlangen, Fische aus Zucker, Löwen aus Marzipan, Schaumzuckerbären, Marzipantiger und Zigarren. Und auch Shanky Elwes stolzierte mit einem Zylinder auf dem Kopf zwischen den geparkten Wohnwagen, den angepflockten Pferden und dem im Aufbau begriffenen Zirkuszelt umher. Er summt vor sich hin. Für Harry sah das verdammt danach aus, als habe er etwas vor.

Es dauerte nicht mal eine Stunde, bis die ersten Zuschauer eingelassen wurden.

»Aaaah«, schrie Mrs. Bell auf, als van Amburgh in den Käfig sprang.

»Aaaah«, echote die Menge und verstummte dann gespannt.

Der Dompteur ging auf die wilden Bestien zu. Er hielt seine Peitsche in Bauchhöhe und fixierte die knurrenden Raubtiere mit seinem Blick. Obwohl er nicht breit gebaut war, war er doch fast 1,80m groß. Seine in Samt und Seide gekleidete Gestalt bestand aus purem Willen.

Er bellte einen kurzen Befehl: »Trajan!« – und der ausgewachsene bengalische Tiger kam auf ihn zu und sprang über die Peitsche.

»Jezebel!«

Jetzt war die Tigerin an der Reihe.

Und danach die Löwin, Sheba, und dann zwei Leoparden, Nero und Hannibal. Alle sprangen über die Peitsche. Aber der alte Löwe Samson mit der gewaltigen Mähne lag nur da und starrte Van Amburgh mörderisch an. Er wollte sich nicht bewegen. Van Amburgh schlug mit der Peitsche nach Samsom. Mit einem Gebrüll wie ein Kanonenschlag war Samson auf den Beinen...

»Ich glaub, mein Herz bleibt stehen!« Mrs. Bell klammerte sich an den Arm ihres Sohnes.

»Was iss los?« jammerte Jane. Ihre Augen tränten wieder und sie konnte nichts sehen.

Der Löwe sprang über die Peitsche und kehrte zu seinem Platz zurück.

Ein Helfer schob einen Reifen durch die Gitterstäbe. Van Amburgh hielt den Reifen hoch und ein Tier nach dem anderen sprang hindurch, sogar Samson. Der Blick des Mannes huschte immerfort hin und her und hatte jedes der Tiere gleichzeitig im Auge.

»Der muß die magnetisieren!« erklärte Jane. »Das iss mesmerisch.«

Tatsächlich, die Peitsche erschien Harry wie die Nadel eines Kompasses, wie sie so von einem wilden Raubtier zum nächsten pendelte. Mit leichten Klapsen dieser Peitsche stupste Van Amburgh jedes Tier an, bis es entweder auf der Seite oder auf dem Rücken lag. Sie waren wie ein Korb voll riesiger, bunt gemischter Kätzchen. Er legte sich in den verschiedensten Stellungen zwischen die ruhenden Raubtiere. Er preßte seine Wange an die von Jezebel, er benutzte Samsons Mahne als Kopfkissen. Dann sprang er wieder auf und stieg auf den ausgestreckten Löwen und die Tigerin. Mit je einem Fuß balancierte er auf den Köpfen der beiden.

»Was für eine Kraft doch in dem Menschen steckt!« seufzte Mrs. Bell. »Was für eine Autorität!«



Jetzt kniete Van Amburgh nieder und zwängte Trajans Kiefer mit dem Knauf der Peitsche auseinander. Er steckte seinen Kopf in das Maul des Tigers. Die riesigen Zähne des Raubtieres zeigten direkt auf den Schädel des Dompteurs, den sie mit Leichtigkeit zerknacken konnten. Trajan rollte mit seinen kohlschwarzen Augen, bewegte aber sonst nicht einen Muskel.

Schließlich zog Van Amburgh seinen Kopf wieder zurück. Er warf die eiserne Tür des Käfigs auf, sprang blitzschnell heraus, verriegelte das Schloß, dann drehte er sich um und verbeugte sich. Im gleichen Augenblick warfen sich die Tiere gegen die Tür und die Wände des Käfigs und erschütterten dabei die Stäbe so heftig, daß diese offenbar jeden Augenblick brechen mußten. Das wütende Brüllen ging unter im donnernden Applaus.

Als ein Strom von zufriedenen Zuschauern das Zelt verließ, wartete draußen schon eine mindestens ebenso große Menge darauf, eingelassen zu werden.

»Und, wie war's?«

»Verdammt überzeugend, Mann.«

Harry zog Jane zur Seite. »Ich hab hier noch zu tun. Das hat mit du-weißt-schon zu tun. Ich bin mir sicher, der hat was vor. Der iss ganz aufgeregt und nervös.«

Janes Augen schimmerten feucht. »Du bist so schlau, Harry. Unn so tapfer.« Ihre Sonntagshaube saß schief. »Tu nur, wass'de tun muß. Aber sei vorsichtig!«

»Zur Not hab' ich mein Messerchen.« Harry klopfte sich auf die Manteltasche, in der er die Form des Klappmessers fühlen konnte. »Mama, ich hab' hier noch was Wichtiges zu erledigen. Kannst du Jane nach Hause bringen?«

»Was Wichtiges? Du willst doch wohl nich' mit dem Zirkus abhauen, oder?«

»Nein Mama, du weißt doch, daß ich zur See gehen werde.«

Mrs. Bell gluckste. Ihr Mann, Kapitän Bell, fuhr auf dem ›Amphitrite‹, einem Lastkahn, der zwischen der Tyne und London pendelte, und Harry sollte nach seinem nächsten Geburtstag in die Fußstapfen seines Vaters treten. »Aber nur, wenn Jane dem zustimmt. Du hast sie eingeladen.«

»Das iss schon in Ordnung, Mrs. Bell.«

Daraufhin gab Mrs. Bell ihren Segen und Harry verschwand in der Menge.

»Wenn de magst«, bot Mrs. Bell Jane fröhlich an, »dann kauf ich dir ‘ne Tüte Nüsse, die de aufm Heimweg essen kannst.«

»Wenn Se doch bloß meine Tante wären«, Jane versuchte ein Schluchzen zu unterdrücken.

»Unn dann kannst mir alles über dieses Mesmerismus erzählen und warum die Blase von Miss Martineau so scharf drauf iss, sie davon abzuhalten.«

Es war schon früher Abend, als Shanky Elwes schließlich die Stufen zu Van Amburghs Privatwagen hochstieg. Die Raubtiere waren wieder in ihren eigenen Käfigen und brüllten oder fauchten, während ein paar Männer mit Eimern voll Fleisch oder Abfall herumliefen.

Harry schlenderte zur anderen Seite des Wohnwagens hinüber und lungerte an einem offenen, mit einem Moskitonetz verhangenen Fenster herum. Offensichtlich gelangweilt nagte er an einem Marzipantiger.

»... eine Wette«, hörte er, »bei der ich mir sicher bin, daß ein ehrenwerter Gentleman, wie Ihr es seid, sie nicht ablehnen wird. Bestimmt nicht; sonst würde es ja bekannt werden, daß es da doch eine Sache gab, bei der Ihr euch nicht getraut habt, eine Herausforderung anzunehmen – eine Sache, in der Eure Magie versagt hat. Und Magie ist hierbei wirklich von Nöten, machen Sie sich da keine Illusionen! Magie, Sir!«

Für jemanden, der so laut brüllen konnte, war Van Amburghs Stimme bei der Antwort erstaunlich leise. Ein sanftes amerikanisches Rollen. Harry drückte sich näher an den Wagen.

»Sind Sie etwa einem Einhorn begegnet, Sir William? Wenn Sie genauer hinsehen, stellen Sie vielleicht fest, daß es sich doch nur um einen ihrer wilden weißen Chillingham-Bullen handelt, der ein Horn verloren hat! Ich bin schon gespannt darauf, mir diese Tiere auf der Strecke von Alnwick nach Berwick anzusehen. Und zwischen ihnen spazieren zu gehen. Das sind die ursprünglichen wilden Ochsen, das behauptet man doch von denen, oder? Zu stur, um sich dem menschlichen Willen zu unterwerfen.« Der Amerikaner gluckste.

»Das hier ist nichts Derartiges«, erwiderte Elwes. »Ich rede von keiner natürlichen Kreatur. Das hier ist ein übernatürliches Wesen, und ich habe es selbst in seiner Höhle unten beim Meer gesehen. Unter den Ruinen der Abtei, hinter dem Leuchtturm. Ich wette meine zwanzig Sovereigns gegen einhundert von Euch, daß Ihr ihm nicht Euren Willen aufzwingen könnt.«

»Eine Chance von eins zu fünf? Damit wären Sie dann ja wohl im Vorteil, Sir William.«

»Nicht im geringsten! Sie ernten dabei den Ruhm, der sich ja auch in Geld auszahlt. Wenn wir eins zu eins wetten, würde Ihr Ruhm dadurch nur geschmälert, wenn je etwas über diese Wette herauskommen würde.«

»Dann wäre das also eine heimliche Wette? Warum sollte diese Geheimniskrämerei mich interessieren?«

»Weil die Kreatur satanischen Ursprungs ist, und weil die gottesfürchtigen Bewohner dieser Stadt das vielleicht nicht billigen würden.«

»Ihr Höhlenbewohner ist hier in der Gegend gefürchtet?«

»Nein, ganz bestimmt nicht. Nur sehr wenige wissen, daß die Legende tatsächlich eine reale Grundlage hat. Und je weniger das sind, desto besser.«

Harry kratzte sich am Kopf. Er überlegte.

Es gab da Geschichten über den Schloßfelsen und die Ruinen der Abtei. Alte Frauen behaupteten, da würde es spuken und da hätten mal Feen gehaust. Aber er selbst hatte nie welche gesehen. Er erinnerte sich daran, daß seine Mama ihm bei Kerzenschein auf der Bettkante eine Geschichte erzählt hatte, als er noch ein kleiner Junge war. Die handelte von einem tapferen jungen Ritter, der sich einen Weg in eine der Höhlen erkämpft hatte, die von Monstern bewacht wurde...

Das war nur eine Geschichte von früher. Was Shanky da erzählte, war Blödsinn und Humbug. Soldaten bewachten den Felsen und die Hafeneinfahrt. Naja, die waren alle oben drauf und die interessierten sich nicht mal für die Schmuggler, die immer wieder in dunklen Nächten da unten herumschlichen. Aber der Gedanke, daß die britische Armee tatsächlich genau über einer übernatürlichen Kreatur Lager bezogen hatte und davon nichts wußte...

»Außerdem«, fuhr Shanky jetzt fort, »glaube ich, daß da unten ein Schatz in der Höhle versteckt ist. Wenn das also alles bekannt wird, dann verlangt die Krone bestimmt ihren Anteil, weil es so nah am Strand liegt. Wir sollten uns darauf einigen, daß wir uns den Schatz teilen. Und deshalb müssen wir auf die Öffentlichkeit verzichten, und da allein hingehen. Nur wir beide.«

»Sir William. Zuerst drohen Sie mir mit der Öffentlichkeit, und dann raten Sie mir zu allergrößter Heimlichkeit. Der Gedanke drängt sich mir auf, daß ein ausgemachter Spitzbube einen berühmten Mann an einen einsamen Ort locken könnte, wo man ihn entführen und dann Lösegeld verlangen könnte.«

»Sie beleidigen meine Gefühle, Sir. Ich bin ein sehr angesehener Bürger in dieser Stadt.«

Van Amburgh lachte: »Sie sind ein Halsabschneider. Ich kann Sie leicht durchschauen.«

»In dem Fall bringen Sie doch jemanden mit, dem Sie vertrauen. Der kann ja bis an die Zähne bewaffnet sein! Ein Pistolenschuß, und die ganze Garnison ist auf den Beinen, da können Sie sicher sein!«

»Wie alle unverbesserlichen Spitzbuben haben Sie in jedem Fall Ihr Schäfchen im Trockenen. Entweder Sie gewinnen einhundert Sovereigns bei dieser Wette, die dann natürlich auch eine Belohnung dafür sind, daß Sie den Mund halten – schließlich geht es ja auch um die versuchte Unterschlagung von Geldern, die der Krone gehören – oder aber Sie kassieren die Hälfte von einem Schatz für die lächerlich niedrigen Investitionskosten von zwanzig Pfund! Nicht schlecht! Aber Sie behaupten, Sie haben dieses übernatürliche Wesen gesehen? Wie sieht es denn aus?«

»Das läßt sich nur schwer sagen«, erwiderte Elwes.

»Sie erzählen mir so etwas, und dann soll ich Ihnen glauben?«

»Nein, warten Sie. Es schien so, als könne es seine Gestalt verändern. Manchmal war es wie ein riesiger Krake... und manchmal wie ein gewaltiger weißer, geringelter Wurm mit Beinen. Es kann – es kann den Geist berühren, Sir!«

»Ach...ja?«

»Ja. Dem zu widerstehen und es zu bezwingen und seine Höhle zu betreten, dazu braucht es jemanden mit Ihrer Willensstärke. Das schwöre ich. Gibt es hier eine Bibel? Naja, egal. Ich erzähl Ihnen einfach, wie ich auf seine Spur gekommen bin...«

Harry hörte fasziniert zu.

Elwes und Van Amburgh hatten schließlich am Abend zuvor ihre Wette doch noch abgeschlossen. Die Neugier des Tierbändigers konnte einfach nicht widerstehen bei dieser Erzählung von einer schrecklichen, schleimigen Kreatur, die sich in die Gedanken schleichen konnte.

»Wenn wir kein Monster finden, dann ist die Wette hinfällig«, hatte der Amerikaner die Bedingungen eingeschränkt.

»Das kommt schon«, versicherte Shanky. »Ich bin ihm bereits begegnet, also kann es meine Gedanken riechen. Nicht mit der Nase – wenn Sie wissen, was ich meine – sondern mit dem Verstand. Deshalb ist es ja auch beim ersten Mal rausgekommen – weil es den Fischer roch. Aber jetzt kennt es mich auch. Sie wissen, wie so Viecher denken, oder?«

Van Amburgh bestritt das nicht.

Die Tierschau sollte zwei Tage lang in Chirton Green präsentiert werden, bevor die Truppe Richtung Blyth weiterzog.

Van Amburgh wollte also am nächsten Abend mit einem Begleiter nach Lynemouth reiten und sich dort in der Schenke an der Front Street mit Shanky treffen. Als Harry das hörte, rieb er sich die Hände. Shanky würde ihm damit einen Angriffspunkt liefern, an dem er den Hebel ansetzen konnte, um diesen Gauner von Janes geliebter Mrs. Martineau und ihren Angelegenheiten wegzubekommen.

Jetzt, am Morgen danach, über seiner Schüssel Frühstücksbrei, sprach er plötzlich seine Mutter an: »Kannst dich dran erinnern, das'te mir mal von so'm Jungen in Rüstung

erzählt hast, der in de Höhle vom rasselnden Tynesider reingeklettert iss unn mit einem Monster um' n Schatz gekämpft hat?«

»Jau, dat kann ick.« Mrs. Bell verlor sich in Erinnerungen. »Als ich noch 'n Kind waa, da kannte meine Mutter ein langes Gedicht auswendig über die Höhle, und das hat se mir imma aufjesacht. Dat Gedicht wurde sojar gedruckt, weißte? Kurz nachdem dein Vadder unn ich geheiratet ham, da hat Robert Owen datt allet uffgeschrieben. Mr. Owen lief immer überall rum und sammelte altes Geschwätz.«

»Iss datt der Robert Owen, der mit seiner Rede diese Keilerei in Newcastle angezettelt hat?«

»Nee, du Dummkopp. Dieser Robert Owen hat vor zwanzig Jahren in Shields gewohnt. Unn er fuhr auch immer nach Schottland rauf, bis seine Gesundheit datt nich' mehr mitmachte. Unn dann hat er seine Sammlung Willy Hone gejeven, der jeden Monat eine Zeitung rausbrachte. Unn so wurde das Gedicht dann jedruckt.«

Harry löffelte den letzten Rest seines Haferbreis mit kuhwarmer Milch. Mrs. Bell nahm ihm die Schüssel weg.

»Ick hol dir dein' Bratfisch.« Sie watschelte in die Küche. Nach kurzer Zeit drang dort durchdringender Fischgeruch heraus.

Harry saß gedankenverloren vor dem maßstabsgetreuen Modell der ›Amphitrite‹ auf der Anrichte und dachte an seinen Vater. Er stellte sich einen vorbildlichen Vater vor, der Befehle über das Deck bellte.

Kapitän Bell hatte dieses Modell während seiner Fahrten, auf denen er Kohle in die Hauptstadt schipperte, geschnitzt und zusammengesetzt. Die Amphitrite war in Shields gebaut worden, im gleichen Jahr, als die Amerikaner sich für unabhängig erklärt hatten. Sie war eine Zweimastbrigg, mit dem Besan an einem kleineren Mast direkt neben dem

Hauptmast. Sein Vater hatte ihm das alles sehr ausführlich erklärt, und so kannte Harry die Geschichte des Seglers auswendig.

Ursprünglich war sie ein Eindecker mit 221 Bruttoregistertonnen gewesen. 1802 hatte sie dann einen neuen Boden, ein neues Deck und eine neue Takelage bekommen. Fünf Jahre danach, als sie während eines Sturms unfreiwillig mit Klippen kollidiert war, brauchte sie noch einmal einen neuen Boden und grundlegende Reparaturen. 1820 war sie zum Teil erweitert und verlängert worden, und vor kurzem hatte man sie wieder überholt und ihr ein neues Deck gegeben. Mittlerweile hatte die Amphitrite 305 BRT und gehörte zur Klasse AE1 in der Londoner Transportversorgung. Sie gehörte Mr. Laing vom Dockwray Square, hatte eine Besatzung von 18 Mann und war nach der Frau des griechischen Meeresgottes benannt.

Harry sollte auf einem anderen von Mr. Laings Schiffen in die Lehre gehen. Er würde studieren, bis er seine Papiere bekam und selbst eines Tages Kapitän wurde – vielleicht sogar einer von denen, die in fremde Länder segelten. Wobei auch London schon ganz schön exotisch war, wenn man den Erzählungen seines Vaters Glauben schenken mochte.

Kapitän Cook hatte auch mal so angefangen – auf einem Kohlenschlepper auf der Strecke Tyne-London.

Wäre sein Vater jetzt zu Hause, hätte Harry ihn dann ins Vertrauen gezogen? Hätte er den Kapitän gebeten, ihn zu begleiten, wenn er Shanky heute nacht verfolgte? Falls es hart auf hart ging, würde sein Dad sich nichts gefallen lassen. Aber vielleicht würde er ihm auch nur sagen, sich da rauszuhalten und seine Nase nicht in anderer Leute Dinge zu stecken. Der Kapitän sah die Freundschaft seines Sohnes zu der armen Waise Jane, die nun wirklich keine griechische Göttin war, nicht mit der gleichen Toleranz wie Mrs. Bell.



Aber Dad würde auch erst in zwei Tagen wieder nach Hause kommen. Solange war Harry der Mann im Haus.

»Watt starrste datt Schiff so an?« Mrs. Bell stellte einen Teller mit einer goldbraunen Makrele vor ihm auf den Tisch.

»Ach nichts, Mama. Du wars' dabei, von de Höhle unn den Monstern zu erzählen. Watt warn datt für ein Monster? Ich hab's vergessen.«

Mrs. Bell lächelte und setzte sich ihm gegenüber.

»Also gut, die Geschichte geht so: Jung-Walter war der Sohn eines berühmten Ritters, der hier in den Grenzkriegen gekämpft hat. Walter wollte auch etwas tun, damit er berühmt wurde. Und so hat seine Mutter ihm dann von diesem gewaltigen Schatz erzählt, der in den Klippen unter der Abtei von Tynemouth liegt und von höllischen Geistern bewacht wird, die von einem mächtigen Zauberer dahin gebannt wurden.«

»War das eine natürliche Höhle?«

»Nee. Das war so wie das Loch, das in einer Mine übrig bleibt, nachdem man die ganze Kohle rausgeholt hat. Nun, viele andere Ritter hatten schon versucht, diesen Zauber zu brechen, aber keiner von denen war je wieder ans Tageslicht gekommen. Sie waren alle dazu verdammt, auf ewig in den Felsen zu bleiben.

Und so ging dann eines Tages um Mitternacht Jung-Walter in einem schrecklichen Sturm zum Meer hinab. Er trug eine eiserne Rüstung und einen Helm in der Form einer Schüssel, den man Topfhelm nennt, mit einem geschlossenen Visier. Er hatte seinen Schild und sein Schwert und eine brennende Fackel.«

»Hat der Sturm die Fackel nicht ausgeblasen?«

»Das haste auch gefragt, als'de noch 'n Junge warst! Nee, in der Geschichte nich'...«

Mit einem einzigen Sprung erklomm Walter den Eingang des schrecklichen Tunnels. Als er weiter in die Höhle hineinging, wurde das Geschrei der Dämonen immer lauter.

(»Das könnte der Krach von dem Sturm sein, der sich in der Höhle brach«, sagte Harry.)

Plötzlich waren die Dämonen überall um ihn herum. Sie umtanzten ihn wild und blaue Flammen schossen aus ihren Augen.

(»Das ist der Widerschein seiner Fackel auf den feuchten Felswänden.«)

Also, der Jüngling bahnte sich seinen Weg durch diese Dämonen. Als nächstes bedrohten ihn wilde, geschuppte Drachen. Diese Drachen hatten große scharfe Zähne und gespaltene Zungen, und sie spien Feuer. Aber als Walter vorstürmte, um sie in Stücke zu hauen, da verschwanden sie.

(»Ach ja.«)

Höllenhunde stürmten auf ihn los und bellten ohrenbetäubend. Ihr Atem stank nach Schwefel und nahm ihm den Atem. Aber auch diese verschwanden, als er sie angriff.

(»Wenn die Luft da drin so schlecht ist, daß ihm davon schwindlig wird, dann kann er sich wirklich alles einbilden.«)

Walter ging immer weiter und immer tiefer. Weit entfernt sah er den Schimmer einer Lampe. Er lief dem Lichtschein entgegen – und hielt gerade im rechten Moment inne. Er stand am Rand eines tiefen Abgrunds. Wie tief der war, konnte man unmöglich ausmachen. Während er so dastand, versammelten sich rund um ihn herum unsichtbar die Dämonen und schnatterten und spotteten.

Um sein Gewicht zu vermindern, riß sich Walter den Helm und die Rüstung vom Leib. Dann ging er zurück, nahm Anlauf und sprang über den Abgrund. Kaum war er auf der anderen Seite gelandet, als ihn neue Spukgestalten narren. Unbeschreibliche, schlangenartige Monstrositäten schlängelten

sich um seine Füße und rankten sich seine Gliedmaßen hoch. Aber jetzt fiel ihm auf, daß all diese Monster gestaltlose Dinge waren, aus dem Stoff, aus dem die Träume sind. Es waren Bilder in seinem Kopf. Sie konnten nur den Mann vernichten, der ihnen aus Kleinmut Macht über sich gewährte.

Walter betete stillschweigend zu seinem Schutzheiligen, Johannes dem Täufer. Es war der Vorabend der Johannisnacht. Dann schritt er beherzt voran in die grausigen, glitschigen Schrecken... Nicht einmal das Donnern eines Erdrutsches ließ ihn innehalten. Auch das war nur eine Illusion.

Schließlich gelangte Walter zu der Lampe. Sie hing über einer geschlossenen Tür, zwischen einem goldenen Hahn und einem Jagdhorn an einer Kette. Er griff nach dem Horn – und es verwandelte sich in eine zischende Schlange. Das Mundstück war voller Giftzähne. Auch dies mußte eine Illusion sein, und so blies Walter erst einen Hornstoß, dann noch einen. Und beim dritten Ton des Horns wurde der goldene Hahn lebendig, schlug mit den Flügeln und krächte. Im gleichen Moment verschwanden alle Illusionen und die Tür vor ihm tat sich auf. Dahinter erstreckte sich eine riesige Halle, die mit goldenen Leuchtern erhellt wurde. Kisten mit Schätzen standen überall herum: Berge von Smaragden und Diamanten und Opalen, Türme aus Gold.

Jung-Walter nahm sich so viele von den Juwelen, wie er zu tragen vermochte.

(»Das kann ja nicht viel gewesen sein – nicht, wenn er vorher seinen Helm zurückgelassen hatte, und wenn er wieder über einen Abgrund springen mußte.«)

Naja, er hatte jedenfalls noch soviel, daß er sich davon ein großartiges Landgut kaufen konnte, mit Wäldern und Feldern und Wiesen und mehreren Schlössern. Und so suchte er sich eine schöne, kluge Frau, die ihm hübsche, liebreizende Kinder schenkte. Am Ende eines langen, erfolgreichen Lebens

gründete Walter ein Kloster auf dem Felsen über der Höhle, gerade da, wo jetzt die Ruinen der Abtei von Tynemouth stehen.

Harry hatte seinen Fisch aufgegessen und wischte jetzt die Soße mit einer Brotkrume auf.

»Natürlich«, so beendete Mrs. Bell ihre Geschichte, »ist datt alles völliger Unfug, weil ett noch gar keine Ritter in Rüstungen gab, als de Abtei gebaut wurde. Datt war nich lange nach'm Abzug der Römer. Unn auch wenn die Wikinger se abgebrannt haben, so war das doch immer schon ein heiliger Ort – die Abteikirche von St. Oswin – und nich' irgendwas, was se über eine Höhle mit verzauberten Monstern gebaut haben, die sogar alle nur Einbildung waren, wie es in de Geschichte heißt.«

»Und wer war dann der kettenrasselnde Tynesider? Hast du da 'ne Ahnung, Mama?«

»Oh, datt war bestimmt so'n bemitleidenswerter Bettler, der sich in der Höhle einquartiert hatte. Wie dieser bekloppte Lascar, nach dem se Spotty's Loch in Roker benannt haben. Das war'n Seemann, der von seinem Schiff getürmt war, und der konnte noch nich' mal Englisch. Oder vielleicht war es auch ein entflohenen Sträfling, an dem noch seine Fesseln hingen. Und wenn er dann nachts rauskam, um sich was zu Essen zu stehlen, dann klapperte und rasselte das. Das zu deinen eingebildeten Monstern.«

Einbildungen? Wollte Elwes den Amerikaner hinters Licht führen? Vielleicht hatte er da einen Komplizen in der Höhle, der sich als weißes Monster verkleidet hatte... oder vielleicht auch ein schrecklich verküppeltes Kind, das er sich für die Gelegenheit gemietet hatte... Vielleicht gab es da auch Wolken von Opiumdüften.

Aber Elwes hatte sich am Abend vorher so verdammt überzeugend angehört.

Das mußte ein gerissener Schwindler aber auch, oder?

»Ich werd' dir sagen, warum das alles Blödsinn ist«, sagte Mrs. Bell. »Mister Owen hat meiner Mama erzählt, daß es genau die gleiche Geschichte über das Schloß von Dunstanborough oben an der Küste gibt. Mr. Owen hat auch darüber ein Gedicht geschrieben, das iss aber nie gedruckt worden.«

»Warum nicht?« Harry war an literarischen Hintergründen interessiert, seit ihm Jane von Miss Martineaus Karriere erzählt hatte.

»Wie Mister Owen sagte, hat dieser schreckliche Mensch Lewis – der *Der Mönch* geschrieben hat – vorher schon ein Gedicht darüber veröffentlicht. Das Gedicht von Lewis ist in alle möglichen Sprachen übersetzt worden, auch in dänisch und deutsch. Vielleicht war Mister Owen dumm, daß er das gleiche Gedicht geschrieben hat.«

»Auf jeden Fall hieß es, daß da unter Dunstanborough eine Höhle war mit einer verzauberten Prinzessin drin, die in einem gläsernen Sarg schlief. Merlin der Magier hatte sie verzaubert. Und die Höhle wurde von Drachen und Höllenhunden und Dämonen und Schreckgespenstern bewacht, so wie die hier in Tynemouth.«

»Und eines nachts während eines wilden Sturms suchte ein Kerl namens Sir Guy da Zuflucht. Um Mitternacht flog eine Tür im Felsen auf. Sir Guy trotzte allen möglichen Monstern, bis er in einer großen Halle stand, die von Lampen hell erleuchtet wurde. Und da sah er das wunderschöne Mädchen. Ihr gläserner Sarg lag zwischen zwei riesigen Skeletten. Eines davon hielt ein Schwert in den Knochenfingern, das andere ein Jagdhorn.

Was hat dieser Sir Guy also getan? Sollte er sich das Schwert schnappen und den gläsernen Kasten zerschlagen? Oder sollte er das Horn blasen, wie es Sir Walter getan hat?

Er entschied sich dafür, das Horn zu blasen. In dem Augenblick gingen alle Lichter aus und Stimmen verspotteten ihn von allen Seiten, weil er mit dem Horn um Hilfe gerufen hatte, statt beherzt seinen Mann zu stehen und selbst etwas zu unternehmen.«

»Wie sollte er das wissen, Mama? Er hätte sie auch verletzen können, wenn er das Glas über ihr zerschlagen hätte.«

»Er hatte die falsche Entscheidung getroffen, und das war's. Giftige Gase betäubten ihn und am nächsten Morgen wachte er draußen im Gras wieder auf. Er hat den Rest seines Lebens versucht, die Tür wiederzufinden, und sogar nachher noch, als Geist.«

»Es ist also die gleiche Geschichte, wenn auch ein bißchen anders. Aber was soll das alles, Harry? Du willst Jane doch nicht mit so einem gruseligen Blödsinn erschrecken, oder? Sie braucht sowas bestimmt nicht. Ich glaube, du bist bereits ihr strahlender Sir Walter.«

Aber Harry dachte an den unglücklichen Sir Guy, der mit dem Horn um Hilfe gerufen hatte, statt selbst etwas zu unternehmen.

Er schüttelte den Kopf. »Der Fisch war wirklich gut, Mama.«

Harry trieb sich auf der Front Street herum, als es dunkel wurde. An dem schmiedeeisernen Geländer zur Terrasse des Bath Hotels hatte er einen guten Blick auf die Vordertür des Gasthauses und in die Seitengasse, zu der die Pferdeställe hinausführten.

Zuerst kam Shanky Elwes aus östlicher Richtung in die Kneipe. Er trug Stiefel und einen langen, tiefschwarzen Mantel. Auf dem Kopf trug er eine dunkle Kappe, wie sie Arbeiter und modebewußte Gentlemen trugen. Der steife Schirm der Kappe glänzte im Licht der Gaslaterne. Er ging in die Kneipe, vielleicht wollte er versuchen, einen Drink zu schnorren.

Die Stadt lachte immer noch über die Zote, die Shanky in Mr. Haswells Bierstube gerissen hatte. Der Baronet hatte Mr. Haswell gefragt: »Würden Sie so nett sein und mir ein Glas Brandy geben?« Er hatte eines bekommen, es geleert und war sofort wieder Richtung Tür gegangen. »Sie haben vergessen, zu bezahlen«, hatte Mr. Haswell ihm nachgerufen.

»Wie bitte?« kam daraufhin die Antwort. »Ich hatte sie gebeten, mir ein Glas Brandy zu geben. Gute Nacht allerseits!«

Kurze Zeit später kamen Van Amburgh und noch jemand auf gewöhnlichen Pferden angeritten. Beide Männer waren in dicke Mäntel gehüllt und Van Amburghs Reitgerte schien Harry übertrieben groß, bis er bemerkte, daß es sich dabei um seine Dompteurspeitsche handelte. Die Männer banden ihre Pferde an und gingen in die Schenke, aber sie blieben nicht einmal solange, bis es völlig dunkel war. Es waren keine zehn Minuten vergangen, und die drei gingen die Front Street

hinunter, vorsichtig gefolgt von Harry. Nach kurzer Zeit hatten sie den Bereich der Straßenlaternen hinter sich gelassen.

Harry hatte angenommen, sie würden die bequeme Route hinunter zum Priors Haven nehmen und dann von dort aus zu den Felsen klettern, die vor der Klippe lagen. Statt dessen wandten sie sich nach Norden und kamen so am Gibraltar Arms vorbei, in dem die Soldaten zechten. Sie kletterten dann den steilen grasbewachsenen Abhang zur Percy Bay hinunter.

Harry warf sich oben flach auf den Bauch. Es schien kein Mond in dieser sternklaren Nacht mit nur wenigen trüben Wolkenbänken, aber der Abhang und der Sandstrand darunter waren gut übersehbar, falls einer der Verfolgten sich umdrehen würde. Die Dunkelheit reichte nicht aus, um ihn zu verbergen.

Es herrschte Ebbe, und das Wasser hatte sich von dem weiten Streifen mit schwarzen Felsen und Geröllbrocken, in die der Strand überging, zurückgezogen. Das Meer war spiegelglatt. Auf der Spitze von Pen Bal Crag blitzte der Lichtstrahl des Leuchtturms immer wieder regelmäßig auf, wenn der drehbare Mechanismus das Licht der Öllampe reflektierte.

Er verließ seinen Beobachtungsplatz und rannte die Straße zurück, am Gibraltar Arms und am Schloß vorbei. Er hetzte den Pfad zur Bucht hinunter. Keuchend erreichte er die südlichen Ausläufer der Klippen unterhalb der Abtei. Er stolperte über den steilen Schieferstrand und knirschte durch das Geröll, bis er Steinblöcke erreichte. Er trat in eine Pfütze, die sich in einem Felsblock gebildet hatte, und das Wasser lief ihm in den Schuh. Beim Schlittern über den glitschigen Blasentang verstauchte er sich beinahe einen Knöchel.

Er erstarrte. Vor ihm war das flackernde Licht von Laternen.

Er benutzte die großen Felsblöcke als Deckung und schlich sich näher heran.



»Und hier wäre die Höhle, Mr. Van Amburgh!« Der Strahl einer Laterne deutete die Klippe hoch und beleuchtete einen unscheinbaren Spalt im Gestein. »Die Höhle des Monsters. Ich kann es ganz schwach fühlen.«

»Ach, können Sie?« Van Amburgh schnüffelte in der ozonhaltigen, nach Tang riechenden Luft.

»Es windet und krümmt sich – in meinem Verstand. Es hat kein Interesse an mir, genausowenig wie an diesem Schmuggler. Aber ich will es! Da steckt Gold dahinter. Ein Goldschatz. Und mehr als nur Gold.«

Der Dompteur gab ein Zeichen mit der Peitsche. »Klettern wir hoch und sehen wir es uns an!«

Sobald die Männer in der Höhle verschwunden waren, kletterte Harry ebenfalls hoch und spähte hinter ihnen her. Das von den Laternen beleuchtete Trio ging im Gänsemarsch in den Tunnel, Van Amburgh an der Spitze. Er piffte vor sich hin. Ein Geräusch, das einem die Haare zu Berge stehen ließ. Es war gleichzeitig lockend und unheilsschwanger, so wie pfeifender Wind.

Harry zog sich auch zum Höhleneingang hoch, kletterte hinein und duckte sich.

»Ah, halt. Ich fühle etwas -Vibrationen.« Van Amburgh hielt die Peitsche vor sich, wie ein Fechter in Habachtstellung. Leise sang oder intonierte er fremdartige Silben.

Und in Harrys Kopf sang es ebenfalls. Das Geräusch betäubte ihn. Als er eine Hand ausstreckte, um das Gleichgewicht zu behalten, hatten sich die Muskeln darin in Gelee verwandelt. Der Fels, den er berührte, erschien ihm weich und moosig, als sei er mit Algen bedeckt (was er definitiv nicht war). Hypnotisiert von der Melodie in seinem Kopf hatte Harry die Augen geschlossen. Jetzt riß er sie in panischem Schrecken wieder auf.

Er blickte nicht mehr in einen schwarzen Felstunnel hinein, sondern eher in eine fleischige, phosphoreszierende Röhre – an deren Ende die drei Männer standen, klein wie Fliegen. Danach sah Harry eine Zeitlang doppelt. Etwas Wabbeliges kam auf ihn zu und summt diese übelkeitserregende Melodie, etwas, daß sich immer wieder auf zu vielen gummiartigen Armen und Beinen hin und herrollte. Das Etwas war madig weiß. Ein fetter, zusammengeringerter Wurm, an dem andere Würmer hafteten. Das Ding kam nicht durch die Höhle auf ihn zu. Ganz im Gegenteil! Es schlängelte und schob sich langsam durch den massiven Fels daneben. Ein Wurm, der sich durch den Fels bewegen konnte.

Das Monster war jetzt nah heran. Es war bei Harry – und Harry schrie auf. Das Ding griff nach seiner Hand in einem saugenden, schleimigen Griff. Es zog ihn. Es zog seinen Arm in den massiven Fels und verwandelte sein Fleisch und Blut in etwas anderes, etwas Geisterhaftes.

Und das Ding saugte auch an seinen panikerfüllten Gedanken, schlürfte sie auf wie eine Katze Milch schleckt. Es saugte seine Existenz mit sich in den Stein, nach innen, nach unten.

Kalt, so kalt! Eine einfrierende Kälte!

Und doch brannten hier Feuer. Feuer im Herzen der Welt! In den Eingeweiden aus Lava, in den inwendigen Ozeanen aus geschmolzenem Gestein. Feuer, das Gold wie Blut durch die Adern fließen ließ. Das Feuer des Phoenix, das Feuer der Macht. Feuer der Ewigkeit. Nein, nicht die Feuer der Hölle – aber Feuer, die simple Kohlen zu strahlendem, unsterblichem Diamant zerschmelzen konnten. Das Lebensfeuer des ursprünglichen Planeten, bevor er sich beschmutzte mit Erdkrumen und Feldern, mit Bäumen und Häusern.

Kreaturen, lebendig gewordene Mächte, existierten in dem kochenden Herzen der Erde, in der äußersten Hitze. Oh nein,

keine Teufel, auch wenn Menschen sie für Teufel halten könnten. Geboren in der venusischen Glut der frühen Erde, hatten sie sich, als die Welt sich abkühlte und Metalle und Berge und Täler sich verfestigten, als die zähen Lavaseen sich eine Kruste zulegten, in die brodelnden Tiefen zurückgezogen.

Man kann diese Kreaturen aus den starren geschmolzenen Tiefen heraufbeschwören – wo sie dann in einem kalten Exil zappelten und nach einem Weg suchten, zum ursprünglichen Feuer zurückzukehren, weg von der Kälte, der erstarrenden Kälte. Lodernde Leidenschaften, wildes Verlangen, Gier, feuriges Blut, das Brennen im Hirn, das man Wahnsinn nennt – das sind die Nadeln des Alptraums, die die kalte Hülle der Erde durchdringen und den gestrandeten Elementalen den Weg öffnen können, in die Tiefen zurückzukehren.

Die eisigen Tentakel ließen von Harry ab. Sein Feuer war noch nicht heiß genug. Die Kreatur ließ ihn gehen, aber ein Teil von ihr berührte ihn immer noch und würde ihn auch weiterhin berühren, würde ihn streicheln und sein Feuer schüren, würde versuchen, dieses Feuer zu Flammen des Wahnsinns aufzupeitschen.

Wenn ein Fisch am Haken zappelt und aus seinem eigenen kalten Element gezogen wird, kämpft er dann nicht darum, wieder dorthin zurückzugelangen? Würde er nicht umso heftiger kämpfen, wenn der Fisch die Gedanken des Fischers lesen und wenn er sie nach seinem Willen beeinflussen könnte...?

Ein Fisch kann stundenlang auf dem Trockenen zappeln, während die Luft ihm die Kiemen versengt; er liegt eine Zeitlang ruhig, dann zappelt er wieder. Ein Wesen aus elementarem Feuer kann jahrhundertlang starr außerhalb seines Elements existieren...

Harry warf sich im Bett hin und her, sein Laken war schweißdurchtränkt. Die Erinnerung und sein Traum verwoben sich zu einer schrecklichen Einheit.

»... Sie haben die Wette gewonnen, Sir William. Das hier will ich nicht gewinnen. Was hier im Verborgenen existiert, sollte nie ans Licht gelangen. Die Indianerstämme kennen solche... solche ungezügelten Kräfte jenseits der Naturgesetze. Dies ist kein Käfig, in den ich hereingehen werde.«

»Das Gold...« Elwes Stimme zitterte. Vielleicht klapperten auch seine langen Knochen, aber er wiederholte es doch: »Was ist mit dem Gold da drin?«

Van Amburgh schnaubte abfällig. »Gold? Ja, ich fühle so etwas wie Gold, und auch noch mehr. Sie haben ihr Gold, Sir William – einhundert Sovereigns als Bezahlung für diese Erfahrung heute nacht. Und falls Sie versuchen sollten, noch einmal dafür kassieren, indem Sie zu den Herren von der Presse gehen, dann komme ich zurück und zähme Sie mit meiner Peitsche. Diese Sache endet hier; und niemand hört je wieder davon, ist das klar? Zum Wohle von allem, was lebt!«

»Ich kenne dich doch! Du bist der Junge von Kapitän Bell aus der Front Street. Verdammt, du Schnüffler, du hast hinter uns herspioniert. Steh auf!«

»Der Junge sieht aus, als sei er zu Tode erschreckt«, murmelte Van Amburghs Begleiter.

»In der Tat«, gab der Tierbändiger zu. »Ich befürchte, er ist mit etwas zusammengetroffen, was uns nur leicht gestreift hat. Geht es dir gut, Junge?«

Harry zuckte unkontrolliert und übergab sich.

»Das wird dich lehren, dich um deine eigenen Angelegenheiten zu kümmern«, schnauzte ihn Shanky hochmütig an. »Was wolltest du überhaupt? Laß mich

überlegen. Ah, mir dämmert es. Der junge Bell... diese Schlampe, die Nichte von Mrs. Halliday... und eine Sache, in die ich im öffentlichen Interesse involviert bin – diese Agitatorenfreundin, Miss Martineau, die wir so sehr bemitleiden sollen. Die Sache ergibt langsam einen Sinn. Habe ich nicht recht?«

Van Amburgh fiel ihm scharf ins Wort. »Ich weiß nichts von Euren Angelegenheiten. Aber, Sir William, trotz Ihres hochwohlgeborenen Gebarens scheinen Sie mir eine ziemlich schamlose Person. Sehen Sie nicht, daß dieser Junge unter Schock steht? Er ist nicht ansprechbar. Gib mir deine Laterne, Brendan. Du mußt den Jungen stützen. Sorgen wir dafür, daß wir von diesem schrecklichen Ort verschwinden, bevor noch Schlimmeres...«

In seinem Traum war Harry in dem Felsen gefangen: Janes Stimme rief nach ihm, verzweifelt, bittend. Betrunkene Soldaten pöbelten sie an.

»Seht euch diese verrückte Schlampe an, wie sie hinter ihrem Liebsten herheult.«

»Kann mir keiner von Euch tapferen Soldaten helfen?«

»Ja, die braucht einen Soldaten, über sich da unten im Sand.«

»Fragt sich nur, braucht der Soldat sie auch?«

»Harry! Harryyy!«

»Warum bleibste nicht noch 'n bißchen bei uns, Kleine?«  
Langsam, als bewege er sich durch zähen Schlamm, wurde Harry von ihrer Stimme durch den Felsen nach oben der Luft und dem Leben entgegengezogen... und Feuer brodelte in seinem Mund.

Der Mann namens Brendan schüttete Harry Schnaps in die Kehle, so daß er keuchend und spuckend im vollbesetzten Schankraum des Gibraltar Arms wieder zu sich kam.

»Ich... mir geht's gut.«

Verschwommene rote Soldatengesichter starrten durch Wolken ätzenden Tabakqualms auf ihn herunter. Er hatte hier nichts zu suchen. Was würden Mama und Papa denken?

»Lassen Sie mich los!«

»Das nennt man Dankbarkeit.« Elwes warf Harry einen böartigen Blick zu, der Ungutes für die Zukunft verhieß. Irgend etwas hatte Shankys Maske ins Wanken gebracht, dachte Harry. Etwas hatte seinem sorglosen Sünderherzen einen Stich versetzt. Aber der Baronet fand schnell seine guten Manieren und seinen Charme zurück.

»Wo wir gerade von Dankbarkeit reden, wie sieht es damit aus, mein Genosse in der Gefahr?«

»Wir werden unsere Geschäfte in dieser anderen Schenke zum Abschluß bringen«, grummelte Van Amburgh.

»Weil man da ungestörter ist, nehme ich an?« Der Blick, mit dem Elwes Harry jetzt bedachte, strahlte pure Herzensgüte aus.

»Ick kann alleen nach Haus.« Harry rappelte sich auf. »Dank Ihne, Mista Van Amburgh.«

»Du kennst mich also, mein Junge?«

»Ick hab dee Schau gesehen. Ick werd' nich's sagen. Ick muß jetzt nach Haus.«

Ein rotglühender Wurm wühlte sich durch die Eingeweide der Welt und durch seine eigenen. Ein weißglühender Wurm schwamm im Feuer, seinem Element. Harry ertappte sich dabei, daß er seinen Penis umklammerte: ein heißer, aufgeblähter Wurm, der sich an ihm festgesaugt hatte. Er versuchte, ihn von sich zu stoßen. Janes Bild erschien vor seinem geistigen Auge, eingefärbt durch unterdrücktes Verlangen.

»Bring sie zu meiner Höhle«, flüsterte der Wurm. »Leg sie auf den Boden. Zieh ihren dreckigen Rock und die Unterwäsche hoch. Wem würden schon ein paar Flecken mehr auffallen?«

Der Wurm erzitterte. Er war eiskalt, aber für Harry fühlte sich das heiß an. Den Wurm verlangte es danach, sich in die innere Hitze Janes zu stürzen, die Hitze ihres Blutes zu fühlen. Er zuckte. Er haßte sich selbst. Er war wahnsinnig. Das konnte er nicht tun. Durfte er nicht tun. Würde er nicht tun.

Er verlor das Bewußtsein.

Er hatte Jane zu der Höhle geführt und der Wurm hypnotisierte sie. Ihr Mund stand offen, ihre Augen trännten rheumatisch. Und dann drehte er sie auf den Bauch, denn natürlich durfte er ihr kein Baby machen. Also schob er ihre leichenblassen Arschbacken weit auseinander und stieß von hinten in die enge Hitze hinein, wo er kein Baby machen konnte. Er stieß zu, bis er kam.

Er wachte auf und war besudelt und klebrig. Er hatte nur einen Gedanken: »Das ist nicht Jane! Und das bin nicht ich!«

Aber der Wurm blieb bei ihm, der Wurm des Verderbens.

Am Samstag morgen verlangte Jack, daß ich zur Hauptpost an der Kathedrale von St. Nick herüberging, um seine Post abzuholen. Ein Angebot von Mandarin für den neuesten Zugewinn zum Cannon-Gesamtwerk, *Gorgonenblick*, war überfällig. Das Manuskript war vor mehr als sechs Wochen abgeschickt worden, vierzehn Tage, bevor Tony in mein Leben trat.

Auf der Straße bemerkte ich immer mehr Schleier, die von Frauen getragen wurden. Einige sahen fast aus wie Imker. Das war nicht nur ein weiteres Zeichen für die neue puritanische Ethik, die diese moderne Pest allen auferlegte, und die schließlich unsere Städte in islamische Enklaven verwandeln würde. Es hatte auch pragmatische Gründe: Die Leute hatten Angst davor, von Mücken oder anderem Ungeziefer gebissen zu werden, das sich in Brackwasser vermehrte. Diese Insekten zapften doch Blut ab, oder? Dann konnten sie auch – theoretisch – AIDS an ein paar Leute unter einer Million übertragen.

Das gleiche galt für Flöhe. Seit ein neuer Ableger von AIDS auch unter Tieren aufgetreten war, nahm die Zahl der Haustiere merklich ab. Hunde wurden von verschreckten Besitzern ausgesetzt. Die Leute schossen mit Luftgewehren auf Katzen. Wir waren wieder im Mittelalter, zu Zeit der Hexenjagden. Nur waren jetzt die Katzen die Zielscheiben. Die Hunde wurden desinfiziert, im Haus gehalten, durften nur noch mit Maulkorb auf die Straße. Die Häuser von Leuten, die Tiere gehalten hatten, wurden komplett ausgeräuchert, um Flöhe abzutöten, weil hungrige Flöhe Menschen beißen und deren



Blut trinken können. Es war wie zu Zeiten der Pest. Es war natürlich alles Blödsinn – aber die Leute glaubten daran.

Auf der Post lagen ein halbes Dutzend Briefe und eine dicke Polsterversandtasche von Mandarin, in der wohl Belegexemplare für eine französische oder deutsche Ausgabe steckten.

Für gewöhnlich ließ ich Jack seine Post nicht vor dem Abend öffnen. In diesem Fall machte ich aber eine Ausnahme, weil ich den Absender von Mandarin auf einem der Umschläge gesehen hatte. Ich ging also an der Bibliothek für Literaturwissenschaft und Philosophie vorbei zum Hotel in der Neville Street, wo die Bar vielleicht schon geöffnet hatte. Sie hatte und es gab keine anderen Gäste. Ich nahm eine kleine Flasche dunkles Ale mit in eine der abgetrennten Ecken.

Ja, der Brief war von Sally Butterworth. Mandarin bot mir £ 5000. Aber...

Sally wollte ein paar Änderungen. Und Jacks Titel gefiel ihr gar nicht.

»*Gorgonenblick* hört sich an wie eine Kreuzung aus *Gormenghast* und *Gorgonzola*«, schrieb sie. »Außerdem ist es mißverständlich. Es weiß nicht jeder, was eine Gorgone ist. Könnten Sie es nicht einfach *Der Blick* nennen, in der Tradition Ihrer anderen Bücher? Das wirkt auch sehr viel besser auf dem Umschlag.«

Die Leser würden sehr wohl wissen, was eine Gorgone ist, wenn sie das Buch gelesen hatten! Eine Frau, deren Blick versteinern kann, die einen Mann (oder eine Frau) zu Stein erstarren lassen kann – psychisch und physisch, teilweise oder ganz. Im Kontext mit AIDS erschien mir der Symbolgehalt der Gorgone offensichtlich; trotzdem war ich der Meinung, daß Jack das Thema mit der gebührenden Zurückhaltung angegangen war. Es gab aufwühlende, erschreckende Szenen, aber keine, in der sich ein Penis einfach in Stein verwandelte.

Sally gefiel die »beiläufige Promiskuität der Protagonistin«, wie sie es nannte, ebenfalls nicht.

Aber die – die Gorgone – konnte doch gar nicht anders sein, oder?

Heutzutage war Sex fast komplett aus der Werbung verschwunden, egal ob es sich um Plakate, Fernsehspots oder Zeitungsannoncen handelte. (Es gab auch keine Girls von Seite 3 mehr) Schnelle Autos, Wodka oder Parfüm ließen sich nicht mehr mit der Suggestion verkaufen, damit würden die Chancen auf sexuellen Erfolg steigen. Der Anreiz war sehr viel geringer, wenn das auch (möglicherweise) mit einer unheilbaren Krankheit verbunden war. Heutzutage betonte man Gesundheit und Leistungsfähigkeit, Familie und persönliche und spirituelle Befriedigung. Wenn man ein schnelles Auto fuhr, war das eine individuelle, Zenhafte Erfahrung; das Trinken von Wodka war eine Möglichkeit, sich in die Seele von Tolstoi oder Tschekow hineinzusetzen. Außerdem gab es da ein paar sehr seltsame und einfallsreiche Versuche, eine neue Ikonographie des polymorphperversen Fetischismus zu kreieren. So etwas wie romantische Beziehungen zu unbelebten Objekten. Ich könnte mir gut vorstellen, daß in absehbarer Zeit, wenn die Technik es zuläßt, Sex-Roboter entwickelt werden, die einem flexible, pneumatische Befriedigung verschaffen. Diese weichen Roboter würden nicht notwendigerweise der menschlichen Gestalt nachempfunden sein, es reichte aus, wenn man bestimmte Linien und Öffnungen und Vorsprünge so anlegte, daß sie die entsprechenden Reflexe ansprachen.

*Der Blick* war Jacks Angelegenheit. Genau wie die anderen Briefe. Ich leerte mein Bier und ging dann die Grainger Street hinunter. Ich machte einen Umweg durch die Markthallen, weil Jack den Anblick und den Geruch von Blut und Sägespänen so mochte, die Ausstellung von Blutwurst und

Hackfleisch, von Ochsenchenkeln, Kutteln, Herzen, Lebern, Gehirnen, halben Schafsköpfen... Das inspirierte ihn. Er nährte sich davon.

Kurzfristig entschied ich mich, die Abkürzung durch Fenwicks Kaufhaus zu nehmen. Ein paar Minuten später war ich dann plötzlich in der Bücherabteilung, wo ich anhielt, um mir die Titel in der Horrorabteilung anzusehen. Jack hielt selbstverständlich seine Werke in einem Eichenschrank in unserem Arbeitszimmer zu Hause unter Verschuß, deshalb war es schon seltsam, die gleichen Titel hier enthüllt und offen zugänglich zu sehen. Aber sollte man die nicht ein wenig umgruppieren, damit man die Titelbilder besser sehen konnte? Ich bückte mich, um genau das zu tun.

»Hallo, Dr. Cunningham.«

Tony Smith.

Natürlich. Die Musikabteilung war direkt gegenüber von den Büchern. Er hatte vielleicht gesehen, wie ich kam.

»Lesen Sie Horror-Romane, Doktor?«

»Äh... eigentlich nicht, nein.«

»Warum sehen Sie sie sich dann an?«

»Ich bin an einem Titelbild hängengeblieben.« Ich hatte gerade *Der Goblin* von Jack Cannon in der Hand. Ein grauslicher roter Dämon grientete und entblößte dabei seine Zähne. Tony nahm mir das Buch aus der Hand.

»Würde in psychologischer Hinsicht bestimmt interessante Rückschlüsse zulassen«, witzelte ich. »Vielleicht ist es ein Buch über Eßstörungen.« (Das war es ganz gewiß nicht.)

»Ach ja?« Mein Witz kam nicht an. »Jack Cannon? Wer das wohl im Privatleben ist? Verdient bestimmt gut damit, möchte ich wetten. Wollen Sie das kaufen?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Sie sind ein ganz schön aktiver Verkäufer.«

»Vielleicht brauchen Sie es gar nicht mehr.«

Was zum Teufel meinte er damit? Wieso – könnte er vermuten...?

»Sie sind ja selbst so ein guter Autor.«

Ich mußte daran denken, daß in meiner Aktentasche mehrere Briefe und ein größeres Paket steckten, die alle an Jack Cannon gerichtet waren. War der Reißverschluß auch richtig zugezogen?

(»Sieh da nicht hin, du Trottel!«)

Ich stellte mir vor, wie der Inhalt der Tasche sich über den Teppichboden des Kaufhauses ausbreitete, wie die Büchersendung aufplatzte und ein halbes Dutzend identischer deutscher Horrorromane mit Jacks Namen darauf durch die Gegend purzelten... Fremdsprachige Veröffentlichungen, damit niemand in England die Wahrheit errät!

»Diese Sache, wie Sie über Gavin und die Höhle geschrieben haben, Doktor – was hatten Sie denn gedacht, was ich meine?«

Ich schaute hinüber zur Musikabteilung. Von dort schallten die fröhlichen Melodien von Oklahoma herüber. Zwei Verkäuferinnen arbeiteten da zur Zeit, wenn ich das richtig überblickte. Die Blondine bediente einen fetten Kunden. Die Brünette arrangierte einen Ständer mit MCs neu. Welche von den beiden war Carol Smith? Oder war keine von denen Tonys Frau, mit der er bei der Liebe solche Probleme hatte?

(»Beim Ficken, John, beim Ficken.«)

Ich wandte meine Aufmerksamkeit wieder *Der Goblin* zu, als hätte ich so ein Buch noch nie zuvor gesehen, als hätte Tony es mir gerade empfohlen.

(»Erzähl ihm, du seist hier, um dir anzusehen, wie er und Carol miteinander umgehen. Das ist einleuchtend, darum hast du dich hinter den Regalen versteckt.«)

»Oh hallo, Doktor.«

Brenda Jarvis, mit einer Segeltuch-Einkaufstasche.

(»Heute rennt einem aber auch jeder über den Weg.«)

Brenda trug ihr glattes schwarzes Haar schulterlang und umrahmte damit ein leicht aufgequollenes Gesicht, was wohl auf zu hohen Blutdruck zurückzuführen ist. Dabei stand sie meines Wissens nicht unter Streß, weder bei mir in der Jesmond Road noch zu Hause, wo sie mit ihren Eltern zusammenlebte.

(»Vielleicht ist sie frustriert, John. Sexuell nicht ausgelastet.«)

Man konnte nicht sagen, daß meine Mutter Brenda über Gebühr beanspruchte. Brenda lief aus eigenem Antrieb in regelmäßigen Abständen die Treppe hoch. Sie hatte eine ziemlich gute Figur. Braune Stiefel verschwanden unter einem langen, dunkelgrünen Schottenrock. Eine Strickjacke schloß sich um einen engen erbsengrünen Pullover, der feste, vorteilhaft hervortretende Brüste betonte. Sie bevorzugte grellroten Lippenstift, aber bei ihrer Hautfarbe war das nicht zu aufdringlich. Wobei sie auch nicht viel Haut zeigte – nur das Gesicht. Ich bemerkte, daß sie dünne, hellbraune Handschuhe trug.

»Sie kaufen sich ein Buch, Doktor?« Sie schielte auf das Titelbild. »Dem möchte ich aber nicht allein im Dunkeln begegnen.«

»Nein, ich kaufe kein Buch!«

»Das ist meine Empfangsdame, Miss Jarvis«, stellte ich sie Tony vor.

»Ich weiß. Ich war schon in Ihrem Büro. Erinnern Sie sich? Was für ein Zufall, daß Sie sich beide hier bei Fenwick begegnen.« Tony wirkte mißtrauisch.

(»Das liegt daran, daß Brenda eine Einschätzung von Carol aus weiblicher Sicht abgeben soll.«)

Ich strahlte Brenda an. »Tatsächlich eine unerwartete Freude. Kann ich Sie auf einen kleinen Drink einladen?« Egal was, Hauptsache die Scharade hier fand ein Ende.

Brenda strahlte zurück. »Das ist sehr nett. Ich würde mich sehr freuen.« Sie strahlte immer noch, ihr Gesicht war leicht erglüht.

»Wie machen uns auf den Weg«, sagte ich zu Tony. »Wir sehen uns dann zur üblichen Zeit nächste Woche?«

»Ich sehe keinen Grund, warum nicht.« Tony hielt immer noch das Exemplar von *Der Goblin* in seinen Händen. »Meinen Sie, ich sollte das lesen?«

»Bloß nicht.«

(»Danke vielmals, ein wahrer Freund!«)

»Warum nicht?«

»Nun, weil...« Weil ich es nicht riskieren will. Vielleicht würdest du sonst ein paar meiner Eigenheiten wiedererkennen. Formulierungen, Manierismen, Gedankensprünge.

»Äh... ein... Horror-Roman – egal, was drin steht, und ich weiß ganz bestimmt nicht, was in dem drin steht – könnte unter Umständen das einfärben, was Sie mir als nächstes über sie-wissen-schon-was erzählen werden.«

»Meinen Sie wirklich?«

»Wenn Sie eines Ihrer früheren Leben im Wilden Westen gelebt hätten, dann würde ich Ihnen zur Zeit auch nicht anraten, einen Karl May-Roman zu lesen. Sie dürfen keine Horror-Romane lesen. Okay? Ach, wir müssen zusehen, daß wir unseren Drink bekommen.«

In meiner Verwirrung nahm ich Brendas Arm.

Und damit waren wir dann wieder in einer Hotelbar und ich hatte mein zweites Bier an diesem Morgen vor mir stehen,

während Brenda sich mit einem Martini und einer Limonade vergnügte – und mit meiner Gesellschaft.

»Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich Sie John nenne, während wir hier so gemütlich beisammensitzen?«

»Nicht im geringsten.«

Wir redeten über meine Mutter. Genauer gesagt, Brenda redete über meine Mutter.

»Sie wird entzückt sein, wenn sie hört, daß wir uns getroffen und einen Drink zusammen genommen haben. Sie macht sich ein wenig Sorgen um Sie, wissen Sie das, John? Sie denkt, daß Sie Ihr Leben nicht genug auskosten, daß Sie nicht genug aus dem Haus gegen und sich amüsieren. Sie gehen nie essen, oder einen trinken, oder tanzen.«

»Ich kann nicht tanzen.«

»Mögen Sie chinesisches Essen?«

»Indisch ist mir lieber.«

»Oh, ich mag indisches Essen auch. Drüben in der Newgate Street soll es einen hervorragenden neuen Inder geben. Der Stern von Bengalen. Dürfte ich Sie zum Essen einladen, ja? Als Geburtstagsgeschenk. Sie haben in vierzehn Tagen Geburtstag.«

Danke verbindlichst, Mutter.

»In meinem Alter beachtet man die Geburtstage besser nicht mehr.«

»So ein Unsinn, John. Sie sind nicht alt. Sie sind ein Mann in den besten Jahren.«

Oh du Gorgone, dachte ich bei mir.

»Wenn Sie es vorziehen, John, könnte auch jeder für sich selbst bezahlen«, schlug sie vor.

»Darauf könnte man sich einlassen.«

»Oh, das freut mich aber, John.« John. John. John.

Als ich ins Haus zurückkam und Jack den gepolsterten Umschlag öffnete, enthielt der keine ausländischen Belegexemplare, sondern eine Neuauflage von Jacks zweitem Roman, *Der Nagel*. Das neue Titelbild zeigte einen roten Dämon mit einem hammerförmigem Kopf und Fingernägeln, die genau das waren – Stahlnägel. In der Farbgebung dominierte Rot, damit es farblich zu *Der Dämon* paßte.

Ich hatte völlig vergessen, daß diese Neuauflage anstand. Jack vielleicht nicht, aber ich schon.

Jack bewunderte die Bücher eine Zeitlang, dann schloß er sie sicher weg.



Am Donnerstag, dem 29.8.1844 richtete Harriet ihr Teleskop auf Pensher Hill und versuchte ihr Bestes, sich noch einmal die großartige Feier des Vortages vorzustellen.

Gestern hatte das Teleskop ihr einen schwachen Abklatsch davon gezeigt. Aber heute konnte sie im Chronicle lesen, wieviel öffentliches Ansehen der liebe Lord Durham tatsächlich genossen hatte.

»Es waren mehr als 30000 Leute, die da zusammengekommen sind, um dabei zu sein, als der Grundstein gelegt wurde«, rief sie Jane entgegen. »Stell dir das einmal vor.«

»Das sinn ganz schön viele Leute.«

»Ganz bestimmt.«

Der Chronicle hatte den kompletten Text abgedruckt, der auf die Messingplatte graviert war, die vor den Stein geschraubt war:

Dieser Stein wurde gelegt von  
THOMAS, EARL VON ZETLAND  
Großmeister der Logen von England  
unterstützt von den Untertanen  
der Provinzen von Durham und Northumberland  
am 28. August 1844  
als Grundstein eines Denkmals zur Erinnerung an  
JOHN GEORGE, EARL OF DURHAM  
der, nachdem er fünfzehn Jahre lang  
den Kreis Durham im Parlament vertreten hatte,  
in den Adelsstand erhoben wurde,

und anschließend die Ämter eines  
Lordsiegelbewahrers, eines Sonderbotschafters,  
eines Gesandten am Hof zu St. Petersburg  
und eines Generalgouverneurs von Kanada innehatte.  
Er starb am 28. Juli 1840 in seinem 49. Lebensjahr  
Dieses Denkmal wird erbaut  
durch private Sammlungen unter seinen Mitbürgern  
den Bewunderern seiner außergewöhnlichen Fähigkeiten  
und seiner besonderen persönlichen Tugenden

John und Benjamin Green, Architekten

Und erbaut werden würde es! Zweimal so groß wie der Tempel  
von Theseus, dreißig Meter in der Länge würde es von der  
Tyne bis zur Wear sichtbar sein.

»Endlich wird ee wirklich jewürdicht.«

»Oh ja«, seufzte Harriet. »Mit dem Geld von Privatleuten.«  
Sie konnte den bitteren Ton in ihrer Stimme nicht verbergen.

»Ich kann mich erinnern, wie se sich aufgeregt ha'm, als  
seine Tochter, dett arme Wurm, uns hier besucht hat, Missus.  
Das iss schon schlimm, wenn man eine Waise iss, aber man  
muß es mit festem Herzen tragen.«

»Du bist ein gutes Mädchen, Jane. Ich habe mich  
unverzeihlich gehen lassen, als sie uns hier besucht haben.  
Aber Lord Durhams Geschichte ist auch das traurigste Kapitel  
der Geschichte, das ich kenne. Er fing so vielversprechend an  
im Parlament! Was hatte er doch für einen Erfolg mit seinen  
Reformgesetzen! Er war so ernsthaft und so aufrichtig – und  
doch so frohgemut und so bar aller Falschheit. Er war so  
unschuldig, gefährlich unschuldig. Jane, bleib so unschuldig,  
wie du jetzt bist. Aber sei auf der Hut vor der Bosheit.«

»Das ha'm Sie seiner Lordschaft selbst geraten, bevor er nach  
Kanada ging, nich'?«

»Er ging – auf eigene Kosten! – um die Kolonie vor dem Chaos zu retten. Und was hat dieser falsche Freund von Lord Brougham getan? Er hat Witze mit seinen Saufkumpanen gerissen, daß Lord Durhams Schiff bestimmt unter der Last des Generalgouverneursordens sinken würde. Wobei die Sache Lord Durham in Wahrheit zehntausend Pfund aus der eigenen Tasche kostete. Oh, Brougham hat sich wirklich Mühe gegeben, die Situation der Kolonie Kanada zu verschlechtern, nur um Lord Durham einen Stich in den Rücken zu versetzen – und die Queen hat das zugelassen, genauso wie die Schmähung von Lord Durham nach seiner Rückkehr.«

»Dett kann ich fast nich' glauben.«

»Lord Durhams Bericht war von unschätzbarem Wert. Aber kannst du dir vorstellen, daß er Exemplare davon für seinen eigenen Gebrauch für vier Shilling und drei Pence das Stück kaufen mußte? Es stimmt aber. Das war nur eine der vielen Beleidigungen. Der heimtückische Brougham hat dafür gesorgt, daß Lord Durham an gebrochenem Herzen gestorben ist. Und Lady Durham ist ihm dann bald nachgefolgt. Hüte dich vor falschen Freunden, Jane.«

»Ja, das werd' ich.«

»Zum Beispiel die Hoffnungen, die du mal gehegt hast, was diesen jungen Harry Bell angeht...«

Tapfer versuchte Jane, das Thema zu wechseln. »Bei dem riesengroßen Tempel oben auf'm Pensher Hill würde selbst der olle Lambton-Wurm sein blaues Wunder erleben, wenn er zurückkommen sollte, stell ick mir vor. Hat Lord Durham eigentlich je von dett Drache inner Familie geredet?«

»Ein Mal.« Harriet lächelte. »Ja, das hat er tatsächlich. Das war kurz vor meiner Reise nach Übersee. Ich habe damals im Schloß von Lambton übernachtet und wollte in eine von den Kohlenminen hinabfahren, um mir die Bedingungen da aus nächster Nähe anzusehen. Lord Durham organisierte das und

er witzelte dabei, daß wir aufpassen müßten, damit wir nicht dem berühmten Drachen da unten begegneten.«

»Ha'm Se?«

»Das einzige, was ich da angetroffen habe, waren extreme Hitze und üble Zugluft. Und dann kam die Müdigkeit nach der langen Postkutschenreise nach London und der Terminstreß für literarische Auftragsarbeiten – das alles hat meine Leber ruiniert. Aber jetzt scheint es, als würden solche Anfälle der Vergangenheit angehören. Ich vertraue darauf, ich glaube es einfach.«

Jane nickte. »Dieser Mesmerismus wirkt Wunder bei Ihne.« Ihre Augen juckten, daher rieb sie an ihnen mit ihrem Ärmel.

»Ja, wenn ich doch nur schon hypnotische Sitzungen gehabt hätte, als Lord und Lady Durham noch lebten und mich immerfort drängten, die kurze Reise von hier nach Lambton zu unternehmen! Als ich damals hier an meine Couch gefesselt war, hätte ich nicht geglaubt, daß ich sie nie wiedersehen sollte.«

»Man soll nicht über verschüttete Milch weinen«, murmelte Jane, deren eigene Milch ganz gewiß verschüttet war, was Harry anging.

»Wie wahr«, Harriet musterte das Mädchen. »Jane, ich glaube mehr und mehr, daß auch dir eine mesmerische Behandlung sehr gut tun würde.«

Die ganze Sache wirkte wie ein Wunder. Früher hatte Thomas Greenhow erbittert den Widerstand der ganzen Familie angeführt. Vor drei Monaten hatte er dann aus purer Neugier einem Vortrag mit anschließender Vorführung von Mr. Spencer Hall beigewohnt. Da er in der Gegend als Arzt respektiert wurde, hatte man ihn gebeten, die Versammlung zu leiten, und er hatte dem zugestimmt, nur um sicher zu gehen, daß auch alles mit rechten Dingen zuging. Sein eigener Skeptizismus war ungebrochen.

Was er sah, beeindruckte und überraschte ihn ungemein. Für den 22. Juni hatte er mit Spencer Hall verabredet, nach Tynemouth zu kommen, um Harriet zu hypnotisieren.

Der Erfolg hatte sich schlagartig eingestellt. Harriets Zustand hatte sich Tag für Tag gebessert. Mr. Spencer Hall hatte Mrs. Hartley, der Frau des Vikars der Kirche vom Heiligen Geist, schnell beigebracht, wie sie Harriet in eine beruhigende Trance versetzen konnte, damit ihre Behandlung fortgesetzt wurde. Er hatte Harriet die gleiche Technik beigebracht, weil er die Methode weiterverbreiten wollte. Wenn eine bekannte Schriftstellerin wie Miss Martineau damit geheilt wurde, und sich dann positiv darüber äußerte... Aber Mr. Spencer Hall hatte absolutes Stillschweigen versprochen, bis Harriet selbst damit an die Öffentlichkeit trat. Diskretion war wichtig. Einige von Harriets Verwandten würden sich sicher fürchterlich aufregen.

»Eine mesmerische Behandlung könnte deine Sehstärke deutlich verbessern, Jane. Sie würde auch den Schmerz lindern, den Harrys... Charakterwandel dir zugefügt hat.«

»Wenn man hypnotisiert iss, dann erzählt man aber nicht sofort alles, oder?« Jane befürchtete, daß ihre zarten Gefühle für Harry, die so schmachvoll enttäuscht worden waren, ans Licht der Öffentlichkeit gezerzt werden könnten.

»Ich habe mich selbst auch noch nicht völlig in hypnotischen Schlaf versetzen lassen, Jane. Ich würde auch nicht versuchen, diesen Zustand bei dir zu erzeugen – es geht nur darum, durch Suggestion deine Symptome zu lindern. Ich glaube, daß der Schlaf selbst nicht zwingend notwendig ist, daß man besser sogar darauf verzichtet. Mr. Spencer Hall hat mich darauf

aufmerksam gemacht, wie leicht beeinflussbar Menschen in diesem Zustand sind. Die Wirklichkeit und die Träume können sich dabei miteinander vermischen. Das kann zu Wahnvorstellungen führen – manchmal kann man das sogar

für eine prophetische Gabe halten. Die hypnotisierte Person könnte plötzlich an die Existenz von Geistern glauben.«

»Meenen se damit, daß man eene besessene Person heilen kann, wenn man se hypnotisiert?«

»Das habe ich so nicht gesagt!« Harriet lächelte. »Dein Leiden sind deine schlechten Augen – und eine gewisse Trauer. Ich finde, wir sollten unverzüglich mit deiner Heilung anfangen. Warum nicht sofort heute, jetzt sofort? Diese erfolgreiche Grundsteinlegung hat mich in Hochstimmung versetzt. Legen wir doch gleich auch den Grundstein zu deiner Gesundung.«

Jane geriet in Panik. »So wie auf Pensher Hill. Da wo sich der Wurm drumherumringelte, der von Lambton kam. Deswegen haben se das auch als Ort für das Denkmal für den Lord von Lambton gewählt.«

»Der Wurm ist genausowenig real wie die Geisterwelt und deren Bewohner, die durch Tische-Rücken kommunizieren. Ich glaube, du hast einfach nur Angst!« stichelte Harriet.

Man konnte nicht übersehen, daß Harry Bell zu einer anderen Person geworden war, und Jane konnte diesen Wandel auf den Tag datieren, als sie im vergangenen Jahr die Menagerie besucht hatten.

Seitdem hatten Elwes und Mrs. Blagdon nicht mehr versucht, ihre Nasen in Miss Martineaus Affairen zu stecken. Die Anhörung war ohne negative Schlagzeilen über die Bühne gegangen. Bis zum Oktober 1843 waren 1400 Pfund von Spendern zusammengekommen, deren Identität Miss Martineau unbekannt war, und dieses Geld war in festverzinsliche Anleihen angelegt worden.

Jane war sich sicher, daß Harry das bewirkt hatte. Aber zu einem schrecklichen Preis – wobei dieses Schreckliche

irgendwie mit Pen Bal Crag und der Höhle des kettenrasselnden Tynesiders zusammenhing. Den Gerüchten an der Wasserpumpe zufolge litt Harry unter schrecklichen Albträumen. Jeder, der ihn sah, stellte augenblicklich fest, wie nachlässig er in seiner Erscheinung geworden war, ziellos, wie ein Wahnsinniger. Er ging Jane aus dem Weg. Er lief einfach ohne ein Wort zu sagen vor ihr davon, so als habe sie eine ansteckende Krankheit.

Harte Worte waren zwischen Mrs. Bell und Janes Tante gefallen. Mrs.

Bell schien in ihrem Kummer zu denken, daß Jane den bösen Blick auf ihren Jungen geworfen hatte, mit dem es seitdem bergab ging. Offenbar konnte oder wollte Harry diesen abergläubischen Humbug nicht richtigstellen. Im Gegensatz zu seinem Äußeren, das jetzt so zerlumpt war wie das von Jane, blieben seine Lippen verschlossen. Mrs. Halliday behandelte ihre Nichte, als habe sie sich etwas Schreckliches zuschulden kommen lassen.

Kapitän Bell hatte jede Hoffnung aufgegeben, für seinen Sohn eine Stelle auf einem Schiff zu finden. Er sah aber auch eine seltsame, sture, wahnwitzige Entschlossenheit in seinem Sohn. Es war, als habe Harry geschworen, ein schreckliches Geheimnis zu bewahren, das er unter keinen Umständen ausplaudern durfte – so als liege Harry im Kampf mit einem verborgenen Feind, dessen Identität im Dunkeln bleiben mußte. Dies konnte ein Anzeichen für Wahnsinn sein, es konnte aber auch eine natürliche Erklärung dafür geben.

Natürlich suchte der Kapitän nach einer solchen. Er hatte um ein Gespräch mit Mrs. Halliday und ihrer Nichte gebeten, aber das war abgelehnt worden. Auch wenn Harry nicht auf Fragen antwortete, wenn er wach war, so konnte Kapitän Bell aus dem nächtlichen Gemurmeln seines Sohnes doch eine Verbindung zu der Höhle im Felsen erkennen. Also trommelte der Kapitän ein

paar befreundete Seeleute zusammen, um die Höhle gründlich in Augenschein zu nehmen. Vielleicht würden sie eine grauenhaft zugerichtete Leiche finden, obwohl so etwas eigentlich nicht diese Auswirkungen auf Harrys Geisteszustand haben konnte.

Auch an der Pumpe redete man über die Höhle. Mrs. Jackson erzählte, daß Coalwulf, einer der alten Könige von Northumberland, auf seinen Thron verzichtet und sich als Eremit in die Höhle zurückgezogen hatte, kurz nachdem der ehrenwerte Beda Venerabilis gestorben war.

(»Vielleicht hat er auch nach Kohle gesucht und das für'ne Mine gehalten.«)

Witwe Hulme behauptete, daß die Hexe von Tynemouth da gelebt hatte, eine alte Hexe, die in nebligen Nächten hervorkam, um Kindern die Hände zu binden und ihnen im Schlaf den Atem auszusaugen, Ihnen das Blut abzapfen und da wo die See Ihren schleimigen Dreck von sich stößt, nach einem Kraut zu suchen, mit dem man Schlösser öffnen und Zauber wirken kann.

»Nee, das war keine Hexe«, sagte eine andere Frau. »Datt war'n Hexer.« Nachdem sie tief in den Felsen eingedrungen waren, hatte die Suchmannschaft des Kapitäns anscheinend zwei ausgemeißelte Räume gefunden, die wie Kerker wirkten. Und dahinter war eine ungefähr vier Meter große Grube, die wie in den Boden gebohrt aussah. Kapitän Bell und ein Gefährte wurden an Seilen hinabgelassen und kamen in einen viereckigen Raum. Ein enger Durchgang führte in einen ähnlichen Raum. Und von da aus führte ein schmaler Tunnel noch tiefer in den Felsen. Aber ein heruntergestürzter Felsblock versperrte den Durchgang, und wenn man den zur Seite geräumt hätte, wäre vielleicht die ganze Höhle eingestürzt. Die sah bereits so schon sehr brüchig aus. Offensichtlich konnte kein menschliches Wesen hier weiter in



die Grotte hineingekrochen sein – seit Jahrzehnten nicht mehr, vielleicht auch seit Jahrhunderten nicht.

Und so kam die Gruppe dann unverrichteter Dinge wieder ans Tageslicht, ohne Knochen, ohne Hinweise, ohne Erklärungen, ohne im mindesten schlauer zu sein.

Jane hatte den Verdacht, daß der Geist des lange verstorbenen Hexers von Tynemouth Besitz von Harry ergriffen haben könnte. Eine Gruppe von hartgesottenen Seeleuten würde vielleicht nicht unbedingt auf den Geist reagieren, aber Harry war sensibler und verletzlicher.

»Ich würd gern hypnotisiert werden«, erklärte sie Harriet.  
»Ja, das wär nett. Unn ick würd auch gern lernen, wie man das selbst macht!«

Tony sprach mit der Stimme von Harry Bell, dessen Leben so tragisch im Armenhaus endete.

»Ja, ich war sehr durch'n Wind. Abba ick wußte, ich durfte nich's über den Wurm sa'n, oder se würden mich als Bekloppten einsperren. Unn ich durfte Jane nich begegnen, weil ich ihr sonns watt Schrecklichet antun könnte.

Ick hab gehört, wie meine Mama erzählte, wie gut datt Mesmerisieren auf Jane wirkte. Ihre Augen tränten kaum noch. Se konnte viel besser sehen. Jeder sachte, se sah viel besser aus. Da war bestimmt nich' Mrs. Halliday dran schuld. Abba se konnte auch schlecht was dagegen sa'n, wo Miss Martineau doch 'ne zahlende Kundin war und wie es Jane doch so viel besser ging.

Eines Tags war ich aufm Weg zur spanischen Festung hoch, als Jane mir den Weg abschnitt. Ich könnt' nich' mehr weg. Se ließ sich nich' abwimmeln. Ihre Augen glühten fast. Se erzählte mir, was da in Nummer 57 abging. Se sagte, se kann mich mesmerisieren unn datt vertreiben, was mich quälte. Ick Idiot ließ mich bequatschen. Ick fühlte mich an dem Tach einigermaßen normal. Ich wollt se an dem Tag nich' in die Höhle locken unn se auf'n Boden werfen unn ihr die Kleider vom Leib reißen.

Also fing sie an, mich zu hypnotisieren...«

»Stop!«

Hypnose in der Hypnose; waren wir hier in einem Spiegelkabinett?

»Play!« ließ ich Tony vorsichtig fortfahren.

Zu meiner Überraschung erzählte er nicht weiter, sondern begann zu singen.

Am Sonntag fischt Lambton in der Wear  
Und hat einen Fisch am Haken  
Dessen Aussehn verwundert ihn sehr  
Was für'ne Sorte Fisch das ist,  
Das kann Jung-Lambton nicht sagen.  
Er wirft ihn in den nächsten Brunnen  
Und will sich nicht mehr damit plagen

Psst, Jungs, seid mal ruhig  
Und ich erzähl euch 'ne schreckliche Mähr  
Psst, Jungs, seid mal ruhig  
Und ich erzähle euch von dem Wurm

Jung Lambton drängte es hinfort  
Zu kämpfen in fremden Kriegen  
Er zog mit einer Truppe von Rittern  
Sie ritten von Siegen zu Siegen  
Und kamen so bis nach Palästina  
Wo ihm seltsame Dinge geschahen  
Und bald hatte er alles vergessen,  
Von Würmern, die in Brunnen waren

Aber der Wurm, der wächst und wächst  
Und erreicht gar stattliche Größe  
Mit spitzigen Zähnen, 'nem gewaltigen Maul  
Und riesigen glubschenden Augen  
Und wenn bei Nacht er losmarschiert  
Und verbreitet Angst und Mühe  
Wenn dann der Durst ihn überkommt,  
Dann melkt' er 'ne Herde Kühe.

Dieser schreckliche Wurm, der frißt seinen Teil,  
An Kälbern und Lämmern und Schafen,  
Und nicht zuletzt an kleinen Kindern  
Die man draußen hat spielen lassen  
Und wenn er dann satt gefressen ist  
Und nichts mehr in ihn hineingehen will.  
Dann kriecht er davon und schlingt seinen Schwanz  
Siebenmal um den Pensher Hill.

Die Nachricht von diesem schrecklichen Wurm  
Und seinem so überaus seltsamem Tun  
Dringt über die See und bis zu den Ohren  
Vom tapfren und mutigen Sir John  
Da kommt er dann heim und fängt das Biest  
Und schlägt es glatt entzwei  
Und Kind und Kalb und Kuh und Lamm  
sind dem Wurm danach einerlei.

So wißt ihr jetzt wie all die Leute  
Auf und ab der Wear  
Viel Schaf und vielen Schlaf verlorn  
Und fürchteten sich sehr  
So hebt denn euer Glas auf John  
Dem unser aller Dank gebührt  
Der Kühe und Kälber und Kinder gerettet  
Als er den Lambton-Wurm massakriert

Und nu, Jungs hab ich alles getan  
Das ist alles, was ich erzählen kann  
Über Sir Johns schlaues Tun  
Mit dem schrecklichen Lambton-Wurm

»Das wurde zum Schlager, nachdem sie die Pantomime im Tyne Theater aufgeführt hatten.«

»Wann war das?«

»Das müßte 1867 gewesen sein.«

»Harry, du solltest im Jahr 1844 sein. Du wirst gerade von Jane im Kuhstall hypnotisiert.«

»Wenn einem ein Wurm im Hirn rumort, dann geraten die Jahre schon mal durcheinander.«

»Erzähl mir von dem Wurm, Harry.«

John war der Sprößling im Lambton-Haushalt, ein verzogener, frecher Bengel. Einmal am Ostersonntag, als der Rest der Familie und all die braven Bauern in ihrem Sonntagsstaat in der Kirche saßen und die Auferstehung feierten, da saß John mit seiner Leine an der Wear und versuchte eine Forelle oder einen Lachs zu angeln. Er fluchte gotteslästerlich vor sich hin, weil kein verdammter Fisch anbeißen wollte. Er verwünschte die Fische, das Wasser, sein eigenes Glück. Nun, wie man so sagt, bleiben Flüche immer an dem kleben, der sie ausspricht.

Er spürte ein gewaltiges Zerren an der Leine und hatte plötzlich alle Hände voll zu tun. Er mußte all seine Geschicklichkeit und seine ganze Kraft einsetzen, um seinen Fang an Land zu ziehen. Aber was er dann an seinem Haken aus dem Wasser zog, war eine gräßliche, schleimige Kaulquappe. Vielleicht auch ein Wurm mit einem riesigen, klaffenden Maul. Was genau es war, ließ sich so ohne weiteres nicht sagen.

In seiner Wut warf John seinen scheußlichen Fang in einen Brunnen in der Nähe. Die Kreatur gedieh in dem frischen Wasser. Ein paar Jahre später war sie so weit gewachsen, daß sie weit vom Brunnen entfernt herumstrich und die Milch aus den Kuheutern saugte. Noch ein paar Jahre später und sie fing und fraß kleine Lämmer. Allmählich wuchs der scheußliche

Wurm zu riesiger Größe heran. Er war mit Schuppen bedeckt, die hart wie Metall waren, seine Augen strahlten wie Glas und er schimmerte golden in der Sonne. Nachts kroch er zum Pensher Hill und ringelte sich dort zum Schlafen um die Kuppe. Tagsüber verwüstete er die Gegend.

Vier der Söhne des alten Lambton waren inzwischen durch Krankheiten oder Handel dahingerafft worden, und der reumütige John hatte schon vor langer Zeit seinen unlauteren Lebenswandel aufgegeben. Er war ins Heilige Land gezogen, um gegen die Sarazenen zu kämpfen. Als der Drache schließlich auch das Schloß von Lambton bedrängte, gab es niemanden, der jung und stark war und sich ihm in den Weg stellen konnte.

Der alte Kastellan schlug vor, sich die Gunst des Monsters zu erkaufen und den alten Trog im Schloßhof bis zum Rand mit frischer, warmer Milch zu füllen. Nun, der Lindwurm trank den Trog leer und zog sich gesättigt wieder zurück. Aber er kam auch immer wieder. Und in der Zwischenzeit suchte er weiter die Gegend heim, vor allem dann, wenn man nicht genügend Milch für ihn aufreiben konnte.

Viele tapfere Ritter reisten nach Lambton, um dem berüchtigten Lindwurm sein Ende zu bereiten. Aber auch wenn sie von Kopf bis Fuß gepanzert waren, so zerquetschte der Wurm sie doch mühelos in seiner Umschlingung. Er zerquetschte auch ihre Pferde. Und selbst wenn ein mit Kraft geführtes Schwert das Glück hatte, einen Teil des Wurms abzuhacken, so flossen die Teile doch einfach wieder ineinander und der Ritter war verloren.

John kam schließlich von dem Kreuzzug zurück und war mit dieser unhaltbaren Situation konfrontiert. Er erkannte, daß er es gewesen war, der diesen schrecklichen Fluch auf sein Heim geladen hatte. Er war bereit, sich selbst zu opfern, aber es war

sinnlos, wenn er dabei einfach nur sein Leben wegwarf – er mußte das Monster töten, es vernichten.

Und so nahm er all seinen Mut zusammen und ging zu einer greulichen Alten, die allein in der Wäldern lebte. Sie war eine mächtige Hexe und Zauberin, mit wirrem Haar und irren Augen. Ihr Atem war schweflig, ihre Stimme schrill und gehässig. Schon bei seiner Ankunft beschimpfte sie den jungen Lambton, weil er so viel Pein und Tod heraufbeschworen hatte. Er hörte sich geduldig ihre schroffen Worte an. Daraufhin sah sie ihm in die Augen und erkannte, daß er es aufrichtig meinte.

»Du kannst diesen Wurm vernichten«, verriet sie ihm, »aber das ist mit einem Preis verbunden. Du mußt bei Gott schwören, daß du das erste lebende Wesen, daß dich bei deiner Rückkehr nach Lambton begrüßt, töten wirst. Wenn du diesen Schwur brichst, dann werden neun Lords von Lambton hintereinander qualvoll sterben, sei es durch Unfall oder im Krieg.«

John sah, wie er diesen Schwur halten konnte, ohne daß das zu schwerwiegenden Folgen führte, und stimmte zu.

Die Alte unterwies ihn. »Du mußt dir vom Waffenschmied des Schlosses eine Rüstung anfertigen lassen, die mit rasiermesserscharfen Klingen gespickt ist, bis du aussiehst wie ein Igel.«

John tat, wie ihm geheißen. Und er warnte jeden, der ihm einfiel, sich ihm nach Ende des Kampfes bloß nicht zu nähern. Er würde auf dem Horn einen Siegesruf erschallen lassen. Bei diesem Klang sollte sein Vater Johns Lieblingshund von der Leine lassen. Der Hund würde zu John laufen und John würde ihn töten.

Als man den Wurm das nächste Mal sah, wie er hungrig auf Lambton zuglitt, da war John in seiner Igel-Rüstung bereit. Er stürmte los, um dem Lindwurm am Flußufer entgegenzutreten.

Der goldene Wurm ergriff John und ringelte sich um ihn herum. Sobald er aber versuchte, ihn zu zerquetschen, durchbohrten die Speerspitzen ihn gleichzeitig an dutzenden Stellen. Wütend ringelte sich der Wurm enger um ihn und verstärkte seinen Druck. Die Klingen zerschnitten seinen Körper, zerteilten ihn in viele einzelne Teile, die in den Fluß fielen. Bevor sie sich wieder vereinigen konnten, wurden sie davongespült – dem Meer entgegen, und wurden niemals mehr gesehen.

John eilte durch die Wälder nach Hause und blies das vereinbarte Signal, als er in die Nähe des Schlosses kam. Aber sein Vater war zu freudetrunken, um sich an die Warnung zu erinnern. Statt den Hund von der Leine zu lassen, lief der alte Mann selbst hinaus, um seinen Sohn zu begrüßen. Schrecken erfüllte den jungen Lambton.

»Ich kann den armen alten Mann doch nicht töten«, stritt er mit sich. »Aber wenn ich das nicht tue – neun Generationen lang schreckliche Todesfälle? Nun, so sei es denn. Ich kann meinen Vater nicht erschlagen.«

John umarmte seinen Vater – und erschlug den Hund. Auf diese Weise brachte John den zweiten Fluch über das Haus Lambton herab, der vielleicht sogar bis zu John George Lambton, dem Earl von Durham, reichte, der an gebrochenem Herzen starb, nachdem seine Karriere so vielversprechend begonnen hatte.

»Harry, willst du mir damit sagen, daß der Lambton-Wurm – oder das, was davon übrig ist – in der Höhle vom kettenrasselnden Tynesider haust?«

»Ick merkte, wie der Wurm in mir hochstieg, da im Kuhstall, also hab ich Jane angeschrien, se soll sich davonmachen. Ich hab mir dann mein Klappmesser genommen und hab mir die



Klinge in die Hand gerammt – damit ich meine Gedanken davon losreißen konnte. Aber ett war der Wurm, ganz bestimmt.«

»Pause!«

Harry Bell war einer Kreatur begegnet, die Jahrhunderte zuvor schon den Grundstock zu Legenden gelegt hatte? Einer Kreatur, die in massivem Stein leben konnte wie eine im Schlamm eingetrocknete Kröte? Ein ekto-plasmisches Wesen, das Menschen mental beeinflussen und sie zu sich in den Felsen ziehen konnte?

Und Gavin Percy hatte den gleichen »Wurm« in den 50ern getroffen? Einen Wurm, der vielleicht immer noch in diesem Loch in Tynemouth hauste – zusammen mit Ted Appleby?

»Was für ein Blödsinn«, sagte ich mir und schüttelte den Kopf.

Jack grinste mich an: »Und was, wenn nicht, Kumpel? Was ist, wenn das nur allzu wahr ist?«

»Halt den Mund, verdammt!« Jack hatte vorher noch nie eine meiner Therapiesitzungen unterbrochen. Ich ließ ihm für gewöhnlich erst abends seine Freiheiten. Er begann, sich selbständig zu machen.

Die Geschichte von Harry Bell und Jane war damit noch nicht zu Ende. Ich mußte noch ein paar Mal vor und zurück springen...

Nach ein paar Monaten mesmerischer Therapie war Harriet wieder völlig genesen. Und aufgrund von Miss Martineaus Hypnose-Sitzungen mit Jane waren deren Augen strahlend und klar. Und auch ihr gebrochenes Herz hatte seinen Frieden gefunden – für den Augenblick.

Im Januar 1845 durchreiste Harriet den Lake District auf der Suche nach einem neuen Haus.

Die Wordsworths fragten sie um Rat wegen einer möglichen mesmerischen Behandlung ihrer todkranken Schwiegertochter. Harriet ließ sich für sechs Monate am Windermere See in der Nähe der Wordsworths nieder und ließ sich im Juni 1845 ein Haus in Ambleside bauen. Am Ende des folgenden Jahres unternahm sie dann eine Studienreise nach Ägypten, Palästina und Syrien, um Material für ein Buch über die Ursprünge der ägyptischen, hebräischen, christlichen und mohammedanischen Religionen zu sammeln.

Dieses ehrgeizige Projekt schloß an ihre früheren Triumphe auf dem Gebiet des Essays an, aber jetzt ging sie das Thema aus einem anthropologischen Blickwinkel an. In ihren Augen waren die großen Weltreligionen alle notwendig – die jeweiligen Resultate einer bestimmten Stufe der menschlichen Evolution. Christentum und Islam waren so nicht mehr (und nicht weniger) notwendig, als es der Fetischismus in

primitiveren Zeiten gewesen war. Hexen waren Ahnfrauen der Bischöfe oder der Mullahs, und die waren die Vorläufer des positivistischen, logischen Wissenschaftlers.

Als sie danach wieder nach Ambleside zurückgekehrt war, wurden ihre Beziehungen zu den Wordsworths noch inniger. William war eines der Idole ihrer Jugend gewesen. Wenn er jetzt im Winter spazierenging (mit Mantel, Schottenmütze und einer grünen Schutzbrille), liefen ihm die Kinder der Dorfbewohner hinterher, bis er ihnen Weidengerten aus den Hecken schnitt. Im Sommer wurde er von Touristen belagert, die gebannt seinen Äußerungen lauschten. Auch wenn die nur die eines dummen alten Schafes waren, das

... darauf hinwies, daß zwei und zwei vier,  
Gras grün, Seen voll Wasser und Berge hoch sind.

Harriet gehörte zu denen, die William seine besonders wertvollen Gedanken wissen ließ. Die waren aber nicht leicht zu verstehen, wenn er sein Gebiß herausgenommen hatte. Harriet verbrachte ihre Zeit lieber mit Mrs. Wordsworth, die durch die Trauer über den Tod ihrer Tochter verkümmerte und unscheinbar wurde. William blökte seinen Kummer laut in die Welt hinaus, und nahm dabei gar nicht wahr, daß es da noch jemanden gab, der seinen Kummer teilte.

Aber in erster Linie fühlte Harriet sich verpflichtet, einen Erfahrungsbericht über ihre eigene erfolgreiche mesmerische Behandlung und über die von Jane zu schreiben. Sie schrieb es nicht um der Bezahlung willen, sondern zum Nutzen der Öffentlichkeit. Und dafür wurde sie dann so behandelt wie John George Lambton. *The Athenaeum* druckte begeistert ihren faszinierenden Bericht, der sie ja nicht einmal etwas kostete, über mehrere Ausgaben. Und dann erschienen in der gleichen Zeitschrift monatelang äußerst einseitige Kommentare, die alle

Mesmeristen niedermachten und die Harriet Martineau und ihre Freundin Jane zu Lügnerinnen stempelten.

Oh ja, die ganze Sache machte Schlagzeilen und Shanky Elwes hatte eine sehr angenehme und sehr profitable Zeit.

Er hatte die Verleumdung in die Welt gesetzt, »Jane von Tynemouth« sei ein Mädchen mit einem einschlägigen Ruf, das den Soldaten aus der Garrison nur zu gut bekannt war. Elwes kombinierte elegant Mrs. Hallidays Nichte mit einer anderen Jane – die sich tatsächlich mit sechzehn Jahren hatte verführen lassen, die jetzt aber ein abgeschiedenes Leben als reuige Methodistin führte. Harriet hatte auch diese andere Jane wegen ihrer Epilepsie mit Hypnose behandelt, auf ihre dringende Bitte hin und nachdem sie diskret Erkundigungen über ihren derzeitigen Lebenswandel eingezogen hatte.

Harry (Tony) stöhnte und preßte seine Fäuste aufeinander.

»Ganz ruhig«, wies ich ihn an. »Sie sind ganz entspannt. Entspannt, hören Sie? Ganz ruhig. Und jetzt fahren sie fort, ohne Aufregung.«

Elwes verkaufte dem Journal diese Lügen. Er war es, der den Arzt von Shields, Dr. Forbes – ein Mann, der sich leicht gegen Mesmerismus aufbringen ließ – dazu anstachelte, Jane so niederzumachen, daß man es in der Presse verwenden konnte.

Und nicht nur das. Forbes und zwei seiner Kollegen und mehrere Herren von der Presse sprachen sogar bei Mrs. Halliday vor und verlangten, daß Jane ein Schriftstück unterzeichnete, in dem sie sich des Betrugs für schuldig erklärte. Wenn sie sich weigerte zu unterschreiben, so versicherten ihr die Herren, dann würde sie wegen Meineides ins Gefängnis kommen. Und sie versprachen auch, daß ihre Tante dann nie wieder einen Untermieter finden würde, womit sie ja ihren Lebensunterhalt bestritt.

»Dieser verfluchte Bastard!«, regte Tony sich auf. »Ich könnt ihm den Hals umdrehen. Ihm die Gedärme rausreißen.«

»Sie sind ruhig, hören sie mich? Ganz entspannt. Sie werden wieder ruhig.«

»Ja...«

Mittlerweile hatten auch Kapitän Bell und Mrs. Bell sich von der allgemeinen negativen Einstellung Jane gegenüber anstecken lassen. Hatte die junge Frau nicht ihren Jungen verhext – vielleicht mesmerisiert – und war er danach nicht verrückt geworden?

Harry mußte einfach mesmerisiert gewesen sein, um überhaupt einen Blick an sie zu verschwenden.

Bei dem Kummer über die üble Nachrede ging es mit Janes Gesundheit rapide bergab. Forbes und seine Spießgesellen drohten einem fast blinden Mädchen mit Kerkerhaft. Aber Jane hielt ihren Peinigern gegenüber ein tapferes Schweigen aufrecht.

Zu diesem Zeitpunkt besuchte ein Freund von Harriet aus Ambleside die Front Street Nummer 57, und stellte fest, wie schlecht es Jane ging. Sofort wurde dafür gesorgt, daß ein befreundeter Apotheker und Mesmerist aus South Shields nach Tynemouth fuhr. Als er eintraf, ließ Mrs. Halliday ihn nicht herein. Er mußte Jane hinten im Garten hypnotisieren.

»Neben dem Kuhstall!« Tony zuckte und zitterte, obwohl seine Stimme jetzt ruhiger war, wie ich es ihm befohlen hatte.

Nach dieser Seance im Freien sah Jane langsam wieder ein Licht am Ende des Tunnels. Sie bekam wieder Appetit. Harriet schrieb Mrs. Halliday von Ambleside aus und bot an, Jane bei sich aufzunehmen und alle Unkosten zu tragen, sobald sie in der Lage war, die Strapazen der Reise zu überstehen. Aus Selbstzweck, und ein bißchen auch aus Großherzigkeit, stimmte die Tante zu.

Und so traf Jane dann schließlich vor Harriets Tür ein – in Tränen aufgelöst, ein Nervenbündel, halbbblind, erschöpft und in Lumpen. Mrs. Halliday hatte die Kleidung des Mädchens

schamlos vernachlässigt, als Janes Augen zu schlecht waren, um noch zu nähen. Weil die Kutsche aus Keswick schon voll besetzt gewesen war, war Jane die 25 Kilometer nach Ambleside zu Fuß gekommen.

»Ihre Klamotten wär'n zerfetzter unn sie wär' fertiger gewesen, wenn ich se in dett Loch geschleppt hätte.«

»Ganz ruhig, Harry. Das ist nichts, worüber du dich jetzt aufregen müßtest.«

»Nein...«

Ein paar Jahre zuvor hätte Harriet beinahe ein Kind adoptiert – ein schwarzes amerikanisches Sklavenmädchen. Als sie in New Orleans gewesen war, hatte sie einen irischen Witwer kennengelernt, der dort lebte. Die Frau des Mannes war kurz zuvor gestorben und hatte die hübsche kleine Ailsie hinterlassen, deren Anwesenheit im Haus des Witwers jetzt aber heikel war.

Harriet schrieb über das moralische Dilemma des Iren in ihren amerikanischen Reiseerinnerungen. Im Gegenzug schrieb ihr der Ire und bot ihr an, Ailsie nach England in ihre Obhut zu schicken. Harriet beschloß, Ailsie zu ihrem Hausmädchen zu machen, bis sie sich etwas Besseres für sie überlegen konnte.

Alles war abgemacht, aber Ailsie kam nie an. Schließlich kam ein todtrauriger Brief von dem aufrechten Iren, der erklärte, daß Ailsie ursprünglich ein Hochzeitsgeschenk von der Mutter seiner toten Frau gewesen sei. Und jetzt, wo die Schönheit des jungen Mädchens aufgeblüht war, hatte die Schwiegermutter – der Ailsie juristisch immer noch gehörte – verlangt, daß Ailsie auf ihre Plantage zurückkehrte. Als sexuelles Rohmaterial war sie zu wertvoll, um sie zu verschenken.

Das war vor Harriets Erkrankung. Jetzt, nachdem die Krankheit überstanden war, hatte Harriet plötzlich eine neue »Adoptivtochter« – Jane.

Mit Hilfe einer erneuten mesmerischen Behandlung ging es Jane bald wieder besser. Sie wurde Harriets Zofe und arbeitete die nächsten sieben Jahre bei ihr. Danach...

»Gott sei Dank!«

... wanderte sie nach Australien aus, wo sie den Rest ihrer Tage als Köchin des Bezirksinspektors von Melbourne zubrachte.

In der Zwischenzeit war es mit Harry immer weiter bergab gegangen.

Es wurde nichts mit dem Kapitänspatent und der Hoffnung auf ein eigenes Schiff, wie sein Vater es sich für ihn erträumt hatte. Nichts mit dem Haus am Dockwray Square mit dem kurzgemähten Rasen, den hohen, ehrwürdigen Backsteinhäusern, deren Fenster bunt gestrichen waren, deren Treppen jeden Tag geputzt wurden, wo jeden Morgen die Messingbeschläge poliert wurden und wo die elegante Kutsche vor der Tür wartete.

»Ick hatte Gelegenheitsjobs in den Räuchereien am Fluß. Oder in der Brauerei in Low Lights, in Richardsons Gerberei, in nett Kettenwerk, inner Fabrik für Tonpfeifen unten anner Wooden Bridge Bank, sogar in einer von diesen Seilereien, die so lang und schmal sinn wie die eigenen Seile.

Unn ick hab Gekröse und Blut von Bakers Schlachthof in der Pruedhoe Street zu Chirtons und Prestons Farm rausgekartt, wo se damit den Hopfen gedüngt haben, aus dem se dann mittet Malz datt Bier brauen. Gott, hat das gestunken...«

Aber er behielt nie lange einen Job. Er trieb sich mit Gesindel herum – es gab damals immer noch jede Menge Gesindel in Shields, mit dem man sich herumtreiben konnte. Es kommt nicht von ungefähr, daß die Burschen aus Shields als die Rüpelhaftesten von ganz England gelten. Man denke nur an die bössartigen Bandenschlachten an den Docks, wenn sie besoffen die leeren Teerfässer mit brennendem Sägemehl und

Holzresten durch die dunklen engen Gassen oder Treppen hinunterrollen ließen.

Es gab eine spezielle Polizeieinheit, die dem Einhalt gebieten sollte. Die Beamten wurden immer sorgsam vor und nach dem Dienst kontrolliert, ob sie auch nüchtern waren.

Aber die Mietshäuser unten am Fluß blieben eine Gegend von Dieben und Halsabschneidern, die gestohlene Waren an Hehler verhökerten. Überall gab es Falltüren und geheime Ausgänge.

»Ich hab von kleinen Diebstählen gelebt, wenn ich dazu nich' zu besoffen und zu fertig war. Ich hab' die Messingnieten von Regenrinnen geklaut, die Schrauben von Wasserhähnen, Tauben aus irgendwelchen Hinterhöfen. Einmal hab ich sogar den Maulkorb eines Hundes mitgehen lassen...«

Die Gesellschaft zum Schutz vor Verbrechen von North Shields und Tynemouth setzte Belohnungen aus, damit Leute wie er geschnappt und bestraft wurden.

»Ich wurde bei allen vier von den großen Razzien festgenommen – der inner Clive Street, der inner Duke Street, in der Liddell Street und am Bull Ring. Dann ha'm se mich inner Strafanstalt gegenüber von Tanners Bank, direkt neben der Wäscherei eingelocht.«

Schließlich war er nur noch ein heruntergekommener gemeiner Bettler.

»Pause.«

Das war also das Leben von Harry Bell, aber das brachte uns nicht weiter. Offensichtlich war die »Quelle« von Tonys Neurose nicht in seinem »vorherigen« Leben als Harry angelegt. Um an diese Quelle heranzukommen, würde ich ihn zu einem noch »früheren« Leben zurückschicken müssen – müßte die psychische Schale abkratzen, die Harry



symbolisierte, auf der Suche nach einem Kern, der darunter liegen mußte.

Auf der Suche nach der Verdammnis durch den Lambton-Wurm.

»Sie haben unsere Verabredung heute abend doch nicht vergessen?«, fragte Brenda. »Der Stern von Bengalen?« Ihr Lippenstift war noch greller als sonst. Vielleicht fiel es mir aber auch nur mehr auf.

»Ich bin schon gespannt darauf«, antwortete ich, wobei ich aber offen ließ, worauf ich gespannt war.

»Ich habe einen Tisch reserviert, damit uns nichts dazwischenkommen kann.«

»Eine kluge Entscheidung.«

Jack leckte sich schon die Lippen beim Gedanken an Riesengarnelen á la Madras. Er hatte noch keinen Gedanken auf irgendwelche Änderungen in *Der Blick* verschwendet. Tony Smith beschäftigte ihn zu sehr und Jack konnte sich nicht damit abfinden, daß ich dieses hervorragende Material nicht benutzen wollte und es in meinen Aktenschränken verstauben sollte. Ich blieb aber fest.

Aber er hatte mich zumindest soweit gebracht, daß ich mich ein wenig in der Abteilung für das 19. Jahrhundert in der Zentralbibliothek und unten in der für Literaturwissenschaft und Philosophie umgesehen hatte. Das war nur, um die Angaben zu überprüfen, wie er mir versicherte. Aber tatsächlich polsterte er die Geschichte von Harry Bell und Jane und Harriet Martineau auf eine Art und Weise mit Material aus, die mir ungehörig schien.

Jetzt gab es zwei Darstellungsweisen: Die Rohfassung aus Tonys Mund, die er irgendwo gelesen haben konnte, als er ein Junge war, so wie die Bücher über »Legenden und Aberglauben«, von denen Gavin Percy gesagt hatte, daß die

bei ihm zu Hause gestanden hätten – und Jacks geschliffene Version. Ich hatte manchmal Probleme damit, die beiden auseinanderzuhalten, und ich befürchtete, daß Jack irgendwann während einer meiner mesmerischen Seancen – nein, verdammt, einer meiner Therapiesitzungen – auftauchen könnte. Es bestand die Gefahr, daß er auf irgendeine Art Tony bearbeiten könnte, daß er ihn umschreiben könnte, und daß er damit das vorhandene Material verfälschte.

Auf Jacks Drängen hin hatte ich in der Literaturabteilung die wahrscheinlichen Originale der Bücher aufgetrieben, die Gavin genannt hatte. Der exakte Titel war: *Monatlicher Rundblick über nordenglische Legenden und Aberglauben*, veröffentlicht in den Jahren 1887, 1888 und 1889 im gleichen Verlag wie Miss Martineaus Lieblingszeitung, der Chronicle, und herausgegeben von Mr. Walter Scott aus Newcastle upon Tyne und Paternoster Row, London.

Hatte Tony irgendwann einmal vor langer Zeit an langweiligen, regnerischen Tagen in diesen Büchern geblättert? Oder vielleicht während eines Ferienbesuchs bei älteren Verwandten darin gelesen? Er konnte sich daran nicht erinnern. Tony war einer von diesen Leuten, die Jack wie die Pest haßte – Leute, die einem sagten: »Ich habe letztes Jahr ein tolles Buch gelesen.« – »Wie hieß es denn?« – »Das habe ich vergessen.« – »Und wer hat es geschrieben?« – »Weiß ich nicht mehr.«

Wenn er sich andererseits daran erinnert hätte, daß er sich irgendwann vor zwanzig Jahren einmal diese Bücher angesehen hatte, dann hätten wir da die Quelle seiner »vorherigen« Leben, aufgebauscht durch seine Vorstellungskraft. Und damit wäre dann meine Therapie gescheitert. Ich durfte auf diesem Thema nicht zu sehr herumreiten.

Ein neuer Patient, Terence Adams, ein Grundstücksmakler, hatte einen Termin um halb drei.

Brenda war gerade wieder ins Büro gekommen – es war erst zehn nach zwei – als ich hörte, wie eine Tür aufgestoßen wurde, laute Stimmen erklangen, und dann kam Tony in mein Sprechzimmer gestürmt. Er schwenkte eine zusammengefaltete Zeitung, die er mir auf den Tisch warf.

Es war das Journal. Und es zeigte das Foto eines dunkelhaarigen Mannes mit einem schwarzen Schnurrbart und einer dunklen Hornbrille, und darin eingesetzt ein kleineres Bild mit dem Titelbild von *Der Nagel*. Das war das Foto von Jack, das Sally im Restaurant von Mr. Chan geknipst hatte. Schlagzeile: HIESIGER HORRAUTOR SCHLÄGT WIEDER ZU.

»Nun?« verlangte Tony zu wissen. »Das sind doch Sie, oder? Hier steht, daß Jack Cannon irgendwo in Tyneside lebt. Viele Autoren schreiben unter Pseudonym, richtig? Und Sie haben sich die Horrorromane bei Fenwick angesehen. Vor allem das hier.« Er zog ein Exemplar von *Der Goblin* aus seiner Jackentasche. »Als ich das Bild in der Zeitung gesehen habe, bin ich in den Laden gegangen und habe mir das Buch gekauft. Es waren noch ein paar Exemplare davon da. Das ist doch das Buch, daß Sie sich angesehen haben, oder? Das ist von Jack Cannon. Ich kann mich an das Cover erinnern. Nicht an den Titel, aber an das Bild.«

»Die Titelbilder von Horror-Romanen sehen alle gleich aus, Tony.«

»Woher wissen Sie das?«

»Und das auf dem Foto bin nicht ich. Das sieht doch jeder. Habe ich einen Schnurrbart? Trage ich eine Brille?«

Er lachte. »Ein altes Bild, als Sie noch jünger waren. Das ist Ihr Gesicht. Ich habe es lange genug angestarrt. Und bei

Fenwick haben Sie sich dieses Buch von Jack Cannon angesehen.«

»Ja, ich habe mir ein Buch angesehen. Das ist doch nur ein alberner Zufall.«

»Ich halte das eher für einen Anhaltspunkt.« Er deutete auf das Foto. »Das sind Sie. Ich habe doch gesagt, daß Sie ein Schriftsteller sein könnten, nicht? So wie Sie über mein Leben als Gavin geschrieben haben.« Er lachte wieder, bitter. »Und ich hatte recht.«

Ich hob die Zeitung auf. »Steht da irgendwo, wo er wohnt? Wahrscheinlich in Northumberland, so wie Catherine Cookson.«

»Nein, steht da nicht. Und er wohnt genau hier. Verwenden Sie eigentlich alles, was die Leute Ihnen erzählen, wenn sie unter Hypnose stehen? Bekommen Sie so Ihre Ideen?«

Ich hoffte, daß mein Seufzen duldsam genug klang. Ich deutete auf das gerahmte Diplom an der Wand.

»Tony, ich bin Mitglied der Gesellschaft für Medizin- und Dentalhypnose.«

»Und?«

»Das ist eine angesehene Berufsgenossenschaft. Mit einem ethischen Kodex. Es gibt da Verhaltensregeln.«

(»Wenn sie dich rauswerfen«, meldete sich Jack zu Wort, »dann kann ich uns mit dem Schreiben ernähren. Du brauchst also nicht in Panik zu geraten.«

»Was würde Mutter davon halten? Dieser Schock.«

»Quatsch. Sie ist hart im Nehmen. Gönn ihr doch das bißchen Aufsehen.«)

»Tony«, sagte ich vorsichtig. »Könnte es sein, daß Sie unbewußt versuchen, unsere Therapie zu sabotieren? Das Unterbewußtsein ist seltsam und geht oft eigene Wege. Manchmal versucht es, eine Neurose zu verteidigen – einen komplizierten Knoten im Gehirn – und das mit dem Mut einer

Katze, die ihre Jungen beschützt. Sie stellen sich gegen die Möglichkeit, daß wir die Quelle Ihres Problems finden und das Problem damit lösen. Manchmal ziehen die Leute es vor, krank zu sein – so wie Harriet Martineau, wenn Sie sich erinnern. Auch wenn Sie das selbst nicht glauben wollen. Wenn Sie irgendeinen weit hergeholten Grund finden, mir nicht zu vertrauen, dann haben Sie somit eine Ausrede, um eine Therapie abubrechen, die Ihnen offensichtlich gut tut. Ich sage, daß sie Ihnen gut tut, weil im anderen Fall Ihr Unterbewußtsein nicht in Panik geraten würde, oder? Es würde nicht versuchen, uns daran zu hindern, zur nächsten Stufe vorzustoßen, dort wo die Wahrheit liegt. Glauben Sie mir, so funktioniert der Verstand. Unterbewußt – ich werde jetzt offen sein – könnte es sein, daß Sie Angst davor haben, diesen Knoten zu zerschlagen, weil das ein sexuelles Problem sein könnte, das mit Ihrer sexuellen Beziehung zu Ihrer Frau zu tun hat.«

»Halt! Warum sollte ich keinen Sex mit Carol haben wollen?«

»Vielleicht, weil Sex Sie aus irgendeinem Grund beunruhigt.«

»Sind Sie jetzt auch noch Eheberater?«

»In Ihrem Fall sicherlich. Selbstverständlich. Ihre Frau wollte nicht zur Eheberatung, wissen Sie noch? Deswegen wurden Sie an mich verwiesen. Der Grund liegt in einem früheren Leben. Finde die Ursache für die Neurose und wir haben den Weg, wie wir sie heilen können. Ich erzähle Ihnen mal etwas, Tony. Ich sollte dies eigentlich nicht tun, weil es Ihre Reaktionen beeinflussen könnte. Aber da Sie mir einen so absurden Vorwurf gemacht haben – ja, es geht um Symbolismus. Ich weiß, daß eine Freudsche Therapie bei Ihnen schon einmal versagt hat – aber ein guter Freudianer könnte Ihnen sofort sagen, daß die Höhle eine Vagina

repräsentiert und der Wurm einen Penis. Wenn Sie keine Probleme mehr mit dem Wurm in der Höhle haben, dann sind Sie frei, befreit. Und dazu kommen wir, wenn wir herausfinden, wie dieses Problem sich in einem Ihrer früheren Leben aufgebaut hat.«

(»Bravo«, spottete Jack.)

Ich sah Tony erwartungsvoll an und ignorierte das Journal und das Exemplar von *Der Goblin* in seinen Händen.

»Sie müssen sich entscheiden«, fügte ich hinzu, »aber ich bin davon überzeugt, daß wir vor einem Durchbruch stehen. Das ist jetzt die letzte Hürde. Es wäre eine Schande, jetzt aufzugeben.«

Brenda meldete sich über die Sprechanlage. »Mr. Adams ist hier.«

»Ich habe jetzt einen anderen Patienten – Tony, denken Sie über die Sache nach, okay?«

»Nun...« Er drehte sich um.

»Vergessen Sie ihre Zeitung nicht.« Nur kein offensichtliches Interesse daran zeigen.

(»Hey«, sagte Jack. »Das ist Publicity. Ich will das lesen.«

»Ich bin stinksauer«, erwiderte ich. »Du rufst Sally an und machst ihr deshalb die Hölle heiß.«)

»Lesen Sie das Buch, wenn Ihnen danach ist, Tony. Aber wie ich schon sagte, im Augenblick würde ich deutlich davon abraten, Horrorgeschichten zu lesen.«

»Ja«, sagte er beim Gehen, wobei offen blieb, was dieses »ja« zu bedeuten hatte.

Da Terence Adams seine erste Sitzung bei mir hatte, mußte ich ihn zuerst ausfragen – was ziemlich langweilig war – bevor wir es mit Hypnose versuchten. Er hatte das Problem, daß er Alpträume über das Ertrinken hatte. In seinem früheren Leben

war er ein Seemann der Handelsmarine gewesen, dessen Boot von einem Torpedo getroffen wurde. Er war dabei unter Deck eingeschlossen worden. QED. Banal.

Als ich meinen letzten Patienten an diesem Nachmittag hinter mir hatte, ging ich durch Brendas Büro nach draußen, und sie sagte zu mir: »Wenn ich doch nicht nach Hause müßte, um mich umzuziehen! Statt dessen könnte ich die Zeit mit Ihrer Mutter verbringen. Wir könnten Karten spielen. Oder ich könnte ihr vorlesen!«

(»Mach, was du willst. Zieh doch sofort dauerhaft hier ein!«)

»Umziehen?« Ich hatte anderes im Kopf. Jack brauchte Kleingeld. Einen Haufen Kleingeld, um Sally aus einer Telefonzelle anzurufen. Natürlich mußte es eine Telefonzelle sein. Und die durfte auch nicht hier um die Ecke sein.

»Aber John, müssen Sie sich nicht umkleiden?«

(»Wie denn? Mit falschem Schnurrbart und Brille? Aber halt sie bloß nicht davon ab, für ein paar Stunden zu verschwinden!«)

Ich strich mit der Hand über meinen schlichten Anzug. »Ich dachte, das würde reichen.«

»Ich meinte etwas Legereres, Sie Dummkopf! Ein Spritzer Curry und so ein schöner Anzug ist hinüber.«

(»Jetzt ist es schon soweit, daß sie sich um deine Kleidung kümmert. Als nächstes zensiert sie das, was du liest!«)

»Oh ja, ich werde mich umziehen.« Dr. Jekyll würde sich in Mr. Jack Cannon verwandeln. »Aber zuerst mache ich noch einen Spaziergang, um mir ein wenig die Beine zu vertreten. Wir sehen uns hier um halb acht, einverstanden?«

Jack müßte Sally eigentlich noch im Büro erwischen. Auch wenn die Verlagsleute sich immer beschwerten, daß ihre Mittagspause gerade mal für den Laden um die Ecke reichte,



ist es unter Autoren ein offenes Geheimnis, daß Lektoren erst gegen vier wieder ins Büro kommen. Dafür müssen sie eben auch ein paar Stunden länger bleiben.

Jetzt war es nach fünf, also war die Telefonzentrale bei Mandarin nicht mehr besetzt. Aber Jack hatte Sallys Durchwahl, auch wenn er die vorher noch nie benutzt hatte. Die Telefonzelle, die er schließlich fand, stank nach Pisse und abgestandenem Essig. Nicht ganz Essig. Essigsäure. Koschere Pisse.

»Sally Butterworth.«

»Hier ist Jack Cannon.«

»Jack. Wie schön! Ich hatte gehofft, sie würden sich melden, wegen *Der Blick*. Sie wissen schon, die Überarbeitung. Damit wir den Vertrag verschicken können.«

»Naja. Ich muß mir *Gorgonenblick* noch einmal durchlesen. Dann werde ich sehen, was sich da machen läßt.«

»Das ist ein schrecklicher Titel. Sie müssen das wirklich ändern.«

»Der Grund, warum ich Sie anrufe, Sally, ist das Foto, das Sie in Birmingham von mir gemacht haben. Das war heute hier in der Lokalzeitung.«

»Ach wirklich? Das freut mich. Ich schätze, daß Anne in der Presseabteilung es zusammen mit den Rezensionsexemplaren von *Der Nagel* verschickt hat. Sie haben doch Ihre Belegexemplare erhalten?«

»Warum sollte irgend jemand ein neu aufgelegtes Taschenbuch besprechen?«

»Naja, offensichtlich passiert das doch, wenn es in Ihrer Lokalzeitung war.«

»Ich will nicht, daß mein Foto herumgeht, Sally. Geheimnisvoller Autor aus der Gegend: Wo wohnt er? Wer ist er? Als nächstes kommt dann das Journal und setzt £10 Belohnung für den ersten aus, der mich auf der Straße erkennt,

mich bis zu meinem Haus verfolgt und es ihnen dann mitteilt. Und dann kommt irgendein verdammter Reporter und geht mir auf den Wecker, so wie es diese ganze Tory-Bande mit Harriet Martineau gemacht hat.«

»Mit wem? Jack, geht es Ihnen gut?«

»Sie war eine Schriftstellerin im neunzehnten... ach, vergessen Sie's.«

»Ah, gehört die zu Ihrem neuen Buch? Das entspricht nicht so ganz Ihrem üblichen Schema.«

(»Du wirst Sie nicht verwenden«, versprach ich Jack.)

Jack lachte und steckte ein paar weitere Münzen in den Schlitz.

»Sie sind in einer Telefonzelle, habe ich recht, Jack? Geben Sie mir Ihre Nummer und ich rufe Sie zurück.«

»Bestimmt nicht!«

»Aber Sie leben doch nicht in der Telefonzelle, oder? Ah, ich verstehe. Sie haben einen Münzfernsprecher im Hause. Philippa und Paul, nicht?«

»Wer?«

»Ihre beiden Kinder.«

»Ach die. Hören Sie mir zu, ich will nicht, daß Fotos von mir überall kursieren. Ich will meine Ruhe.«

»Jack, ich glaube wirklich, Sie überschätzen den Effekt. Und außerdem – hätte das Journal diesen Bericht gebracht, wenn das Foto nicht dabei gewesen wäre? Darum hat Anne die Bilder ja mitgeschickt.«

Und was, wenn Tony jetzt beim Journal anrief und denen eine phantastische Geschichte erzählte? DAS DOPPELLEBEN EINES ORTSANSÄSSIGEN HYPNOTISEURS! ARZT UND HORRORSCHRIFTSTELLER. Geschrieben von unserem Top-Reporter, der Reinkarnation von Shanky Elwes.

Das aktuelle Journal und das Journal aus den 1840ern hatten nicht mehr viele Gemeinsamkeiten. Aber Presse war Presse.

»Sind Sie immer noch da?« fragte Sally.

»Oh. Entschuldigung. Ich muß Schluß machen. Ich muß noch zu einer Geburtstagsfeier.«

»Philippa? Oder Paul?«

Zum Glück begann das Telefon zu piepsen, weil die Münzen ausgingen. Jack hängte einfach auf.

Ich hatte mir eine Freizeithose und ein Tweed-Jackett angezogen. Brenda trug ein langes grünes Cocktailkleid mit Spitzenbesatz an den Ärmeln und einem Polokragen aus weißer Spitze mit einer Kamee am Hals. Nach meinem Geschmack gehörte das alles ins neunzehnte Jahrhundert, es fehlte nur noch das Häubchen. Heutzutage versuchten Frauen nicht mehr, sich offenherzig oder provokativ zu zeigen. AIDS...

Während wir uns so gegenübermaßen und uns über unsere Curryvulkane hermachten – Abhänge aus Basmatireis und ein geschmolzener Krater aus Riesengarnelen in Lava –, Weißwein tranken und der Sitarmusik lauschten, sagte sie zu mir: »Ich frage mich, welche Leben ich wohl schon durchlebt habe? Wo habe ich gewohnt? Wer war ich? Mit wem war ich verheiratet? War ich überhaupt verheiratet? Hatte ich Kinder?«

»Sie könnten genausogut ein Mann gewesen sein«, sagte ich, was vielleicht nicht sehr taktvoll war.

Sie lächelte nur: »Auch Männer heiraten, wissen Sie?«

»Ach.« Ich widmete mich wieder meinem Essen.

»Ich möchte schon gern wissen, wer ich gewesen bin. Wenn wir uns besser kennenlernen – dann können wir das doch rausfinden, oder?«

»Therapeuten psychoanalysieren ihre Verlobten für gewöhnlich nicht, bevor sie sie heiraten«, antwortete ich, was nun wirklich nicht sehr klug war. Sie strahlte mich zärtlich an.

»Und ihre Sekretärinnen auch nicht«, fügte ich noch schnell hinzu. Ich schwitzte, aber das kam vom Curry.

Sie hob ihr Glas. »Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, Jack.«

»Prost.«

»Auf der Arbeit werde ich dich weiter Dr. Cunningham nennen. Aber ich würde schon gern wissen, wer ich gewesen bin. Natürlich könntest du...« Sie kicherte: »... du könntest mich ja nicht einfach bitten, mich auf deine Couch zu legen. Nicht wenn wir beide allein sind. Vielleicht sollte deine Mutter dabei sein. Du könntest mich in ihrem Zimmer hypnotisieren.«

Ich hatte eine alberne momentane Vision von mir als Mr. Spencer Hall und meiner Mutter als der bettlägerigen Harriet. Brenda Jarvis war dann Jane. Ich mußte laut auflachen. Das freute Brenda – bis mein Lachen anhielt, länger als ein Lachen üblicherweise dauern durfte. Der ganze Tag war eine alberne Komödie gewesen. Eine Komödie der Irrungen.

Wenn Tony doch einfach beschlossen hätte, nie wieder zu einer Sitzung zu kommen. Oder wenn er mich beim Journal angeschwärzt hätte! Dann würden sich meine Gedanken wenigstens nicht um einen Wurm und eine Höhle drehen – ohne daß ich da im geringsten weiterkam.

Später dachte ich an diesen Abend im Stern von Bengalen zurück und wünschte, ich könnte je wieder lachen.

»Es freut mich, daß Sie heute gekommen sind, Tony.«

»Naja, ich habe über das nachgedacht, was Sie mir gesagt haben, und dann hab ich mich gefragt, ob ich den Verstand verliere. Ich habe mich sogar gefragt, ob der Wurm versucht, mich gegen Sie aufzubringen, damit er mich ganz für sich haben kann.«

»Haben Sie das mit Carol besprochen?«

»Meinen Sie das mit den Würmern und den Löchern – oder meine Verdächtigungen?«

»Beides«, sagte ich leichthin. »Ich vermute mal, daß es sie interessiert, was hier vorgeht?«

»Sie meint«, und dabei wurde seine Stimme schneidend, »wie schön es doch für mich ist, wenn ich mich in andere Leben flüchten kann, wo ich in den Zirkus gehe und mich in andere Mädchen verliebe und Monster jage, während sie nur ein Leben hat. Am Anfang hat sie mich in der Therapie ja unterstützt, damit wir unser Problem in den Griff bekommen. Aber jetzt hat sie genug davon. Ich, na ja, ich habe ihr nicht alles von Ted erzählt. Ich will nicht, daß sie mich wirklich für eine Schwuchtel hält. Oder für bisexuell. Ich meine, dann könnte ich ja ein AIDS-Risiko sein, oder sie könnte mich dafür halten, und dann wäre sie plötzlich starr wie ein Eisblock.«

Ich nickte: »Auch wenn Sie sich natürlich nicht in einem früheren Leben mit AIDS angesteckt haben können.«

»Ich bin ja nicht dämlich. In den 50ern gab es kein AIDS.«

Tony hatte meine Frage zwar nicht wirklich beantwortet, aber es sah nicht so aus, als müßte ich in der nächsten Zeit Offenbarungen über mich in der Zeitung lesen. »Okay. Dann

lassen Sie uns zurückgehen zu einem Leben, bevor Sie Harry Bell waren...«

»Wer sind Sie jetzt?« fragte ich.

»Robert de Neville – der Sohn von Sir Ranulph. Wer sollte ich sonst ein? Ich bin der Erbe derer von Raby, von Keverstone, Brancepeth und Middleham!«

»Welches Jahr schreiben wir, Robert?«

»Das siebte Jahr der Herrschaft von König Edward, dem zweiten seines Namens.«

Edward II. Der Titelheld in dem Stück von Christopher Marlowe, das Gavin Ted gezeigt hatte, um ihn für die Päderastie zu erwärmen.

Würde »Robert« das Jahr nach unserer Zeitrechnung kennen?

»Wieviele Jahre sind seit der Geburt Christi vergangen?«

»Ja, wie viele? Ein Jahrtausend, und drei Jahrhunderte, und noch ein paar Jahre mehr.« Sein Dialekt als Robert war deutlich nordenglisch, aber nicht direkt der von Tyneside. Glücklicherweise sprach er nicht dieses Pseudo-Altenglisch. Tony hatte einen weiten Sprung in die Vergangenheit gemacht, aber er würde einen guten Grund dafür haben, also war ich zufrieden. Wir näherten uns langsam dem Fundament, vielleicht sogar der Erzader. Hoffentlich...

»Pause! Bleiben Sie einfach liegen und ruhen Sie sich aus. Ich bin in ein paar Minuten wieder da!«

Ich verließ den Raum und ging mit einem kurzen Nicken zu Brenda in mein Arbeitszimmer hinauf, um in der Britannica nachzuschlagen. Edward II wurde 1307 gekrönt, das fragliche Jahr war also 1314. Ich eilte zu Tony zurück und nahm eine Karte der britischen Inseln mit.

Raby lag, wie ich mich auch vage erinnert hatte, unten im County Durham, ca. 50 Kilometer südlich von Newcastle.

»Erzähl mir von deinem Leben, Robert. Geh dabei zurück zum – zum fünften Jahr von Edwards Herrschaft. Vom zweiten Edward natürlich...«

»Oh, ich war so krank. Matt, schwach, träge. Ich lag tagelang nur im Bett. Mein Blut war dünn, meine Temperamente wechselhaft. Alles schmerzte mich. Ich wurde von Schwindeln geplagt. An einem Tag war ich gallig, am nächsten fieberte ich.

Ein Medikus war von den Mönchen von Staindrop geholt worden, aber meine Krankheit ließ ihn ratlos. Selbst der Heilkundige, den Lord Balliol vom Schloß Barnard herüberschickte, wußte nicht weiter. Ich war so gesund und stark gewesen. Und jetzt war ich nur noch ein kümmerlicher Schwächling, der von Woche zu Woche an Kraft verlor. Mein Vater sah den Tod schon unaufhaltsam auf mich zukommen...«

Er redete und redete, man brauchte ihm kaum ein Stichwort zu geben.

Von seinem achten bis zum vierzehnten Lebensjahr hatte Robert de Neville bei einem der benachbarten Lords als Page gedient, wie es so üblich war. Sein Vater hatte den Jungen vom Schloß Raby nach Schloß Barnard geschickt, das gerade mal einen halbe Reitstunde entfernt war.

Sie Ranulph war ein enger Freund des Lords von Barnard, John de Balliol. Edward Longshanks hatte John zum König von Schottland ernannt, hatte ihn später aber wegen Ungehorsams wieder abgesetzt. Edward I hatte sich doch eher für einen Militärgouverneur und eine Besatzungsmacht in dem rebellischen Land entschieden. John war jetzt aus seinem »Ruhestand« in der Normandie zurückgekehrt, um seine letzten Jahre auf Schloß Barnard zu verbringen und seinen

Sohn Edward zu erziehen, den er nicht so genannt hatte, um seinem König zu schmeicheln.

Longshanks Sohn, den zweiten Edward, langweilten die Intrigen und die Wirrnisse der schottischen Politik. Der neue Edward zog das Vergnügen und die Festivitäten und die kleinen Jungs vor, und wurde darin von seinem homosexuellen Geliebten Piers Gaveston noch bestärkt. Und so versäumte der König es, die frisch rekrutierte Armee von Robert Bruce zu zerschlagen, die jetzt allerorten die Grenzen terrorisierte und ein freies Schottland forderte. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis es zu blutigen Schlachten kam.

Edward Longshanks hatte angeordnet, seine Knochen nicht der Erde zu übergeben, solange die Schotten nicht besiegt waren. Aber sein Sohn ließ die Leiche schnell in der Westminster-Abtei verscharren, unter einem großen Steinblock, auf dem »Der Hammer der Schotten« eingemeißelt war. Die empörten Berater des Königs verlangten nun, daß der Hammer endlich wieder benutzt wurde.

Weil Balliol von der Krone so schändlich behandelt worden war, verweigerte sich sein Freund Ranulph starrsinnig dem angeblichen Recht des Lordbischofs von Durham, des hochfahrenden Antony Bek, alle Edelleute aus der Gegend unverzüglich unter dem Banner Sankt Cuthberts gegen die Schotten zu entsenden. Ranulph bestand darauf, daß Bek nur dann ein Recht habe, die Männer zu den Waffen zu rufen, wenn das Land des Bistums selbst angegriffen würde.

»Mein Vater lag mit der Diözese von Durham auch über das Lehen in Streit, durch das er Schloß Raby und die umliegenden acht Städte hielt. Der Pachtzins bestand in einer symbolischen Summe von vier Pfund pro Jahr – und einem toten Hirsch, der dem Prior von Durham jeweils am Tag Sankt Cuthberts zu übergeben war. Die vier Pfund waren kein Problem. Ein toter Hirsch? Auch das kein Problem. Aber mein Vater bestand



dann auch rechtmäßigerweise darauf, daß im Gegenzug sein Gefolge bewirtet werden mußte. Und daß das Gesinde des Priors an diesem Abend nicht zugegen sein sollte. Unsere eigenen Leute aus Raby sollten auf dem Bankett bedienen. Das verminderte die Gefahr, vergiftet zu werden, wie man sich vorstellen kann.

Der halsstarrige Prior vertrat aber den Standpunkt, daß nur derjenige, der tatsächlich den Hirsch in seine Halle trug, ein Anrecht auf Bewirtung hatte – und auch dann nur auf ein frugales Frühstück. Es gehörte nicht zu seiner Pflicht, meinen Vater zu bewirten. Das würde er freiwillig tun, oder gar nicht. Und er sah gar keinen Grund, warum er das tun sollte, angesichts der rüden und herablassenden Manier, mit der mein Vater nach Beks Meinung ihn, den Lord-Bischof, behandelte.

Dieser Streit um den Hirsch schwelte jetzt schon seit mehreren Jahren. Und das würde er zweifellos auch weiterhin, wenn ich einmal den Titel trug! Ich hatte nicht die Absicht, mir von Bek oder seinen Priestern irgend etwas vorschreiben zu lassen...«

In diesen sechs Jahren auf Schloß Balliol hatte Jung-Robert den alten John bedient und ihn auf seinen Spaziergängen begleitet, ihm die Kleider in Ordnung gehalten und ihm beim Anziehen geholfen. Und bei den wenigen Anlässen, wenn Balliol einmal ein Bad nahm, hatte er ihm auch den Rücken geschrubbt.

Die Mauern des Schlosses erhoben sich hoch über die Klippen, die 25 Meter über die Tees aufragten, die durch die tiefe Schlucht aus Kalkstein und Marmor floß. Der Ausblick über das Land auf allen Seiten war grandios und wurde nur durch die Türme des Schlosses selbst eingeschränkt – den großen runden Turm. Und Brackenburys Turm, unter dem die

Kerker lagen, in die man Essensreste oder auch Gefangene von der Spitze des Gebäudes herunterließ oder hinabstürzte.

Im Gegenzug zu seinen Pflichten als Page wurde Robert von Meistern darin unterrichtet, wie man ritt, kämpfte und die Falknerei betrieb. Und auch seine gesellschaftliche Schulung wurde nicht vernachlässigt; er lernte, die Laute und die Viola zu spielen, zu singen und zu tanzen. Gerade in letzterem tat er sich besonders hervor. Balliols Kaplan unterrichtete ihn in der heiligen Schrift und brachte ihm inter alia Latein bei. Die Balliols legten sehr viel Wert auf Erziehung. Einige Jahre zuvor hatten der Vater von John de Balliol und seine Mutter Devorguilla eine Akademie in Oxford gegründet.

Robert kam nach Raby zurück mit allen Fähigkeiten, die man als Edelmann brauchte. Er war jetzt vierzehn und setzte sein Kampftraining um so härter fort. Er lernte den Umgang mit dem Schwert, mit Axt, Lanze, Dolch und Morgenstern. Er übte sich im Turnierfechten. Er prägte sich alle die Spitzen, Schattierungen, Ausbuchtungen und Gradationen der Heraldik ein, damit er Freund oder Feind in eiserner Rüstung unterscheiden konnte. Er liebte die dekorativen Aspekte der Heraldik.

Er half dem Kastellan bei den wirtschaftlichen Angelegenheiten des Schlosses, die er eines Tages leiten würde. Er bewahrte die Schlüssel, die ihm einst gehören würden. Er führte die Bilanzen. Er verführte Küchenmädchen und Bauerntöchter und vergoß seinen Samen in weiche flauschige Nester. Mit fünfzehn wurde er mit der kleinen, schmalgesichtigen, goldlockigen Isabel vermählt, der Tochter von Lord Percy. Dies war eine Doppelhochzeit, denn am gleichen Tag wurde sein drei Jahre jüngerer Bruder Ralph mit der elfjährigen Alice, der Tochter von Lord Audley verheiratet, obwohl Ralph und Alice die Ehe erst vollziehen würden, wenn sie vierzehn Jahre alt waren.

Robert verkörperte all das, was einen angehenden Ritter ausmachte. Er war kraftvoll, stark und lebenshungrig. Er war ehrenhaft – er unterstützte die Mädchen aus den Dörfern finanziell, wenn sie lebende Andenken an ihre Defloration durch ihn mitbekommen hatten. Er war höflich und galant und in seinem Gehabe äußerst stutzerhaft. Er bevorzugte lange, spitz zulaufende rote Lederschuhe, bei denen man die Spitzen an den Unterschenkeln festschnüren mußte, damit man nicht darüber stolperte, zog geschlitzte bunte Tuniken mit weiten, tief herabhängenden Ärmeln an, trug Gürtel mit unzähligen Spielereien, Samtmäntel mit Hermelinbesatz, aufgeblasene Hüte und irrwitzige Fellmützen. Oft erschien er in einem sehr kurzen Gewand, das deutlich seine in enge Hosen gekleideten Hinterbacken und sein Gehänge herausstellte.

Und immer, wenn er sich in Rüstung und Panzer kleidete, Kettenhemd, Beinschienen, Harnisch, die plattenbesetzten Handschuhe und den schweren, stickigen Helm mit dem eisernen Visier überstreifte, und über allem sein heraldisches Übergewand, daß ihn identifizierte, und wenn er dann gegen eine Bande von Robert Bruces Schotten ritt, die einen Überfall gewagt hatten, dann focht er wie eine jugendliche Ausgabe von Herkules, wild und ungestüm.

Und dann, mit siebzehn Jahren, überfiel ihn plötzlich diese geheimnisvolle Krankheit, die ihn langsam dahinsiechen ließ...

»Das eigene Idealbild mit AIDS geschlagen?« kritzelte ich.  
»Projektion?«

Ich strich das als irrelevant wieder durch. »Robert« war eine idealisierte Form von Gesundheit und Manneskraft. Und nicht zuletzt auch in heterosexueller Hinsicht. Es gab keinerlei Andeutungen, daß er vom alten Balliol als dessen Page im Bad

penetriert worden sein könnte, ein Ereignis, das auf einen sexuellen Übergriff durch Tonys Vater oder einen Onkel hindeuten könnte. Nein, der einzige Verweis auf Homosexualität war der auf König Edward, der weit weg war und der auch als historische Figur homosexuell gewesen war.

Der aufwühlende, tragische, dramatische Titel von Marlowes Stück über Edward ließ irgend etwas in Tony klingeln, obwohl er versicherte, daß er das Stück nie in der Schule behandelt hatte, und auf jeden Fall auch nicht daraus zitieren konnte. Aber warum sagte es ihm dann überhaupt etwas? Das Stück mußte an seiner Schule auf dem Lehrplan gestanden haben. Vielleicht hatte ein Schüler aus einer anderen Klasse grinsend die anstößigen Stellen des Stücks in Tonys Gegenwart vorgelesen oder den Text in der Gegend herumgezeigt. Das Unterbewußtsein hat ein photographisches und ein diktaphonisches Gedächtnis.

Eine von Tonys eigenen Leitfiguren könnte mit dem Stück angegeben haben, als sie beide Jugendliche waren. Ein älterer Junge könnte das getan haben, und vielleicht hatte Tony sich dadurch bedroht gefühlt. Es gab eine ganze Menge Möglichkeiten. Aber auch wenn ich vorher schon mit dem Gedanken gespielt hatte, Tonys traumatisches Erlebnis könne sich in der Schule ereignet haben, so wäre er da schon alt genug gewesen. Er hätte es nicht so komplett vergessen dürfen, wenn er nicht an selektiver Amnesie litt.

Und doch – was wäre, wenn Tony nicht Gavin war – sondern Ted? Könnte Gavin für jemand anderen stehen? Hatte dieser andere Tony vielleicht in seinem psychischen Käfig eingesperrt?

Eigentlich bezweifelte ich das. Ich setzte eher darauf, daß das Ereignis viel früher stattgefunden hatte, vor der Schulzeit. Meine ganze Hoffnung auf eine erfolgreiche Diagnose bestand darin, daß wir die Quelle und den Ausgang von Robert de

Nevilles entmannender Krankheit aufspürten. Im Kreis Durham im vierzehnten Jahrhundert war es zumindest unwahrscheinlich, daß da noch ein Mesmerist auftauchen würde, der einen Spiegel in einem Spiegel aufrichten könnte!

Ich lag da also in meinem traurigen, schwachen, nichtsnutzigen Zustand, als mein Vater wichtige Nachrichten erhielt. Unser Feind, Bischof Bek, hatte einen Philosophen zu sich in seinen Palast nach Durham eingeladen, einen berühmten Mann, der in allen Christenlanden bekannt war. Dieser Philosoph war schon von London her auf dem Weg.

Mein Vater beschloß, den Mann abzufangen, ihn nach Raby zu verschleppen und ihn in einem der Türme gefangenzuhalten. Damit konnte er dem Bischof eins auswaschen und vielleicht sogar eine bessere Position in dem Disput über den Hirsch und das Bankett erstreiten. Aber mein Vater wollte diesen Mann auch aus einem anderen Grund – einem wichtigeren Grund! Der Mann war ein bekannter Alchimist. Er konnte niedere Metalle in Gold verwandeln. Der Informant meines Vaters verriet, daß der Mann seine Kunst nicht benutzen wollte, um sich selbst zu bereichern. Er transformierte nur Gold für diejenigen, die bereit waren, im Dienste des Kreuzes in den Krieg zu ziehen, um den wahren Glauben zu verbreiten. Natürlich war auch allgemein bekannt, daß das Verfahren, mit dem man Gold gewinnen konnte, schwierig und kompliziert war, und daß es viel Zeit und Ausrüstung erforderte. Wenn der Mann sich also nicht sein eigenes Gold machen wollte, weil das ein Prinzip von ihm war, oder weil er einen heiligen Eid geschworen hatte, dann brauchte er einen Mäzen, der das finanzierte.

Mein Vater sah sofort, was Bek vorhatte, und sein Spion bestätigte das auch. Der Bischof hatte erklärt, daß nach dem

endgültigen Sieg über Schottland die Barone aus Nordengland es sich endlich leisten konnten, an einem Kreuzzug teilzunehmen. Im Augenblick war es uns einfach nicht zuzumuten, unsere Heimat mit einem Feind direkt im Rücken im Stich zu lassen. Ein Quantum Alchimistengold würde bei der Unterwerfung der Schotten Wunder wirken.

Und was auch zu bedenken war: Wenn erst einmal die nationalistischen Hoffnungen der Schotten völlig zerschlagen waren, würden vielleicht auch diese aufrührerischen schottischen Adligen nur zu bereit sein, sich einem Kreuzzug anzuschließen. Schließlich waren sie – trotz allem – loyale Söhne der Kirche. Und das würde ihre gewalttätigen Energien in sinnvolle Bahnen lenken. Diese Unterwerfung wäre ihrem Seelenheil nur förderlich. Zuerst mußte Robert Bruce geschlagen werden – und das kostete Geld – dann konnte man sich gemeinsam den Sarazenen zuwenden.

Mein Vater, der sich von Bek nicht vorschreiben ließ, gen Schottland zu ziehen, hatte auch kein Interesse daran, daß Bek seine Kassen mit Alchimistengold füllte. Andererseits wäre ein Goldregen der Neville Familie sehr gut zupass kommen – wenn man diesen Alchimisten dazu bringen konnte, zu kooperieren. Kerkerhaft von unabsehbarer Dauer war ein gutes Argument.

Und so ritten mein Vater und Ralph mit ein paar Mann los und fingen Raymond Lully ab, bevor der den Schutz des Bischofs erreichen konnte. Das war der Name des Philosophen: Raymond Lully.

»Na Jack, was haben wir bisher über Raymond Lully herausgefunden?«

»Genug, um sicher zu sein, daß Lully kein Alchimist war – und daß er 1312 nicht den Norden Englands bereist haben kann.«

Ramon Llull wurde wahrscheinlich 1233 auf der Insel Mallorca geboren. Es war ein Paradies! Blauer Himmel und blaues Meer, verschneite Berggipfel, Olivenhaine in Silber und Stahlgrau. Der Geruch von Orangenblüten, der Anblick zerstäubender Mandelblütenschauer...

Mallorca war vor kurzem durch Jakob den Eroberer von den Sarazenen befreit worden. Jakob war ein wahrer Kämpfer und Frauenheld, über zwei Meter groß, mit einen wilden blonden Mähne und strahlend blauen Augen. Ramon wurde sein Knappe, als er vierzehn war – und er blühte an dem mondänen Hof von König Jakob so richtig auf. Er stolzierte herum wie ein Pfau, verfiel der höfischen – und der ach so irdischen – Liebe, und war ein Dichter und Sänger der Tradition der Troubadoure.

Ramon war nicht nur der Knappe des Eroberers, er war auch der offizielle Begleiter dessen beider Söhne, Peter und Jakob. Der zehn Jahre alte Peter war ein aggressiver Wüterich, der seinem Bruder Jakob großen Kummer bereitete, als sein Vater starb und das Königreich aufgeteilt wurde – wobei der größte Teil des Festlandes an Peter und die Insel an Jakob ging. Peter sollte bald die Unterwerfung verlangen und sich den Teil

seines Bruders einverleiben, aber soweit war es noch nicht... Der vier Jahre alte Jakob war ein ruhiger, freundlicher Junge, und als er heranwuchs, wurden er und Ramon, der jetzt sein Lehrer war, enge Freunde. Der zukünftige König Jakob von Mallorca ernannte Ramon zu seinem Kastellan und Haushofmeister. Ramon reiste viel in diplomatischen Angelegenheiten des Königs, und gelangte so nach Katalanien und Aragon, Kastilien und Frankreich.

Mit Anfang zwanzig heiratete Ramon Bianca Picany, aber seine wilden Frauengeschichten waren damit keinesfalls beendet. Man erzählte sich, daß Ramon, in Lust entbrannt zu einer Dame namens Ambrosia de Castello, bei ihrer Verfolgung mit seinem Pferd bis in eine Kirche geritten sei, nur um ihr ein Madrigal, das er zu Ehren ihrer Schönheit komponiert hatte, zu Füßen zu legen. Das gab einen mittelpträchtigen Skandal. Ramon schrieb immerzu deftige Liebesgedichte an die Dame, und seine Absichten waren alles andere als höfischer Natur. Schließlich, mit ihrer Weisheit am Ende, lud ihn Ambrosia heimlich in ihr Schlafgemach.

In einer düstren Nacht  
und all seinen Gefühlen zu liebender Leidenschaft erhitzt.

Ramon drang wild vor Begierde bei ihr ein. Ambrosia entkleidete sich kaltlächelnd vor ihm und entblößte dabei ihre vom Krebs zerfressene Brust. Das war ein schrecklicher Schock für Ramon, und Ambrosia bedeutete ihm, daß es vielleicht besser für ihn sei, wenn er sein ewiges Heil an der Brust von Jesus suche.

Das ist eine der Legenden über die Wandlung Ramons vom Saulus zum Paulus. Einer anderen Version zufolge saß er in seinem Gemach und komponierte eines seiner freizügigen Liebeslieder, als er aufblickte – und in einer Vision Christus



gekreuzigt an der Wand sah. Fünf Mal in den nächsten Tagen versuchte er, dieses Lied zu beenden. Und jedesmal kamen ihm das Blut und die Nägel und die Dornenkrone dazwischen, bis er schließlich die Botschaft begriff.

Er verzichtete auf sein Amt als Kastellan. Er übertrug Bianca und seinen Kindern Dominic und Magdalena genügend Geld, verkaufte alles andere und verschenkte den Erlös an die Armen. Dann ging er auf Pilgerfahrt, um mit sich ins Reine zu kommen. Als er in Sackleinen nach Mallorca zurückkam, war man allgemein der Meinung, er habe den Verstand verloren. Aber im Gegenteil! Er kletterte den steinigen Berg Randa hinauf, ließ sich in einer Höhle nieder und widmete sich einer großen Aufgabe.

»Und das ist jetzt die Höhle vom klimpernden Mallorkaner, könnte man sagen?«

»Oh, du gehst in die richtige Richtung, John. Gar nicht schlecht. Weiter so.«

Ramon legte einen Schwur ab, der aus drei Teilen bestand.

Zum einen: Er würde sein Bestes geben, um das Martyrium als Missionar zu erleiden. Und man kann ihm wirklich nicht vorwerfen, daß er sich keine Mühe dabei gab. Es gelang ihm häufig, sich verprügeln zu lassen, im Gefängnis zu landen oder von erzürnten Moslems gesteinigt zu werden. Er wurde unter Androhung der Todesstrafe aus Nordafrika verbannt, erlitt Schiffbruch und wurde der hochnotpeinlichen Befragung der Inquisition unterworfen. Und trotzdem erreichte er ein sehr ehrbares Alter und starb zu Hause in seinem Bett.

Zweitens: Er würde dafür einstehen, daß Schulen für die orientalischen Sprachen eingerichtet wurden, damit die

Missionare aus allen Christenlanden die Möglichkeit hatten, Moslems und Juden und Heiden in deren eigener Sprache zu bekehren. In Mallorca gab es immer noch eine kleine Gemeinde von Moslems, und so ließ sich Ramon von einem sarazenischen Sklaven in Arabisch unterrichten. Er lernte die Sprache perfekt. Schließlich versuchte der Sklave, ihn zu erstechen. Der Sklave hatte sich ungehörig über Christus geäußert, Ramon hatte ihn verprügelt, der Mann hatte sich gewehrt und wurde dafür ins Gefängnis geworfen. Ramon entschloß sich, dem Mann zu vergeben, aber da der Sarazene seine Zweifel an der christlichen Nächstenliebe hatte, hatte er sich bereits in seiner Zelle erhängt.

Drittens: Ramon wollte das endgültige Buch schreiben, das die Wahrheit des Christentums logisch zum Nutzen der Juden, Moslems und anderer zivilisierter Heiden darlegte. Kreuzzüge mit militärischen Mitteln hatten zu nichts als Blutvergießen und Chaos geführt. Sollte der Verstand auch einmal zu seinem Recht kommen!

»Wart mal, Jack! War das nicht auch das, was Harriet Martineau ursprünglich vorhatte? Die Juden und die Moslems mit Hilfe der Logik bekehren?«

»Ja. Aber Harriet überwand diese Phase. Ramon tat das nicht.«

Ramon studierte nicht nur ausgiebig Arabisch, sondern auch Latein – ein Gebiet, das der schillernde Höfling und Liebhaber vernachlässigt hatte. Freunde rieten ihm, nicht an die große scholastische Universität von Paris zu gehen, wo seine Fähigkeiten in der lateinischen Sprache vielleicht nicht ausgereicht hätten.

Bei seinem einzigartigen Ego-Trip in der Höhle des Berges Randa kam schließlich die gewaltige *Zusammenfassende Kunst der Wahrheitsfindung* heraus. In diesem enzyklopädischen Werk legte Ramon die Möglichkeiten dar, mit denen man das ganze Universum analytisch auf die Attribute des christlichen Gottes zurückführen konnte.

Er konstruierte konzentrische Kreise aus Gegenständlichkeiten (die Engel, die Himmel, das Negative...), und Qualitäten (Dauer, Tugend, Größe) und Fähigkeiten (Wahrnehmung, Begreifen...) und Fragen (Wie groß? Wann? Wo?...). Diese Kreise ließen sich gegeneinander verdrehen und ergaben so alle möglichen Permutationen. Um diese Operationen zu ermöglichen, erfand Ramon auch seine eigene symbolische Buchstabenlogik. Und so nahm er um einige Jahrhunderte den leibnizschen Traum einer universellen Algebra vorweg, und schuf so, ohne es zu wissen, den ersten Vorläufer eines Computerprogramms.

»He, Jack. Hat Harriet nicht auch versucht, die Bibel in logischen Termini darzustellen?«

»Stimmt. Und sie war mit Herrn Babbage befreundet, der den ersten primitiven Computer, die analytische Maschine, gebaut hat. Denkst du, Harriet sei eine Reinkarnation von Ramon? All diese Reisen, die die beiden unternommen haben – und all diese praxisbezogenen, populärwissenschaftlichen Traktate, die sie beide veröffentlicht haben! Jede Form des menschlichen Lebens und des menschlichen Geistes: Ramon hat sie alle auf göttliche, und Harriet hat sie alle auf volkswirtschaftliche Prinzipien zurückgeführt. Beide haben sich sogar an Romanen versucht! Ramon schrieb 1284 die erste utopische Romance, *Blanquerna*. Kommt ein Haufen magischer, allegorischer Wälder drin vor. Er ist der Urvater

von all diesem Science-Fantasy-Zeug. Vielleicht war Harriet wirklich Ramon, reinkarniert.«

»Ich glaube nicht an frühere Leben.«

»Warum nicht? Es gibt massenhaft Parallelen! Das sind Entsprechungen, John.«

»Wenn man es nur lange genug versucht, dann kann man alles mit allem verknüpfen.«

»Genau das ist Ramon gelungen. Er hat den Schlüssel zu allem gefunden. Die *Zusammenfassende Kunst*. Er konnte seine Methode auf alles anwenden – und das tat er auch! Mathematik, Geometrie, Astrologie, Astrologie! Kurz, alles auf dem Gebiet der Pflanzen, Tiere, Mineralien...« Jack sang zu einer Melodie aus *Prinzessin Ida*.

»Laß Gilbert und Sullivan aus dem Spiel.«

»Und Ju-ra und Rhe-torik und Me-dizin und Al-chemie.«

»Alchimie? Unwahrscheinlich.«

Im Idealfall hätte man eine handbetriebene Maschine bauen können, wenn man die *Zusammenfassenden Künste* als Vorlage benutzt hätte. Die mittelalterliche Technik ließ da eine Gelegenheit ungenutzt verstreichen. Andernfalls hätte es klerikale Computer – mit Rädern in Rädern – schon zu Beginn der Renaissance gegeben.

Aber wenn es auch keine mechanischen Lull-Räder gab, so schrieb Ramon eben Buch um Buch. Und er reiste noch mehr als zuvor. Er hielt seine Vorträge und Predigten fast überall. Es ist sicher, daß er in Italien, der Türkei und Palästina gewesen ist. Wahrscheinlich war er in Ägypten und Äthiopien. Unter Umständen auch in Griechenland, Deutschland, Rußland und England. Ein mittelalterlicher Globetrotter.

»Ja, England. Aber das müßte vor 1299 gewesen sein. Danach ist sein Terminkalender völlig ausgefüllt.«

Sein Freund, König Jakob, gründete seinetwegen eine Universität für orientalische Sprachen in Miramar auf Mallorca. Und wenn man einen Araber auf arabisch anredet, dann redet man einen Mallorcaner eben auf katalanisch an, und so schrieb Ramon neben Latein und Arabisch auch Katalanisch und wurde damit zum Begründer der katalanischen Literatur.

Leider ging es mit der Universität von Miramar nach den Zwistigkeiten zwischen Jakob und seinem Bruder bergab.

Spulen wir jetzt einmal vor bis 1310. Da war Ramon siebenundsiebzig Jahre alt – dünn und ausgemergelt, mit einem langen grauen Bart und langen weißen Haaren. Aber er lehrte weiter seine *Kunst* an der Universität von Paris und seine Produktion der Schriften war ungemindert. Wie immer warb er für seine Schulen orientalischer Sprachen. Und weil er vielleicht fühlte, daß seine Zeit sich dem Ende zuneigte, rief er jetzt – im Gegensatz zu seinen früheren Lehren – zu einem Kreuzzug auf – trotz der Tatsache, daß er persönlich sehr gut mit Moslems und Juden auskam und sogar freundschaftlich mit ihnen verkehrte.

Dieser neue Kreuzzug sollte zu Wasser ausgefochten werden, nicht an Land. Der Grund dafür war simpel: Die Christen hatten mehr Galeeren als die Sarazenen. Und so entwickelten sich dann die Ereignisse – bis zu einem gewissen Punkt. Der König von England wollte ebenfalls einen Kreuzzug, und so wurde ein seegestützter Feldzug gestartet, bei dem es 1310 gelang, die Insel Rhodos einzunehmen. Damit fand die Aktion dann auch schon wieder ihr – profitables – Ende.

Um seine eigenen Ziele durchzusetzen, bat Ramon den König von Frankreich, Philip den Schönen, um einen Empfehlungsbrief und erhielt ihn auch. »Notum facimus quod nos audito Magistro Raymundo Lullio, exhibito praesenti, ipsum est virum bonum, justem et Catholicum reputamus.«

»Sei es hiermit allen Anwesenden kundgetan, daß wir Meister Ramon Llull für einen wirklich guten und katholischen Kerl halten.«

Das war der gleiche Philip der Schöne, der kurz vorher die Güter der Templer konfisziert hatte, und der gerade alle gefangenen Mitglieder des Ordens hochnotpeinlichen Verhören bis zum Tode oder zum Wahnsinn unterzog, um aus ihnen Geständnisse herauszupressen, die eben diese Beschlagnahme rechtfertigten. Dieser Prozeß fand seinen Höhepunkt im März des Jahres 1314 auf dem Platz vor Notre Dame de Paris im Angesicht einer gewaltigen Menschenmenge. Da führte man den Großmeister Jacques de Molay – den Patenonkel des Königs eigener Tochter – nach Jahren der Folter vor, abzüglich der Fingernägel und ähnlichem, damit er sich in aller Öffentlichkeit der Sodomie und der Katzenanbetung und gotteslästerlicher Handlungen mit dem Kreuz für schuldig bekannte, woraufhin er dann zu lebenslänglicher Haft verurteilt werden sollte. Unerwarteterweise erklärte der gebrochene de Molnay jedoch alle Templer für unschuldig, woraufhin der erzürnte Philip anordnete, ihn auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen.

Philip wurde wegen seiner blonden Locken »der Schöne« genannt. Zweifellos hatten die am nächsten Tag einige rußige Stellen.

Mit der königlichen Empfehlung bewaffnet, folgte Ramon König Philip zum Konzil von Wien. Das war einberufen worden, um die Templer auch international zu ächten und deren europäische Güter unter sich aufzuteilen. In Wien sprach Ramon zu dem Konzil und zum Papst, der den Vorsitz führte, und bat sie, Konstantinopel und Ceuta einzunehmen und sie als Vorposten des Glaubens auszubauen – und er bat sie, einen vereinten militärischen Arm der Kirche zu schaffen, um damit diese abtrünnigen Templer zu ersetzen. Er forderte auch, daß

medizinische Maßnahmen auf experimentelle Ergebnisse gestützt werden sollten und nicht auf fehlerhafte, tausend Jahre alte Texte. Ach ja, und natürlich sollten Schulen für orientalische Sprachen eingerichtet werden.

Und siehe da! Der Papst und das Konzil vergaben Lizenzen für Schulen für Hebräisch, Griechisch, Arabisch und Chaldäisch in den Städten Rom, Bologna, Salamanca, Paris und Oxford.

Als das Konzil sich im Mai 1312 auflöste, machte Ramon sich zurück auf den Weg nach Mallorca und dabei einen Abstecher nach Montpellier mit seiner berühmten Universität und seinem ganzjährigen Jahrmarkt.

Von da aus ging es dann nach Sizilien, dann nach Mallorca, dann nach Tunis und wieder zurück nach Mallorca, wo er schließlich 1316 starb.

Und alldieweil flossen Bücher und Traktate aus seiner Feder, so wie das *De novo modo demonstrandi*, oder *Die neue Art des Zeigens* im September 1312, wo er ganz nebenbei erklärte, daß »Alchymia non sit scientia, sed sit figmentum«, daß »Alchimie keine Wissenschaft ist, sondern nur Taschenspielererei«. Und im *Liber principiorum medicinae* stellte er deutlich heraus, daß »unum metallum in speciem alterium metalli converti non potest«, daß »es nicht möglich ist, ein Metall in ein anderes zu verwandeln«.

Seine Frau Bianca, die zu diesem Zeitpunkt schon lange verschieden war, hatte wohl oder übel ihren männlichen Verwandten Galceran zum Sachwalter der Dinge gemacht, die Ramon ihr unvermittelt aufgebürdet hatte, und Galceran hatte sich zu sehr daran gewöhnt, mit dem Geld der Familie um sich zu werfen. Daher setzte Ramon noch vor seinen letzten Reisen ein offizielles Testament auf, das seine gesamten Besitztümer seinem Sohn und seiner Tochter und seinem Schwiegersohn Peter de Sentmenat vermachte.

Und in Tunis, im Dezember 1315, widmete Ramon sein neuestes Werk, das *Liber de majorifine intellectus amoris et honoris*, dem Mufti der Ungläubigen, und bewies so, daß er nicht nachtragend war, trotz früherer Vorkommnisse von Steinigungen und Einkerkierungen und Verbannungen, und trotz seiner Fürsprache für einen blutigen Kreuzzug.

»Womit wir dann noch all die Bücher über Alchimie erklären müßten, die unter seinem Namen erschienen sind, was, John? So wie das, um nur eines zu nennen, *Epistola accurtationis lapidis philosophorum Raymundi Lilli ad Regem Robertum*, einen *Brief über den Stein der Weisen, geschrieben an Roberto Anglorum regi, König Robert von England.*«

»Welcher König?«

»Eine berechtigte Frage! Es gab nie einen König Robert. Die Bücher waren übrigens sehr klar und deutlich. Nicht das übliche kryptische Zeug, wenn es um Alchimie geht. Es war die Methode Llulls, logisch und rational angewendet. Und unterzeichnet mit Lully.«

»Aber nicht von Llull geschrieben...«

»Damals hat man, wenn man jemanden bewunderte, dessen Namen auf sein Buch geschrieben. Wenn man Aristoteles für den großen Zampano gehalten hat, dann hat man sein Buch mit Aristoteles signiert. Das war einerseits ein Kompliment, hatte dann aber auch den angenehmen Nebeneffekt, daß die Leute dem Buch mehr Aufmerksamkeit geschenkt haben. Nun, der wahre Ramon Llull hat sich ziemlich häufig an Höfen aufgehalten und mit Prinzen verkehrt, weil er Geld für seine Ideen auftreiben mußte. Wenn man sich also Ramon Lully nannte...«

»Was will dein Schriftstellerinstinkt uns damit sagen, Jack?«



»Daß der Ramon Lully, den Ranulph 1312 in Raby festgesetzt hat – ein Betrüger war! Es war ihm bereits gelungen, ein paar wichtige Leute in London zu täuschen, daher die liebenswürdige Einladung von Bischof Bek. Du mußt zugeben, im frühen dreizehnten Jahrhundert dürfte es keine allzu schwierige Angelegenheit gewesen sein, sich als jemand anderes auszugeben. Es gab keine Pässe. Keine Zeitungen. Der wirkliche Llull ist wahrscheinlich nie in England gewesen.«

»Aber was für eine Art Betrüger war unser Pseudo-Llull? War er nur ein Scharlatan? Oder kannte er die Werke von Llull genau und sah sich selbst als ihm ebenbürtig?«

»Vielleicht sogar als jemand, der die Arbeit von Llull noch einen wichtigen Schritt weiter vorangebracht hat – indem er es auf das Große Wissen selbst anwendete, auf die Alchimie, den Schlüssel zum Geheimnis der Schöpfung? Das ist es!«

»Und woher weiß jetzt Tony Smith über Raymond Lully Bescheid, egal ob über den wirklichen oder den falschen? Sind wir da wieder bei Büchern über Geschichten und Legenden?«

»Parallelen, John. Muster. Ramon – und Harriet. Das Streben eines Alchimisten nach Gold – und Shanky Elwes, der das gelbe Metall in der Höhle des mit Ketten rasselnden Tynesiders wittert. Das Rasseln von Ketten, das Klimpern von Münzen. Die Höhle im Berg Randa. Muster.«

»Und was hat Llull mit Würmern zu tun?«

»Welcher Llull, John? Welcher Llull?«

»Ah, ich verstehe. Der falsche Llull. Wir sollten ihn besser Lully nennen, im Unterschied zu Llull. Vielleicht hat Lully Robert de Neville entwurmt, um ihn zu heilen.«

Raby, 25 Kilometer südwestlich von Durham gelegen, war ursprünglich ein Kloster des St. Cuthbert. Als König Knut zum Schrein des Heiligen pilgerte, schenkte er bei dieser Gelegenheit den ansässigen Mönchen Raby, das Dorf Staindrop südlich davon und die dazugehörige Umgebung.

1131 verpachteten die Mönche ihre Besitztümer an den Northumbrischen Prinzen Dolphin, den Sohn von Ughtred, für die Pachtsumme von vier Pfund jährlich und einen toten Hirsch. Daraufhin baute man dort ein Schloß. Dolphins Sohn war Maldred fitz Dolphin. Maldreds Sohn heiratete Isabel Neville, die die einzige Erbin einer großen Sachsenfamilie war. Deren Sohn nahm dann anstelle des Fitzdolphins den Namen Neville an. Wer wollte ihm das schon verübeln?

Und jetzt ritt der Mann, der sich selbst Raymond Lully nannte, auf seinem Schecken widerwillig gen Raby, in Begleitung der gepanzerten Nevilles und eines halben Dutzends Lanzenträger.

Zäune aus enggeflochtenem Reisig schützten das wenige bebaubare Land, das es gab. Das meiste war steiniges Brachland, auf dem gerade mal Schafe weiden konnten. Nur wenige Bäume waren sichtbar. Es nieselte.

Plötzlich tauchte eine viereckige Kirche mit einem flachen Kirchturm vor ihnen auf. Sie stand hinter einigen niedrigen, riedgedeckten Hütten, die fast alle aus den Steinen erbaut waren, mit denen die Gegend übersät war.

Als sie an der Kirche vorbeikamen, starrte der stämmige Ritter, der sich selbst als Sir Ranulph de Neville vorgestellt hatte, sie drohend an, woraufhin Lully sich auf französisch

erkundigte: »Liegt Ihr zusätzlich zu dem Zwist mit Durham auch mit dieser Kirche im Streit?«

Der Ritter schüttelte das Haupt. »Die Kirche von Staindrop ist das Grabmal meiner Familie. Zu Hause liegt mein ältester Sohn siech danieder und wird von einer geheimnisvollen Krankheit verzehrt. Es könnte sein, daß er bald seinen Vorfahren unter dem Boden der Kirche Gesellschaft leistet.«

»Ist das dann Euer zweiter Grund, mich zu entführen, Herr?«

Ranulph starrte ihn verständnislos an: »Was meint Ihr damit?«

»Ihr habt Euch an einem Medikus vergriffen. Wenn ich Eurem Sohn helfen kann, darf ich dann meine Reise fortsetzen?«

Der Herr von Raby starrte Lully an. »Ihr habt Heilkunde studiert?«

»Ja, auch das ist ein Teil meiner Suche nach dem Wesen der Natur.« Lully strich sich den langen weißen Bart. »Der wahre Philosoph strebt nie nach dem Gold um seiner selbst willen, müßt Ihr wissen. Die Verwandlung von niederem Metall in Gold ist nur ein Experiment – ein Versuch, um zu zeigen, daß der Philosoph tatsächlich den wahren Stein geschaffen hat, der zuvorderst ein Elixier des Lebens darstellt. Dieses Elixier ist das Ziel – es verwandelt Geist und Körper der Sterblichen. Aber bevor der Philosoph damit beginnt, muß er auch die Sterblichkeit und die Kränklichkeit von Geist und Körper verstanden haben.«

»Und Ihr habt diesen Stein geschaffen? Ihr besitzt das Elixier?«

»Nun, es ist ein langwieriger Prozess, und kostet – sowohl Zeit als auch Geld.« Lully antwortete ausweichend.

»Aber Ihr habt das Elixier bei Euch?«

»Was ich zur Zeit bei mir trage, ist etwas von seiner verdünnten Quintessenz, die als *Aqua Vitae* bekannt ist. Aber auch dessen Wirkung auf den kranken Körper ist gewaltig.«

Ranulph musterte seinen Gefangenen. Der Philosoph trug eine Fellmütze nach der Mode der Flemings – und mochte darunter kahl wie ein Kohlkopf sein –, einen Mantel mit einem hohen Kragen, der zerknittert war, weil er in ihm geschlafen hatte, und schlammige Lederstiefel. Sein Gesicht war faltig und sein Bart weiß.

Selbst wenn man die Strapazen der Reise in Betracht zog, wirkte dieser Meister Lully ziemlich gebrechlich und alt für jemanden, der vom Elixier des Lebens getrunken hatte.

Andererseits konnte der Philosoph auch so alt sein wie Methusalem; und in dem Fall war er alles in allem noch ganz gut in Schuß.

»Ihr werdet selbst etwas von diesem *Aqua Vitae* trinken«, sagte Ranulph, »bevor Ihr irgend etwas davon meinem Sohn einflößt, ist das klar?«

Lully lächelte dünn. »Es wird mir eine Freude sein.«

Ranulph schwieg und gab seinem Pferd die Sporen.

Lully wußte, daß er dem richtigen Ramon Llull ähnlich sah. Er hatte den Vorträgen des großen alten Mannes über seine Kunst gelauscht und hatte ihn dabei genau beobachtet. Lully hatte seitdem viele von Llulls Büchern mit faszinierter Aufmerksamkeit gelesen und dabei ganze Textteile auswendig gelernt und die Methode studiert, die sich so vortrefflich auf die Wissenschaft der Alchimie anwenden ließ. Llull hätte Lullys Onkel im Geiste sein können.

Aber kein älterer Bruder! Diese Stellung gebührte Lullys alchemistischem Meister, Arnold de Villanova, bei dem er jahrelang studiert hatte. Arnold hatte Frankreich verlassen, um dem Arm der Heiligen Inquisition zu entgehen, die es ihm sehr übel nahm, daß er die Unfehlbarkeit des Papstes anzweifelte.

Um eine körperliche Ähnlichkeit, aus der er Kapital schlagen wollte, noch zu verstärken, hatte Lully seinen eigenen Bart so lang wie den von Llull wachsen lassen und ihn kürzlich sogar gebleicht.

Ein wahrer Eingeweihter, so wie Lully es war, tat gut daran, sich von weltlichen Herrschern und Machthabern fernzuhalten. Prinzen hatten die leidige Angewohnheit, Leute wie ihn einzukerkern und ihnen in ihrer Gier nach Gold vielleicht sogar mit Schmerzen zu drohen. Die Launen von Prinzen waren wankelmütig, wenn man sie enttäuschte.

Die wahre Wissenschaft hatte immer mit Schwierigkeiten zu kämpfen! Selbst wenn man die Launen der Mächtigen außer acht ließ, mußte man immer noch mit Explosionen fertig werden, oder mit unbeabsichtigten Bränden. Man hatte mit Unreinheiten des Materials zu kämpfen und mit der Unmöglichkeit, die Hitze des Schmelzofens einen Monat oder mehr immer auf dem gleichen Niveau zu halten. Nachlässig gefertigte Glasgefäße konnten zu Bruch gehen; Diener mochten über den Blasebälgen einnicken; die Sterne konnten schlecht stehen. Jedes dieser Details konnte ein Experiment scheitern lassen, dessen Vorbereitung Jahre in Anspruch genommen hatte. Das war allgemein bekannt.

Deshalb konnte es Betrügern und Scharlatanen auch immer wieder gelingen, vertrauensseligen Mäzenen große Summen Geldes aus den Taschen zu ziehen. Zuerst zeigten sie ihre »Fähigkeiten«: Sie schmuggelten etwas richtiges Gold, das sie mit Wachs befestigt hatten, in ihre Apparatur. Das sah natürlich niemand und dann nahmen sie den Prozeß der Verwandlung vor – der dann in der wundersamen Erschaffung von ebendiesem Gold lag. Im weiteren Verlauf der Angelegenheit wurde dann ihre Arbeit von Unglücksfällen verfolgt – und sie brauchten mehr und mehr Geld.

Dabei brauchte man tatsächlich große Summen. Lully wußte, daß er seinem Ziel sehr nahe war. Aber zuerst mußte er die Geldquellen finden, mit denen er sich Zeit, Material und Ausrüstung kaufen konnte. Er hatte beschlossen, nach England zu reisen und dabei den Namen des echten Llull zu verwenden, der bekanntermaßen auf der Suche nach Unterstützung für alle Arten missionarischer Tätigkeiten immer wieder bei Prinzen vorsprach. Kreuzzüge waren eine populäre Angelegenheit, Gott allein wußte warum. Gold für einen Kreuzzug herzustellen – das schien eine vielversprechende Ausgangsposition zu sein.

Lully hatte nie davon gehört, daß Llull in England gewesen war, und es schien auch unwahrscheinlich, daß er in der Zukunft dorthin kam. Llull war voll und ganz damit beschäftigt, in Wien Überzeugungsarbeit vor dem päpstlichen Konzil zu leisten. Und ein Kirchenkonzil konnte sich leicht ein oder zwei Jahre hinziehen. Wenn sich unterdessen eine wichtige philosophische Diskussion in England ergeben sollte, so konnte Lully da ebenso gut seinen Mann stehen wie Llull.

Auf der stürmischen und gefährvollen Überfahrt nach England hatte er sich selbst in eine Trance versetzt und war zu Lully geworden. Er hatte seine Kindheit in der Lombardei abgestreift. Er unterdrückte seine Jugend, die er in Montpellier verbracht hatte. Er ertränkte seine Mannesjahre, in denen er durch Europa gewandert war auf der Suche nach der wahren Wissenschaft... Oh, er hatte sogar ein bißchen katalanisch von einem Studienkollegen aufgeschnappt... wo war das doch noch? Und seine Unkenntnis des Arabischen würde den Engländern wohl kaum auffallen.

Aber jetzt, auf dem Weg zu einem mächtigen Lordbischof, war er in einen Hinterhalt geraten wie bei den sarazenischen Freibeutern.

Vor ihm erhoben sich die Mauern von Schloß Raby. Er bemerkte, daß sie nicht mit Zinnen versehen waren, aber trotzdem schienen sie uneinnehmbar. Der Burggraben zog sich um das Schloß wie ein großer Teich aus flüssigem Zinn. Hörner erschallten, als die Wachen die Ankunft der Gruppe bemerkten.

»Meister Lully hat mich geheilt«, erzählte Robert mit Staunen in der Stimme. »Und das sogar ziemlich schnell. Er wurde im Bulmers Turm untergebracht, dem mit den fünf Ecken. Ich glaube, er betrachtete die Zahl als ein gutes Omen. Sofort am nächsten Tag brachte mein Vater ihn in mein Gemach. Meister Lully zog eines meiner Augenlider hoch und umfaßte mein Handgelenk. Dann roch er an dem Urin in meinem Nachttopf und goß etwas davon in ein Glas, das er mit ans Fenster nahm, um es gegen das Licht zu halten. Ich kann mich an das Geräusch erinnern, das seine Füße auf den Steinplatten machten, als er sich um die eigene Achse drehte, um den Urin durchzuschütteln. Dann maß er die Zeit, die die Luftbläschen brauchten, um aufzusteigen. Damit bestimmte er dann die Dichte und die Lebenskraft in meiner Pisse.«

»Was haben ihm die Mediziner bisher an Medikamenten gegeben?« fragte er den Kastellan auf französisch. Selbstverständlich sprachen wir alle französisch.

Der Kastellan zählte pflichtschuldigst auf: »Der Pater aus Staindrop nahm eine Handvoll Wermutblätter und einige Wacholderbeeren, gab eine Handvoll Schafdung dazu und kochte das alles in einem Topf Wasser, bis nur noch ein Becher voll übrig war. Das siebte er durch und kochte es mit Bier auf und gab es Meister Robert zu trinken, nachdem es abgekühlt war.«

»Das scheint vernünftig. Wermut und Wacholder sind beides stimulierende Substanzen. Außerdem spült Wacholder die bittere Pisse aus dem Körper, während das Wermutkraut die

Würmer in den Eingeweiden kuriert. Ein hervorragendes Mittel gegen Leberleiden. Aber der junge Mann zeigt keinerlei Anzeichen einer Gelbsucht.«

»Der Arzt von Lord Balliol dagegen ordnete an, Schnecken und Regenwürmer zu zerstoßen und in Milch zu kochen, zusammen mit Myrrhe und Farnkraut.«

»Ah ja.«

»Und dazu fügte er noch wertvolles Mumienpulver.«

»Das höchstwahrscheinlich von einem mit Gewürzen ausgestopften und pulverisierten Vogel stammte. Das dürfte wohl schwerlich gewirkt haben.«

»Und dann bekam der Patient täglich einen Trunk aus ausgekochter weißer Pappelrinde.«

»Das ist äußerst wirksam bei Schwächezuständen. Aber wie man sehen kann, liegt der junge Mann immer noch danieder.«

Aus seinem Beutel zog Meister Lully eine Phiole, die mit einer klaren Flüssigkeit mit einem gelblichen Schimmer gefüllt war. Er träufelte etwas davon auf einen Löffel, vorsichtig, damit kein Tropfen danebging, und achtete darauf, daß mein Vater sah, wie er die Flüssigkeit schluckte. Meister Lullys Haut bekam augenblicklich einen rosigeren Schein und er seufzte.

Er füllte den Löffel wieder und hielt ihn mir an die Lippen. Der Geruch aus der Phiole brannte mir in den Augen. Es war, als trinke ich Feuer – belebendes Feuer. Mein Magen brannte. Mein Herz pochte. Wärme durchströmte meine eisigen Glieder.

»Dies ist die Essenz, die aus Wein gewonnen wird«, erklärte Meister Lully. »Das himmlische Element des Weines. Nur diese Substanz kann die aromatischen Essenzen aus Pflanzen extrahieren, die sich mit Kochen in Milch oder Wasser nicht mehr herauslösen lassen. Ich habe nur einen geringen Vorrat davon, aber der steht dem edlen Robert zur Verfügung.«



»Ich danke Euch«, sagte mein Vater schroff. Er wollte einem Gefangenen gegenüber nicht zu Dankbarkeit verpflichtet sein. »Ich sehe den Effekt. Um mehr von diesem Aqua Vitae herzustellen...?«

»... braucht es gute Apparaturen, Herr, und Zeit. Ich kenne aber ein anderes Mittel, daß ich sofort anwenden kann, und das kein Medikament erfordert, nur ein wenig Abgeschiedenheit.«

Daraufhin wurden alle Zuschauer aus meinem Gemach entfernt, auch mein Vater. Sobald Meister Lully und ich miteinander allein waren, nahm er aus seiner Tasche einen kleinen schimmernden Silberspiegel an einer Kette. Er hauchte darauf und polierte ihn, dann ließ er ihn vor meinen Augen pendeln....

»Noch ein verfluchter Hypnotiseur, Jack.«

»Parallelen, John!«

Nach wenigen Wochen war Robert de Neville ganz der alte. Strotzend vor Gesundheit übte er schon wieder mit Schwert und Axt und trainierte zu Pferd mit der Lanze. Und abends in der fackelerleuchteten Haupthalle trug er seine stutzerhaftesten Kleider.

Auch andere Familienmitglieder und Dienstboten gingen mit ihren Beschwerden zu Lully, und in den meisten Fällen konnte er sie auch ganz beseitigen oder zumindest lindern, seien es nun Pusteln oder Koliken, Magenkrämpfe oder Blähungen, Ausschläge, Verstopfung oder Kopfschmerzen. Er behandelte die Wunde eines verletzten Soldaten, die sich entzündet hatte, mit zerstoßenen Froscheiern. Die Wunde eiterte urplötzlich nicht mehr und verheilte.

Nach kurzer Zeit war Lully eigentlich kein Gefangener mehr, sondern ein gern gesehener Gast. Ranulph ordnete an, einen Raum oben in Bulmers Turm nach Lullys Anweisungen als Laboratorium einzurichten, und dazu all die notwendigen Apparaturen herzustellen oder zu kaufen: Destillierkolben, Pelikanflaschen, Langhalskolben, Kühler, Brennöfen, Schalen und dann das Hauptteil, der Athanor-Ofen, den Lully selbst konstruiert hatte. An dem Athanor war seitwärts ein Turm aus Stein aufgeschichtet, der mit Brennstoff bestückt wurde. Damit wurde dann eine konstante Hitze gewährleistet, weil das neue Brennmaterial jeweils herabfiel und den Platz dessen einnahm, das schon verbrannt war.

Steinmetze, Zimmerleute und Schmiede arbeiteten auf Hochtouren. Wagen mit bewaffneten Begleitmannschaften kamen zum Schloß, mit schweren Glaselementen und

glasierten Tonwaren, die dick in Stroh eingepackt waren. Und was den Brennstoff anging... hier schien Meister Lully ein Geheimnis zu haben.

Mittlerweile hatte Antony Bek einen Mönch mit einer bewaffneten Eskorte und einem anmaßenden Brief herübergeschickt, in dem gefordert wurde, Raymond Lully seiner Obhut zu übergeben. Aber Lully hatte überhaupt nicht den Wunsch, Raby zu verlassen – und sagte das auch klar heraus.

Am Abend nach diesem Bekenntnis zu den Nevilles richtete Ranulph ein Festbankett aus, um seine Verpflichtungen gegenüber dem Alchimisten offen zur Schau zu stellen, und bei diesem Essen kam dann auch das Thema des Brennstoffes auf – irgendwann zwischen dem Wildbret und dem Spanferkel in Honig, dem pochierten Lachs in Weinsauce, den Enten, den Zimtpasteten und Ingwerwaffeln und dem heißen Gewürzwein, der die Zunge löste.

»In der Vergangenheit«, sagte Ranulph, »haben wir manchmal Kohle von St. Andres Akeland gekauft. Das sind nur ein paar Kilometer von hier. Die Mönche von Bischof Akeland graben nach Kohle, wenn sie Lust dazu haben. Kohle brennt heißer und länger als Holz.«

»Das liegt daran, daß Kohle zusammengepreßtes Holz ist«, bemerkte Lully.

»Da haben wir aber ein Problem«, sagte Roberts jüngerer Bruder Ralph. »Nehmen wir einmal an, Bischof Bek hört davon, daß wir Kohle kaufen wollen. Dann kann er sich wohl denken, wofür wir die brauchen. Und er ist bestimmt so nachtragend, daß er den Mönchen verbietet, mit uns Geschäfte zu machen.«

»Die beste und zuverlässigste Quelle, um an Kohle zu kommen, sind die Mönche in Tynemouth«, überlegte Robert. »Die haben früher nur nach Kohle gegraben, um ihre

Salzpfannen anzuheizen. Aber jetzt verschiffen sie die Kohle regelmäßig zu den Brauern und Färbern in London.«

»Brauchen die Salzpfannen so viel Hitze?« Lully war immer an technischen Dingen interessiert.

»Oh, die kochen das Meerwasser in riesigen eisernen Pfannen. Man kann den aufsteigenden Dampf noch einen Tagesritt entfernt sehen! Ich habe mir das angesehen, nachdem wir die Schotten nach Northumberland zurückgejagt hatten.«

»Und nach dem Kochen? Kannst du mir beschreiben, was die tun?«

»Nun, wenn das Wasser noch lauwarm ist, wird es mit Eiweiß und Schafblut gereinigt. Und dann kochen und kochen sie es, solange, bis die ganze Flüssigkeit verdunstet ist. Wenn die Pfanne dann wieder abgekühlt ist, kratzen sie die Kristalle heraus und trocknen sie. Und dann fangen sie von vorn an!«

»Es gibt also eine richtige Massenfabrikation an diesem Ort Tynemouth?«

Robert lachte: »Nein, bestimmt nicht. Da sind nur die Mönche, sonst nichts. Ansonsten gibt es dort nur ein paar baufällige Fischerhütten. Die Leute in der Gegend ernähren sich von stinkendem schwarzen Meereszeug, das sie von den Felsen kratzen. Früher einmal war der Ort reich. Da wurde dort die ganze Ladung von den Schiffen umgeschlagen, die nicht noch zehn Kilometer den Fluß hinauf und über die Sandbänke nach Newcastle fahren wollten. Aber die Bürger und der Sheriff von Newcastle haben sich gegen diese Aushöhlung ihres Monopols gewehrt. Zwanzig Jahre lang haben sie der Krone damit in den Ohren gelegen, daß sie die völlige Gerichtsbarkeit bis zur Flußmündung beanspruchten, und schließlich haben sie die auch bekommen. Die Molen in Tynemouth sind dann alle zerstört worden. Sogar die Kohle aus Tynemouth wird jetzt nach Newcastle gekarrt und von da aus wieder den Fluß hinunter und auf See verschifft.«

Die Mutter der Jungen, Lady Euphemia – eine geborene de Clavering – meldete sich zu Wort. Sie war eine ausnehmend schöne Frau mit einem sinnlichen Gesicht, das von einer Mähne natürlich kastanienbraunen Haares umrahmt wurde. Sie hatte den Haaransatz zum Teil ausgezupft, um eine höhere Stirn zu bekommen. Auch ihre Augenbrauen waren ausgezupft. Ihr rotgestreifter Mantel trug Stickereien aus Silber.

»Nun, die Mönche von Bischof Akeland müssen ja nicht erfahren, wem sie die Kohle verkaufen. Warum sollen wir sie nicht in dem Glauben lassen, daß die Kohle für jemand anderen bestimmt ist? Wer könnte das sein? Schloß Bowes ist zu sehr heruntergekommen – das würde niemand glauben... Aber Schloß Barnard? Die Wagen müßten auf dem Weg dahin durch Staindrop fahren. Sie laden hier einfach ab, warten einige Zeit und fahren dann zurück, um noch mehr zu holen. Bis die Mönche das durchschaut haben, und bis Bischof Bek davon erfährt, dürften wir einen guten Vorrat angelegt haben.«

»Hervorragend!« Ranulph hob seinen Becher in einem Salut und kippte den Inhalt hinunter. Ein Diener füllte das Glas sofort wieder mit dampfendem Wein auf.

Lully gluckste: »Falls es mir gelingt – und ich betone hier: falls –, eine extreme, konstante Hitze in meinem Athanor lange genug aufrecht zu erhalten, dann werden wir Zeugen eines Wunders auf dem Grund meines Ofens werden, das uns die Sorgen über Brennstoff und Hitze abnehmen wird.«

»Ah, der Stein«, murmelte Ranulph.

»Ja, der auch. Aber zuerst werden wir den Wurm erblicken, den man den Salamander nennt. Er kommt immer zuerst!«

»Ein Salamander? Ein Wurm?« fragte Lady Euphemia überrascht. »Ihr wollt einen kleinen Wurm in Euren Ofen werfen?«

»Nein, Lady Euphemia, es handelt sich hierbei nicht um den gewöhnlichen Salamander aus dem Tierreich – genausowenig, wie es sich bei philosophischem Quecksilber um gewöhnliches Quecksilber handelt...«

»Was ist denn philosophisches Quecksilber?« wollte sie wissen.

»Nun, das ist der Name für Aqua Fortis, das flüchtige Lösungsmittel. Man gewinnt es, wenn man cyprische Säure, Salpeter und jemenitischen Alaun zusammengibt – und dazu muß man dann noch Ammoniumsalz hinzufügen, wenn man Gold auflösen will.« Lully war immer stolz darauf gewesen, klar und offen zu reden, nicht wie die anderen Alchimisten, die alles verschleiern wollten.

»Hmm, dieses philosophische Quecksilber ist also ein Symbol – und dieser Salamander ist ebenfalls ein Symbol für eine andere natürliche Substanz?«

»Nein, Lady, dieser besondere Salamander ist ein Elementarwesen – eines, das dem Feuer entspringt, in dem er lebt und das ihn erhält. Die konstante Hitze des Ofens und ein bestimmtes Ritual rufen den Salamander herbei. Sie zwingen ihn zu erscheinen und setzen ihn gefangen! Nur der Salamander hat die Macht, den Stein aus seiner himmlischen Sphäre auf unsere Ebene der Existenz herabzuholen. Der Salamander ist mein philosophischer Brennstoff.« Lully trank seinen Wein aus und griff nach einer Pastete.

»Und habt Ihr selbst schon je einen solchen Salamander gefangen oder auch nur gesehen?« fragte Euphemia geradeheraus.

Lully winkte ausweichend ab: »Der Prozeß funktioniert. Arnold von Villanova hat den Salamander herbeibeschworen, obwohl ich nicht dabeigewesen bin, wie ich zugeben muß.«

Euphemia schürzte ihren angemalten Lippen.

»Na ja«, sagte sie dann nach einer Weile. »Ihr habt schließlich auch Robert geheilt. Und das konnte niemand sonst.«

»Ich will ja nicht kleinlich sein«, sagte ich zu Jack, als wir von der Bibliothek die Collingwood Street auf den Kleidermarkt zugehen, »aber Longshanks dürfte doch wohl, als er John de Balliol 1296 wegen seiner Aufmüpfigkeit abgesetzt hat, alle englischen Liegenschaften von Balliol konfisziert haben. Einschließlich Schloß Barnard.«

»Darum hat Balliol sich ja in die Normandie zurückgezogen, wo seine Familie ursprünglich herkommt. Unser Feind Bischof Bek hat daraufhin sofort das Schloss Barnard zum Eigentum des Staates erklärt – und Edward gab Schloß Barnard dann Guy de Beauchamp, dem Earl von Warwick, als Lehen. Und so blieb Schloß Barnard fünf Generationen lang im Besitz der Warwick-Familie, bis die Nevilles es schließlich bekamen, als Anne von Warwick, Richard Neville, den Königsmacher, heiratete.«

»Aber dann, Bruder Jack, konnte Robert de Neville gar nicht John de Balliol als Page auf Barnard gedient haben.«

»Das ist mir egal«, erklärte Jack. »Die erste Geschichte gefällt mir besser und zu der stehe ich. Gott, John, wenn wir pedantisch sein wollen, dann hat es in Tynemouth auch erst 1846 eine zentrale Wasserversorgung gegeben, es existierte also 1843 keine kommunale Pumpe. Tynemouth hatte damals nur ein paar private Brunnen und einen für die Allgemeinheit, oder?«

»Du versuchst, abzulenken.«

»Selbst als die Stadt endlich soviel Druck auf die Wassergenossenschaft ausüben konnte, daß sie die Hausanschlüsse vom Maiden Quay herüberlegte, da haben die

immer noch Meerwasser herübergepumpt, um die Rinnsteine und die Straßen zu reinigen. An windigen Tagen wurden da Salzwolken durch die Straßen gepustet. Und wir reden ja auch gar nicht über die Aale – platte schwarze Würmer –, die die Wasseranschlüsse der Leute verstopften. Trotzdem: Harry traf Jane an der öffentlichen Pumpe. Das ist eine höhere Form von Wahrheit, John. Ich mag Pumpen. So wie Gavin das Pumpen mochte.«

»Hätte ich dich doch bloß von Tony ferngehalten. Du störst da wirklich. Du bringst meinen Ruf in Gefahr.«

»Es ist jetzt ein wenig spät, um das zu bereuen, alter Knabe. Wir kommen dem Wurm immer näher, oder? Und das war kein Aal. Das war ein alchimistischer Salamander.«

»Was?«

»Das hat Lully gesagt. Laß mich zitieren: ›der Wurm, den man den Salamander nennt‹.«

Wir gingen durch High Bridge zur Grey Street und am Royal Theatre vorbei.

»Du gibst dir auch wirklich Mühe, jede Form von Beziehung zu verhindern, die sich zwischen mir und Brenda entwickeln könnte. Das würde dir nämlich gar nicht passen, Jack.«

»Ach, von da pfeift der Wind? Ich wußte bisher noch gar nicht, daß du wirklich heiraten willst.«

»Will ich auch nicht. Glaube ich wenigstens. Naja, vielleicht doch. Das könnte auch sein Gutes haben. Mutter wird älter. Und Brenda ist gar nicht so übel. Sie hat so einen Kern von... von Lauterkeit.«

»Du solltest besser nicht versuchen, mich loszuwerden. Ohne mich würdest du irrsinnig werden, John.«

»Inwiefern?«

»Die Banalität würde dich wahnsinnig machen. Das eingleisige Denken. Du würdest wahrscheinlich sogar anfangen, an vergangene und zukünftige Leben zu glauben.«



Jack lachte spöttisch auf und ich mußte mich zusammenreißen und so tun, als hätte ich mich gerade an einen besonders komischen Witz erinnert.

»Sieh dir doch Tonys Fall an. Da ist nichts klar. Du redest von Parallelen, aber ich sehe nur Ungereimtheiten. Schloß Barnard. Öffentliche Pumpen.«

»Die Realität ist etwas Wandelbares, mein Freund. Sie hat Äste, die sich in alle Richtungen erstrecken und die sich überall wieder überschneiden. Die sich ineinanderwinden. So kommt es zu Beziehungen, zu Parallelen. Wenn du die Verschlingungen ignorierst – wenn du dich nur an das Geradlinige und das Offensichtliche hältst – dann stürzt du in ein Chaos.«

»Ich glaube, ich stürze eher ins Chaos, wenn ich deinem Rat folge. Du bist wie ein dämonischer Diener, der einen weiter und weiter auf dem Weg des Goldes lockt, bis man sich selbst in die Hölle gebracht hat.«

»Wir reden hier nicht von Dämonen und Teufelswerk. Wir reden von Alchimie und Salamandern.«

»Vielleicht hat das die gleichen schrecklichen Auswirkungen. Du versuchst etwas aus dem Hut zu zaubern, Jack.«

»Ich und zaubern? Wir glauben doch nicht an Magie, oder?«

»Ich glaube, du tust das. Und du bist ich. Und zur Zeit pfuscht du in meine Therapie hinein.«

»Nur ein kleines bißchen, am Rande. Das ist nur, damit du flexibel bleibst, John. Die Sache an sich ist und bleibt wahr, und das weißt du auch.«

»Ich weiß nicht mehr, was ich weiß.«

»Willst du Sicherheit? Ist es das, was Brenda für dich ausmacht? Eine Welt, die sich mit AIDS herumschlagen muß, schreit nach Sicherheit. Und findet sie nicht. Nichts ist mehr sicher. Alles ist möglich. Aber so war die Welt schon immer. Horror ist die Masse, die zwischen den Fugen der Realität

hervorquillt, um uns daran zu erinnern. Heirate Brenda doch und werde ein Pantoffelheld. Oder folge mir nach und entdecke wunderbare, schreckliche Dinge. Mächte und Möglichkeiten. Seltsam und furchtbar und faszinierend.«

Wir kamen am Earl Grey Denkmal vorbei. Der Earl stand hoch oben auf seiner Säule, ein steinerner Mann, der in den Himmel ragte wie dieser andere Mann, Admiral Lord Collingwood, der die Mündung der Tyne von einer noch größeren Säule aus überblickte. Eine Taube saß auf dem Kopf des Earls, dessen steinerne Locken durch die Vogelscheiße weiß gefärbt waren.

Wenn man so festgefroren war... unfähig, sich zu rühren... in Stein eingeschlossen... Andererseits stellte eine Taube nicht unbedingt ein böses Omen dar, es war ja kein Rabe oder Geier. Der Verkehr rauschte an uns vorüber. Durch eine sterbende Stadt. In der AIDS regierte.

Raymond Lully hatte ein Elixier des Lebens gesucht... Hatte er es vielleicht auch gefunden? Und wenn Gavins Wurm immer noch in Tynemouth war, war vielleicht auch dieses Elixier noch da?

Vier Monate, nachdem Lully in Raby angekommen war, war das Laboratorium in Bulmers Turm in Betrieb, auch wenn man mit Ergebnissen erst nach vielen Monaten rechnen konnte.

Mittlerweile war es der Herbst des Jahres 1312 und goldene Ernten wurden eingefahren. Aber man wußte immer noch nicht, ob man auch in Zukunft die wachsende Zahl der Mäuler im Land stopfen konnte. Wenn Lully sein astrologisches Geschick nicht nur dazu eingesetzt hätte, die beste Planetenkonstellation für das Entzünden seines Athanors zu berechnen, sondern wenn er auch, als eine Art früherer Nostradamus, die Zukunft vorher berechnet hätte, dann hätte er trübe Aussichten für England und für ganz Europa in den nächsten Jahren prophezeien müssen.

Sieben verregnete, feuchte Sommer hintereinander sollten miserable Ernten bescheren, wenn es überhaupt eine gab. Das Kühe verendeten an der Maul- und Klauenseuche, die Schafe an Skrapies. Der Preis für Weizen ging von einem Shilling pro Doppelzentner auf fünf hoch. Die Armen stahlen Hunde, um sie zu essen, oder aßen sogar die eigenen Kinder, die sowieso verhungerten. Eine kleine Eiszeit war im Anmarsch und nichts wuchs mehr.

Die Ernten lagen brach, nicht aber das Kriegsgeschäft, das weiterhin florierte und in dem Ranulph und Ralph und Robert de Neville alle ihren Part spielen durften...

Aber soweit war es noch nicht, und zur Zeit war Robert sehr von der Idee angetan, daß aus dem Alchimistenlabor das Geheimnis der Unsterblichkeit kommen könne. Robert war

nicht nur ein Krieger, sondern auch ein Dandy, und ein Dandy haßt nichts so sehr wie Verfall und Sterblichkeit.

Im Laboratorium war es erstickend heiß. Robert ließ den hermelinbesetzten Mantel von den Schultern gleiten und riß sich den federgeschmückten Turban vom Kopf. Der alte Lully trug nur ein einfaches Lederwams und eine schmierige Schürze, an der er sich die Hände abwischte. Das Tageslicht strömte durch die engen Steinfenster. Rußpartikel, die durch den Schornstein des Ofens entfleuchten, spielten auf den Sonnenstrahlen. Dampfwolken stiegen aus Tiegeln auf, in Kolben brodelte es, Destillationsapparate tropften. In einer Anzahl von Töpfen und Gefäßen wurden Schwefel und Quecksilber, Alaun und gelber Arsen, Salpeter, Borax, Vitriol, Eisenspäne, Essig und Öl aufbewahrt.

»Zuerst reinigen wir unsere Materialien mit Hilfe von Säure«, erklärte Lully, »und destillieren das Lösungsmittel ab. Dann lösen wir den Rest wieder in der Flüssigkeit auf, die wir abdestilliert haben. Kannst du mir folgen? Dann lassen wir die Flüssigkeit diesen Prozeß des Auflörens und Abdestillierens sieben Mal durchlaufen. Diese Wiederholung ist sehr wichtig. Danach fügen wir alles wieder zusammen und vermischen es. Dann schließen wir das Gefäß und erhitzen es mehrere Monate lang.«

»Wie lange?«

»Vier Monate vielleicht. Während der ganzen Zeit müssen wir die Hitze immer auf genau derselben Temperatur halten.«

»Und dann?«

»Schließlich wird die Substanz dunkel, zäh und blasig. Sie zersetzt sich – und ein Regenbogen zeigt sich in ihr. Wenn dieser Regenbogen wieder verschwindet, weil die Substanz erstarrt, dann sind wir bei dem weißen Stein angelangt. Und schließlich, und das ist das mühseligste, wiederholen wir all diese Prozesse...«

»Mit Ausnahme der ersten Ausfällung?«

»Ja genau! Das fällt weg. Danach haben wir dann den roten Stein. Wenn wir erfolgreich waren, brauchen wir nur noch eine Prise des roten Steines in erhitztes Queksilber zu geben, und das verwandelt sich dann in Gold.«

»Und das Elixier, das die Zeichen des Alterns beseitigt?«

»Dazu braucht man nur die winzigste Menge von diesem Stein, die man zweimal im Jahr mit irgendeiner Flüssigkeit zu sich nehmen muß. Nach der ersten Dosis muß man damit rechnen, daß die Haare und die Zähne aus-, und daß die Finger- und Zehnägeln abfallen. Die wachsen makellos wieder nach. Und dann... gewinnt man an Weisheit hinzu.« Lully lächelte. »Du Robert, könntest leicht zum König von England werden – du würdest es nur nicht mehr wollen. Statt dessen wärest du ein heimlicher König, der über den Kosmos regiert.«

»Und dieser Wurm, den man den Salamander nennt, ist der weise?«

»Das ist der Geist des Feuers selbst, die Quintessenz, die einen so volatilen Körper wie die Flammen belebt. Menschen sprechen und denken. Ein Salamander brennt und flackert. Er verkörpert das, was feurig ist, während die Essenz des Menschen in seinem Verstand, der Gabe Gottes liegt. Die Weisheit des Salamanders ist elementar, nicht analytisch.«

»Ich verstehe.«

Ich hatte mich von Brenda breitschlagen lassen, sie zu hypnotisieren, während Mutter dabei war. Wir taten das also eines Abends im Zimmer meiner Mutter.

Brenda lag auf dem Sofa, nervös, als sei das ihre Hochzeitsnacht, eine Zeit der Erfüllung, die man lange herbeigesehnt, die man aber auch gefürchtet hat. Mutter lag aufgerichtet in ihren Kissen und strahlte sie aufmunternd an.

In meinen Augen hatte die Anwesenheit meiner Mutter etwas Obszönes. Ich dachte an das alte südländische Hochzeitsritual,

bei dem man das blutbefleckte Laken am Morgen nach der Defloration aus dem Fenster hängt, um der Öffentlichkeit die Jungfräulichkeit der Braut zu demonstrieren. In diesem Fall fühlte ich mich, als habe Mutter mich so zur Schau gestellt. Eine intime Angelegenheit lief unter ihrem messerscharfen Blick ab. Brenda war das Objekt dieser Intimität, und doch fühlte ich, daß eigentlich ich derjenige war, der unter Beobachtung stand. Das Objekt der Manipulation durch zwei Verschwörerinnen.

Glücklicherweise hatte ich mit Jack meine eigene Rückendeckung. Ich konnte fühlen, wie mein Mit-Verschwörer im Hintergrund meines Verstandes wartete und Wache hielt.

»Nun, Brenda, du weißt, wie das funktioniert?«

»Oh ja, John.«

»Kein Rückzieher? Keine Vorbehalte?«

»Laß es uns tun. Ich bin einverstanden. Ich will es.«

(»Laß dich nicht von deiner *Mutter* ablenken«, spottete Jack.

»Vermassel es nicht.«)

Ich konnte es ihm nicht verdenken, wenn er feindselig reagierte, aber sein Rat war nützlich. Dies war das erste Mal, daß ich vor den Augen meiner Mutter jemanden in Hypnose versetzte. Aber vielleicht bedeutete ihr stechender Blick ja auch nur Stolz und Neugier.

Ich hypnotisierte Brenda also. Und befahl ihr, zu ihrem früheren Leben zurückzuspulen.

Nichts, Nada. Null. Totales Schweigen. Leere, nicht mal das übliche Blau. Überhaupt kein vorheriges Leben. Sie erzählte mir nichts. Sie hatte nichts zu erzählen.

Ich ging mit ihr noch einmal die Zeit bis zu ihrer Geburt zurück, und sie war wieder ein kleines Kind, das in der Wiege neben dem Plastikmobile liegt und zwar brabbelt, sich aber verständlich machen kann.

Ich ging mit ihr von da aus weiter zurück, aber das war, als wolle man ein Auto mit leerer Batterie starten. Der Motor kam einfach nicht. Vor ihrer Geburt war nichts. Ich fühlte mich machtlos. Geschlagen.

Ich weckte sie also auf und sie wußte Bescheid. Ich instruierte meine Patienten immer, die Erinnerung an die Leben, von denen sie erzählten, zu behalten.

Sie sah mich treuherzig an: »John, es tut mir so leid. Was hat das zu bedeuten? Verschließe ich mich – unbewußt – vor dir?«

Lieber, John. Es tut mir leid. Auf immer die deine.

Vielleicht wußte Brenda, daß ich an Reinkarnationen glaubte? Vielleicht hatte sie aber auch kein inneres Leben, von dem sie erzählen konnte – keine Traumata oder Sehnsüchte, die stark genug waren, ein imaginäres anderes Leben zu generieren, stark genug, die Phantasie soweit anzufachen, um eines zu schaffen. Vielleicht war sie wirklich nur sie selbst.

»Das passiert schon mal«, sagte ich. »Nicht jeder eignet sich dafür.«

Mutter mischte sich ein: »Bedeutet das, daß Brenda noch nie vorher gelebt hat? Daß dies ihr erstes Leben ist?«

(»Ihr erstes Leben als menschliches Wesen«, schlug Jack boshaft vor. »Davor war sie ein Schaf. Oder ein Fisch. Das Universum hat ihr eine Chance gegeben, weil sie ein braves Schaf gewesen ist.«

»Halt die Klappe, Jack. Ich denke nach.«)

Laut sagte ich: »Das muß es nicht unbedingt heißen. Vielleicht hat sie auch all ihr Karma abgearbeitet und beschlossen, von vorn zu beginnen.«

»Ist Karma dieses indische Essen, das ihr im Stern von Bengalen gehabt habt? Hat es dir nicht geschmeckt?«

(Jack kicherte: »Wenn schon was zu essen, dann wohl eher Götterspeise.«)

»Ich meine, daß Brenda vielleicht keine ungelösten Spannungen mehr übrig gelassen hat.«

Jetzt sah Brenda erfreut aus, wenn sie auch immer noch nicht verstanden hatte.

Ich sagte ihr: »Deine Seele hat beschlossen, frisch und frei von vorn zu beginnen, ohne Bezug auf die Vergangenheit – weil da nichts mehr war, das dich festgehalten hat. Nichts, das man noch einmal abarbeiten müßte.«

»Hätte ich dann nicht direkt in den Himmel kommen sollen? Oder was das auch ist. Hätte ich mich nicht mit einem strahlend hellen Licht vereinigen sollen?«

(»So wie Motten!« Wieder Jack. »Sie vereinigen sich auch mit strahlend hellem Licht. Zack. Brizzel.«)

»Sie ist ein Engel«, sagte Mutter. »Das habe ich immer schon gewußt.«

Ich verfluchte meinen feigen Drang, Menschen immer etwas Positives zu sagen.

»In buddhistischen Termini könnte sie sehr wohl ein Bodhisattva sein. Das ist jemand, der sich mit dem Licht hätte vereinigen können, sich dann aber dagegen entschieden hat. Der sich statt dessen dafür entschieden hat, auf der Erde zu bleiben.«

»Um den Menschen zu helfen.« Mutter nickte. »Das stimmt. Ich weiß zwar nichts über Buddhismus, aber ich verstehe, was du meinst.«

Hätte ich Brenda in diesem Augenblick einen Antrag machen sollen? Brenda, mein Bodhisattva, sei mein Führer ins Licht. Sie sah mich auf jeden Fall so an, als erwarte sie genau das. Sie könnte mir mit dieser reinen Güte helfen. Und ich könnte ein Niemand werden. Ein Pantoffelheld. Eine blasse, angepaßte, mittelmäßige Person. Ich fühlte so etwas wie einen Peitschenschlag in mir, ein Aufbegehren. Das war mein Parasit, Jack, der seine Meinung kundtat. Mein Bandwurm,



und meine Schlange der Kraft, der ungebändigten heimlichen Stärke.

»Wir könnten es noch einmal versuchen«, schlug ich Brenda vor.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich bin zufrieden, John. Oh ja, vollkommen. Das ist sogar viel schöner, als wenn ich alle möglichen interessanten Vorleben entdeckt hätte. Danke! Und jetzt sollte ich wohl besser gehen...«

(»Ganz bestimmt«, insistierte Jack.)

Wer weiß? Vielleicht war Brenda wirklich ein Bodhisattva? Aber das konnte sie natürlich nur sein, wenn es wirklich Reinkarnationen gab.

»Ich werde dich nach Hause fahren«, schlug ich vor.

Auch ein Raubvogel kann glücklich vor sich hin lächeln. Mutter war das beste Beispiel dafür.

Am nächsten Morgen machte ich einen Spaziergang und Jack rief aus der Telefonzelle, die immer noch nach Pisse und Essigsäure roch, bei Mandarin an.

»Sally, hier ist Jack Cannon. Habe ich Ihnen schon erzählt, daß ich an einem neuen Roman arbeite?«

»Ich dachte, Sie hätten gesagt, daß Sie das zur Zeit nicht tun.«

»Naja, ich tue es aber. Ich bin sogar schon ziemlich weit damit gekommen. Das ist dann aber ein Problem mit der Überarbeitung von *Der Blick* – ja, Sie können den verdammten Titel ändern, wenn es Ihnen Spaß macht. Weil, nun ja, ich bin eben mit diesem anderen Buch beschäftigt.«

»Das ist toll. Wie heißt es?«

»Das weiß ich nicht. Ich weiß auch noch nicht, wie es ausgeht.« Jack warf Münzen nach.

»Wenn Sie es schaffen, uns die Überarbeitungen in den nächsten zwei Monaten zukommen zu lassen, dann ist das wohl okay. Ich gehe davon aus, daß die in Ordnung sein

werden. Aber bis dahin brauchen wir sie, damit wir den Zeitplan einhalten können.«

»Ja, ja. Sie bekommen sie. Was ich aber sagen wollte – dieses Buch könnte ein bißchen Unruhe verursachen, vor allem jetzt, wo mein Foto überall kursiert. Es könnte sein, daß ich demnächst vom Schreiben leben muß.«

»Aber in Birmingham haben Sie doch erzählt, Sie wären im Ruhestand. Sie haben allen Leuten erklärt, Sie hätten sich frühzeitig pensionieren lassen.«

»Ich habe immer noch ein paar Beraterverträge.«

»Bei einer Reederei? Warum haben die Sie dann überhaupt pensioniert?«

»Ich mache andere Beratungen. Die Sache ist die: Ich möchte die Klausel mit der Option für das nächste Buch aus dem Vertrag für *Der Blick* heraushaben. Es könnte sein, daß ich für dieses nächste Buch mehr Geld brauche, und Sie hätten vielleicht ein besseres Argument bei Mandarin, mich besser zu bezahlen, wenn es von Anfang an so etwas wie Wettbewerb dabei geben würde, verstehen Sie? So eine Art Auktionssituation.«

Sally lachte schrill auf. Das Lachen einer Herausgeberin, das einem sagen sollte, daß man nichts von der Realität verstand. Sie redete aber gelassen weiter.

»Sie werden doch nicht darüber nachdenken, den Verlag zu wechseln, nur weil ich um ein paar winzige Änderungen gebeten habe, oder? Sie werden feststellen, daß auch andere Verlage ähnliche Ansichten – und Kalkulationen – wie Mandarin haben. Sie können natürlich Glück haben und ich wünsche Ihnen nur das Beste, aber es wäre ein Sprung ins kalte Wasser. Sie und Mandarin haben eine sehr gute Zusammenarbeit aufgebaut, wenn ich das mal so sagen darf. Sind Sie nicht dieser Meinung?«

»Ja, natürlich. Dies hat nichts mit den Überarbeitungen zu tun. Es geht darum, daß ich in Zukunft vielleicht auf mein Einkommen aus der Schriftstellerei angewiesen bin.«

»Dann schreiben Sie gut, Jack. So macht man das.« Irgendwie hatten wir das Gefühl, daß man das so nicht machte. Wie man es aber machte, das konnten wir auch nicht sagen.

»Für mich hört sich das so an, als würden Sie gerade eine Existenzkrise durchmachen«, fuhr Sally fort. »Verdammt, die ganze Welt tut das gerade – und nicht zuletzt auch das Verlagswesen. Warum kommen Sie nicht mal zum Essen hier nach London? Dann können wir über die Dinge reden. Wir besorgen Ihnen ein paar Auftritte im Radio, vielleicht auch bei einem von den Literaturprogrammen im Fernsehen. Das lohnt sich. Sie werden bekannter, man sieht Sie, Sie können mit den Leuten reden – so kommt man weiter. Das Treffen in Birmingham war schon ein guter Start. Ich glaube, Sie fühlen sich ein wenig allein gelassen, Jack. Das ist falsch. Mandarin wird sich schon um Sie kümmern. Und Sie kümmern sich dann um uns, okay? Aber dazu muß ich mit den Leuten reden, wie Sie ja selbst schon gesagt haben. Wie soll ich jemanden überzeugen, wenn Sie sich unsichtbar machen? Ich habe Sie wenigstens schon einmal getroffen – aber eben auch nur einmal. Sie geben uns ja nicht einmal Ihre richtige Adresse. Das verlangsamt die Kommunikation. Ich glaube, Sie sollten sich mal ein wenig in der Öffentlichkeit zeigen; gerade wenn Sie vom Schreiben leben wollen, wie Sie ja sagen. Wenn man sich unter einem Stein verkriecht, kann man keine Reklame für sich machen – und das ist es ja wohl, was Sie wollen. Ich glaube, Sie betrachten die Situation aus dem falschen Blickwinkel. Sie können kein Wunder erwarten, nur indem Sie den Verlag wechseln. Warum lassen Sie uns nicht versuchen, wirklich Publicity für Sie zu machen? Nicht jeder Verlag würde so etwas auch nur anbieten. Versuchen wir es, warten

wir ab, was passiert, und dann können wir sehen, wie es weitergeht.«

Wir wurden unter Druck gesetzt. Und noch schlimmer, hier wurde wieder versucht, unser Leben umzumodeln, es in eine Ordnung zu pressen, die nicht die unsere war.

»Ich werde es mir überlegen«, sagte Jack. Er steckte die verbleibenden Münzen wieder ein und wartete, bis die Verbindung unterbrochen wurde, weil das Geld alle war.

»Was zum Teufel«, fragte ich ihn, als wir zurückgingen, »meinst du damit, daß wir mit dem Schreiben unseren Lebensunterhalt verdienen wollen?«

»Ich werde das tun«, antwortete er. »Offensichtlich können wir mit dieser Jekyll und Hyde-Scharade so nicht weitermachen. Du bist doch sogar auf mich angewiesen, um mit Brenda und deiner Mutter fertig zu werden. Und genauso mit Tony Smith. Er könnte Ärger machen, weil ich seine Geschichte benutze, richtig? Wenn wir erst mal das Ende haben, dann wäre eine massive posthypnotische Blockade wohl angebracht. Ich würde sagen, du solltest ihm bald mal das Hirn ein wenig durchblasen und all seine vergangenen Leben in einer netten kalten Steinhöhle verbuddeln. Natürlich erst, nachdem wir die geöffnet und alles von Wert herausgeholt haben. Verpaß ihm den Gorgonenblick.«

»Du hörst dich an, als wolltest du ihn umbringen! In psychischer Hinsicht, meine ich. Ausrauben und ermorden. Jack, das ist verrückt. Du bist nicht mehr der gleiche Jack. Du veränderst dich. Irgend etwas übernimmt die Kontrolle. Was meinst du damit, »Mit Brenda und meiner Mutter fertig werden?«

Jack schwieg.

»Jack? Wo bist du?«

»In einem tiefen Loch, einem Loch tief in dir drin.« Seine Stimme klang hohl in meinem Kopf.

Ich hörte etwas rasseln. Das war das Kleingeld in meiner Hosentasche, mit dem meine Hand spielte.

Ich fühlte einen Drang in mir, nach Tynemouth zu fahren. Ja, nach Pen Bal Crag – dort, wo das Schloß stand. Wo es an der Percy Bay aufragte, die jetzt King Edwards Bay hieß, im Angedenken an den exotischen koketten Dilettantenkönig, der Piers Gaveston, Knaben, Dichter und Possenreißer geliebt hatte... und dem man einen weißglühenden Metallstab in den Arsch gerammt hatte.

Jack war wütend auf Sally und Brenda und Mutter. Diese Statisten in einem größeren Spiel, einem glanzvollen Drama, häuften sich langsam. Sie standen ihm im Weg. Sally war weit weg in London, und Mutter... na ja... vielleicht gab es doch Grenzen. Aber Brenda. Ja, Brenda.

Natürlich kannte er das Ende des Buches. Und auch seinen Titel. Es gab nur eine Möglichkeit: *Feuerwurm*. Aber zuerst waren da noch Tony... und Robert.

Robert, Lord Ranulph und ein Freund des Lords, der Prior von Coverham, standen alle nebeneinander und starrten auf den Salamander, der sich im Innern des Ofens hin und her warf.

Der Prior war ein feister, grobknochiger, ältlicher Mann mit philosophischen Ambitionen und einem maulbeerfarbenen Muttermal im Nacken. Coverham lag bei Schloß Middleham, dem Sitz Ranulphs in Yorkshire. Er war die 35 Kilometer herübergeritten, um sich dieses Wunder anzusehen. Hier war ein Elementarwesen, das in den Flammen lebte und nicht von ihnen verbrannt wurde, sondern sich statt dessen von ihnen nährte und das im Gegenzug das Feuer nährte und die Hitze immer auf der gleichen Temperatur hielt.

Die weiße Kreatur war seltsam amorph. Sie schien die Gestalt zu wechseln, sobald sie sich bewegte. Im einen Augenblick war es ein fatter, geringelter Wurm auf stämmigen Beinen, im nächsten ein Ding, das nur aus Tentakeln zu bestehen schien. Seine Gestalt entzog sich immer wieder dem Blick, aber es selbst blieb da – es verschwand nicht.

»Ihr habt ihm das Siegel aufgesetzt, Meister Lully?« fragte der Prior. Er hatte schlechten Atem trotz des Fenchels, den er kaute, um das zu übertünchen.

Lully wollte sich nicht festlegen: »Ich habe es aus der elementaren Welt hierhin herbeibeschworen, in unsere sublunare Welt. Hier gibt es nur einen einzigen Ort, wo es existieren kann – in meinem Athanor.«

»Was fühlt es Ihrer Meinung nach? Hitze? Qualen? Schmerzen? Ich an seiner Stelle hätte Schmerzen.«

»Nein, Hitze ist das Element, aus dem es kommt. Fühlt ein Fisch Schmerzen, weil er im Wasser ist? Qualen würde es in der Kälte fühlen, die uns angenehm erscheint.«

»Existiert es nur, Meister Lully? Oder kann es denken, kann es urteilen?« Robert wirkte sehr selbstzufrieden bei seiner Frage.

Lully antwortete: »Seine Denkweisen sind nicht die unseren, da seine Welt nicht unsere Welt ist. Wir können aber grundlegende Fragen über jedes existierende Objekt stellen – Utrum? Quid? De quo? Quare? Quantum? Quale? Quando? Ubi? Quomodo und cum quo? – und so können wir das Objekt begreifbar beschreiben. Wie ich es schon in meinem *Ars Compendiosa de Inveniendi Veritatem* geschrieben habe, der *Zusammenfassenden Kunst, die Wahrheit zu erfahren*.«

Der Prior wirkte leicht amüsiert, nickte aber. »Meine Kategorienlehre ist ein wenig eingerostet«, gab er zu.

Es fuhr wieder eine Leichenkutsche vor dem Fenster vorbei, aber das war nichts Neues oder Ungewöhnliches mehr.

Tony saß hektisch auf dem Sofa. Er knibbelte an einem Finger und zupfte die Haut ab.

»Und dann, ein paar Monate später, hat es eine Katastrophe gegeben. Eine Art mittelalterliches Tschernobyl. Der Wurm brach aus. Er wurde größer. Er zerstörte das Labor. Er konnte sich durch die Wände bewegen, als wären sie aus Wasser.«

»Ein mittelalterliches Tschernobyl!« Jack gefiel der Ausdruck, und er beschloß, ihn zu benutzen. »Ich mag das, Tony. Der Wurm entkam also aus dem Gefäß, das ihn beherbergte.«

»Aber erst, nachdem Meister Lully Erfolg hatte, Doktor! Erst nachdem wir gesehen hatten, wie er einen Becher voll Quecksilber und einen Klumpen Blei in pure Goldbarren

verwandelt hatte. Ich habe das gesehen. Mein Vater hat das gesehen. Auch der Prior von Coverham – der war zu der Vorführung zurückgekommen, und er war kein Dummkopf, den man leicht täuschen konnte. Lully hat den Stein der Weisen geschaffen und das Elixier wäre ihm beinahe gelungen. Aber dann brach der Wurm aus und verschlang den Stein.«

»Robert glaubt, daß er gesehen hat, wie Lully den Stein benutzt hat. Er glaubt, daß er gesehen hat, wie der Salamander zu riesigen Ausmaßen angewachsen ist. Aber keiner von euch wurde bei der Katastrophe verletzt. Sie sollten nicht vergessen, daß Lully ein Hypnotiseur war.«

»Er war kein Schwindler! Er war kein Scharlatan!« Wie leicht Tony dieser archaische Ausdruck doch über die Lippen kam. Wie bereitwillig er das verteidigte, was da mit ihm geschehen war. »Oh nein, Robert weiß, was er gesehen hat. Er weiß, was ihn da berührt hat. Was sich ihn geschnappt hat, und ihn dann wieder gehen – aber nie wieder ganz los ließ. Und der Wurm verschlang den Stein, bevor er entkam.«

Jack lächelte und strich sich mit dem Finger über die Stoppeln des Schnurrbartes, den er sich gerade stehen ließ.

»Ja?« bohrte er weiter.

»Dann bahnte sich der immer noch riesige Wurm seinen Weg nach Lambton. Irgendwie wurde er da in kleine Stücke gehauen, oder vielleicht zog er sich in der Kälte auch nur zusammen. Das war die Grundlage für die Legende vom Lambton-Wurm. Und danach kroch er weiter nach Tynemouth und verkroch sich da in einer Höhle. Raby, Lambton, Tynemouth – auf einer Landkarte liegen die alle auf einer geraden Linie, oder? Der Wurm kam nicht mehr weiter als bis Tynemouth – denn dahinter kommt nur noch das eisige Meer.«

»Wahrscheinlich fühlte er sich unter Pen Bal Crag so wohl, wie er sich nur irgendwo fühlen konnte«, spekulierte Jack.



»Wegen der geologischen Gegebenheiten. Diese Klippen bestehen aus Granit, aber darunter fließt ein Lavastrom. Magma ist da einmal durch einen Spalt hochgedrückt worden und erstarrt. Das hat den Wurm angezogen. Gefrorene Lava. Die Erinnerung an die feurigen, glühenden Tiefen.«

»Der Wurm ist immer noch in Tynemouth, oder, Doktor? Und der Stein, aus dem man das Elixier des Lebens erhalten kann, ist in ihm.«

»Ja, Tony«, sagte Jack sanft. »Es ist immer noch da. Das schrecklichste und das wunderbarste Wesen auf der ganzen Welt.«

»Und es weiß, daß wir da sind.«

»Es weiß, daß du da bist, Tony. Wir müssen uns ihm stellen, nicht wahr? Wir müssen ihm seinen Schatz rauben. Den Elixierstein. Erst dann kann dieses Monster wieder in die ursprünglichen Feuer zurücksinken, aus denen es gekommen ist. Erst dann kannst du frei sein. Frei von ihm und frei von Ted – und sogar frei vom Tod.« Jack sprach mit ruhiger Überzeugungskraft und Tony nickte bereitwillig.

»Natürlich dürfen wir niemandem davon erzählen«, sagte Jack. »Niemals. Das muß ein Geheimnis bleiben, selbst wenn wir Erfolg haben.«

»Ich verspreche es.«

»Das ist gut zu wissen. Ja, das ist sehr gut.«

»Was ist mit dem Buch, das du schreibst?« Ich mischte mich ein. Ich war immer noch in der Lage, hier oder da ein Wort dazwischenzubekommen, auch wenn Tony mich nicht mehr hören konnte. Er stand immer noch unter Hypnose, obwohl er das nicht bemerkte. Er war eingewoben in ein Netz von Anweisungen. Eine Kette von Befehlen.

»Ich glaube, dieses Buch ist hier ziemlich belanglos, meinst du nicht auch, Kumpel? Dieses Elixier ist ein Jungbrunnen. Es ist ein Allheilmittel. Es ist also auch ein Mittel gegen AIDS.

Medizin für die Seuche. Wenn ich das erst mal habe, dann überlege ich mir, was ich damit tun soll. Ich glaube, ein Kult von barmherzigen Adepten wäre gar keine schlechte Idee. Eine Geheimgesellschaft. Natürlich muß ich vorsichtig sein. In diesem Land wäre es vielleicht nicht angeraten, so etwas aufzuziehen. Es ist hier zu depressiv, seit den Thatcher-Jahren.«

»Das ist es überall auf der Welt. Dank AIDS.«

»Aber mit Repressionen kann man arbeiten. Es gibt geeignete Orte, John. Vielleicht eine griechische Insel. Vielleicht auch eine tropische. Irgendwo außer Sichtweite, wo ich diese neue Gesellschaft der Unsterblichen gründen kann, wo ich die Kontrolle über die Dosierung des Elixiers habe, und wo ich es spenden kann wie ein Sakrament.«

»Eine ganze Insel?«

»Da steckt Geld in der Sache. Sicher, wir könnten unser eigenes Gold machen, aber auch sonst fällt eine Menge Geld dabei ab. Das liegt in der Natur der Sache. Und das ist bestimmt interessanter, als Mandarin irgendwelche Horrormane anzudrehen. Aber zuerst müssen wir mit dem Horror hier fertig werden. Das ist vielleicht gar nicht so einfach.« Der Schatten eines Zweifels?

Ich war ungemein beunruhigt. Jack war zu einer seiner eigenen Figuren geworden. Und es gab kaum etwas, was ich tun konnte, um ihn zu beeinflussen oder von etwas abzuhalten. Während unserer schweigenden Aussprache hatte Tony uns verwirrt und erwartungsvoll angestarrt.

»Wie sollten ein paar lose Enden verknüpfen«, sagte Jack zu ihm. »Nur der Ordnung halber.«

Weit entfernt erscholl schwach ein Glöckchen und ich hörte Brendas Tür, als sie nach oben zu Mutter ging. Ein hilfsbereiter Bodhisattva, haha!

Die Ratgeber von Edward II setzten sich schließlich durch. Er mußte sich eine Zeitlang von seinen Maskeraden und Feiern, von Dichtung und Päderastie losreißen, um die Sache mit Robert Bruce und den Schotten endgültig zu erledigen.

Also ritt Edward 1314 an der Spitze einer großen Armee gen Norden. Wie es ihm die Pflicht vorschrieb, erschien Ranulph in Begleitung seiner beiden Söhne und hundert Lanzenträgern, die in seinem Sold standen, sowie Kriegsvolk und Bediensteten, und dazu seinen Lehnsherren aus York. Die Nevilles ließen Lully in der Sicherheit von Schloß Raby zurück, wo er inmitten der Ruinen seines Labors über die Flucht des Salamanders brütete. Ranulphs Teilnahme an dem Krieg gegen die Schotten kostete viel Geld. Zur Zeit war es nicht möglich, das Labor oben in Bulmers Turm zu reparieren und neu einzurichten. Also verbrachte Lully seine erzwungene Freizeit damit, das zurückgelassene Schloßpersonal zu unterrichten. Er brachte den Pagen Llulls *Ordnung der Ritterlichkeit bei*, an die er sich sehr gut erinnerte, und die ein Nachfahre eines dieser Pagen – der zukünftige Sir Gilbert Hay – im Jahre 1455 ins Schottische übersetzte, *Das Buch von der ritterlichen Zucht und Ordnung*. Er unterrichtete die Töchter (und damit zukünftigen Mütter des Haushalts, mit Llulls Abhandlung *Über die Erziehung, eine Schrift für Knaben*, bei der Lully selbst eigentlich Vorbehalte hatte. Es war ja in Ordnung, Knaben nicht zu sehr zu bemuttern, aber sollte man heranwachsenden Kindern wirklich nur Milch geben, bis sie laufen konnten? Und sollte man sie danach tatsächlich nur mit Brot und ganz wenigen Bissen Fleisch ernähren und ihnen nur ganz selten einmal Früchte geben? Aber er wollte schließlich dem Charakter treu bleiben, den er sich angeeignet hatte.

Es dauerte nicht lange, bis König Edward, der immer ein Ohr für Neuigkeiten hatte und der einen Haufen Gold bestimmt gut gebrauchen konnte, um diesen Krieg und weitere Abenteuer zu

finanzieren, von Meister Lullys erfolgreicher (wenn auch nicht zu Ende geführter) Transmutation gehört hatte. Er behielt die Information im Hinterkopf.

Die englische Armee marschierte unbehelligt über die Grenze, wobei sich der Dandy Robert de Neville den Spitznamen ›Der Pfau des Nordens‹ verdiente. Bei Bannockburn traf die englische Armee auf das schottische Heer. Obwohl die Engländer viele der Schotten auf große Distanz mit ihren tödlichen Pfeilen spickten, gelang es den Schotten irgendwie, die Stellung zu halten. Und so griff die englische Kavallerie an, und ritt direkt in getarnte Fallgruben und Tümpel. Es gab das Chaos, das Bruce sich erhofft hatte. Die Schotten vermeinten fälschlicherweise, daß die Schlacht schon vorbei sei, und stürzten aus ihren Verstecken auf das Schlachtfeld, um die Gefallenen auszuplündern. Das erweckte bei den Engländern den Eindruck, eine zweite schottische Armee sei zu der ersten gestoßen, und sie flohen Hals über Kopf mit dem Feind im Nacken. Eine militärische Farce. Oder auch ein Triumph, je nach Standpunkt. Während des Rückzugs hielt sich König Edward gerade lange genug im County Durham auf, um den Alchimisten der Nevilles abzuholen und ihn mit in die Hauptstadt zu nehmen. Lully wurde in Ehren im Tower von London untergebracht und erhielt die Anweisung, Gold zu machen.

Aber so sehr sich Lully auch bemühte, er konnte die Bedingungen in Raby nicht wiederherstellen. Vielleicht hatte er die ihm zustehende Quote an Salamandern schon aufgebraucht. Also schlug er dem König demütig vor, daß eine Steuer auf Wolle genausoviel Geld einbringen würde. Edward gefiel die Idee – und der falsche Lully verschwand heimlich aus dem Land. Er verbrachte seine verbleibenden Jahre fernab der Öffentlichkeit in Holland und schrieb Schriften wie *Clavicula*, den *Kleinen Schlüssel*, das *De Transmutatione*

*animae metallorum*, die *Experimente des berühmten Philosophen Raymond Lully von Mallorca*, in denen die wahre chemische Philosophie deutlich dargelegt wird, und nicht zuletzt auch den *Brief an Robert, den König der Engländer*, der jetzt doch kein heimlicher, philosophischer König wurde.

Ganz im Gegenteil. Das Land hungerte. Sintflutartige Niederschläge überschwemmten alles. Brotkrumen, dünne Kartoffelsuppe und durchweichendes eingepökelt Schaf waren fast unbezahlbare Luxusgüter. Der Krieg fand mal auf der einen, mal auf der anderen Seite der Grenze statt. 1319, in der Schlacht von Berwick, wurde ›der Pfau des Nordens‹ vom Schwarzen Douglas getötet. Douglas nahm auch dessen Bruder Ralph gefangen. Ralph kam gegen Lösegeld wieder frei und erbte den Titel des Lords von Raby. Er selbst nahm dann den schottischen König David in der Schlacht um Nevilles Kreuz gefangen. Ralph war Zeit seines Lebens der Kirche gegenüber äußerst großzügig, und so war er der erste Edelmann, der in der Kathedrale von Durham beigesetzt wurde, womit schließlich der Streit um den toten Hirsch sein Ende fand.

Aber Robert der Pfau war tot, tot, tot. Und wurde dann 500 Jahre später wiedergeboren, als Harry Bell aus der Front Street in Tynemouth, der dann hundert Jahre später als Gavin Percy wiedergeboren wurde, der dann fast unmittelbar nach seinem Tod als Tony Smith wiedergeboren wurde. Und sie alle wurden zu ihrer Zeit von dem Wurm berührt.

Außer vielleicht Tony Smith... aber jetzt hatte er sich ja erinnert, oder? Jetzt wußte er es. Er wußte, daß der Wurm einen Schatz bewachte – auf schreckliche Weise zusammen mit seinen versteinerten Opfern. Tief unten in der Höhle des kettenrasselnden Tynesiders. Das war gewiß.

## Epilog

### *Brendas Geschichte oder Ekstase*

Brenda hatte das Gefühl, sie sei zum Dienen geschaffen. Vielleicht hätte sie Serviererin werden sollen statt Sekretärin. Oder Krankenschwester. Aber eine Sekretärin war so etwas Ähnliches. Sie diente dazu, die Dinge, die von außen kamen, umzuleiten – in Johns Büro, in den Terminkalender oder in die Ablagenmappe. Und sie kümmerte sich um Johns Mutter.

Aber bis vor kurzem war es ihr gar nicht bewußt gewesen, daß in ihrem Leben nichts anderes passierte. Ihr Leben war nur eine Abfolge von Tagen gewesen, die sich immer wiederholten und aneinanderreichten wie die Blätter in einem Kopierer. Sie führten zu nichts. Aber das war ihr Leben – und wer stellt schon das Leben an sich in Frage? Womit soll man es vergleichen, um es in Frage zu stellen?

Wenn das Leben vorüberzieht, dann entwickelt es eine Trägheit, eine Starre, die sich nur schwer überwinden oder verändern läßt, wenn nicht sofort die ganze Welt erschüttert wird und ihren Lauf ändert. Ein Krieg kann so etwas bewirken. Oder eine Seuche!

Aber selbst dann, selbst dann... Man macht immer noch so weiter wie zuvor – zumindest versucht man das – bis der Zug endgültig aus den Gleisen gesprungen, bis das eigene Leben zur Bedeutungslosigkeit zerfallen ist.

Oder bis es plötzlich eine neue Bedeutung gewinnt. Eine strahlende Bedeutung. Eine Tiefe, die man sich nie hätte träumen lassen.

»Gewöhnliche Dinge werden bedeutsam durch die Liebe«, zitierte sie vor sich hin, während sie zum abertausendsten Mal (und doch auch zum ersten Mal) über die Jesmond Street am Friedhof vorbei zu den Cunninghams ging.

Das Zitat stammte von Shelley. Es hatte auf einer Grußkarte gestanden, die sie ihren Eltern zu deren letztem Hochzeitstag geschickt hatte. Brenda hatte bis heute die Worte nicht richtig begriffen, aber sie schienen ihr damals nett und passend. Doch jetzt, während die Platten auf dem Bürgersteig nach dem kürzlichen Regen feucht glitzerten, verstand sie ihre Bedeutung.

Grauschwere Cumuluswolken brachen über ihr auseinander und entschwebten gen Nordwesten, riesige Wollknäuel, die auf einer zunehmend blauen See trieben. Sie verstand es, während die Ulmen auf dem Friedhof grün schimmerten, während die Kieselbrocken in den Grabsteinen aus Granit glitzerten.

Tod, hier war der Tod. Verwelkte Blumen lagen zwischen Erdklumpen, und vor dem Eingang des Krematoriums stand eine Reihe schwarzer Wagen, deren Chauffeure rauchend an ihren Autos lehnten. Auch jetzt starben in den Hospizen der Stadt die Leute an dieser neuen tödlichen Seuche. Liebhaber, Kinder, es traf jeden.

Aber sie war zum Leben erwacht.

Sie fragte sich, ob sie wirklich in John verliebt sei. Hatte sich ein Vorhang tatsächlich über der Bühne ihres Lebens gehoben und entblößte dahinter den Blick auf sie beide, glücklich umschlungen in wahrer Harmonie?

Vielleicht war sie aber auch nur in die Liebe selbst verliebt? Dieses Gefühl des Verliebtseins hatte sich in den letzten Wochen irrational und unkontrollierbar gesteigert. Zeitgleich mit Johns Therapie von Tony Armstrong, den John aus Datenschutzgründen immer Tony Smith nannte.

Zur gleichen Zeit hatte auch John begonnen, sich zu verändern. Er ließ sich jetzt einen Schnurrbart stehen. Er hatte wieder damit begonnen, seine schwere Hornbrille zu tragen, die er vor Jahren durch Kontaktlinsen ersetzt hatte. Und seine Persönlichkeit änderte sich – was dann die Frage aufwarf, in wen sie eigentlich verliebt war? Hegte auch John amouröse Gefühle in bezug auf sie, und machte ihn das zu einem neuen Menschen?

Während der sieben Jahre ihrer Bekanntschaft hatte sie eine gewisse dezente Freundschaft für John Cunningham entwickelt. Sie fühlte sich bei ihm sicher, abgesichert, sogar gemocht. Und natürlich hatte Mrs. Cunningham Brenda immer mehr das Gefühl gegeben, zur Familie zu gehören. Beziehungsweise zur Nicht-Familie. Es schien, als sei Brenda das fehlende, komplettierende Teil. In den letzten Wochen war jedoch etwas Neues zu dieser Beziehung hinzugekommen – eine Quelle der Freude, des Entzückens hatte sich aufgetan.

»Gewöhnliche Dinge werden bedeutsam durch die Liebe«, wiederholte sie in den blauen Himmel hinein.

Irgendwie machte es nichts, daß John in eine seltsame Ferne abdriftete. Natürlich mußte sie ihr Äußerstes tun, um ihn nicht zu verlieren und ihn da wiederzutreffen, wo seine Seele ihr Ziel fand. Wenn er sich auf eine Art veränderte, die sie nicht ganz verstand – nun ja, auch sie erlebte gerade eine transformative Kraft in sich selbst, die dort immer schon geschlummert hatte, die in den letzten paar Wochen jedoch freigesetzt worden war, so daß sie sich jetzt wie eine andere Person fühlte. Und doch die gleiche Person. Die gleiche Person, aber strahlend und bar aller Tristesse.

Als sie an diesem Abend in Mrs. Cunninghams Zimmer herausgefunden hatte, daß sie über gar keine vorhergehenden Leben verfügte, hatte sie vielleicht auch den Schlüssel zu ihrer Veränderung gefunden. Bisher war ihr Leben belanglos



gewesen, völlig uninteressant. Diese Gewöhnlichkeit war zu einer Gewohnheit geworden, drohte ihre ganze Person zu bestimmen, bis zu ihrem Tode. Sie hatte kaum bemerkt, daß sie überhaupt ein Leben besaß. Ja, sie lebte und war es auch ganz zufrieden. Und doch hatte ihre Existenz sie nicht gepackt und verzückt.

Die Gewißheit, daß sie kein vergangenes Leben hatte, an das sie sich erinnern konnte, und vielleicht nicht einmal ein zukünftiges, hatte einen Lichtstrahl, einen Sonnenstrahl, magisches Mondlicht auf ihre jetzige Existenz geworfen. Hier war sie, im Hier und Jetzt. Genau wie John, zum gleichen Zeitpunkt, egal was gerade Seltsames mit ihm vorging. Ohne Vergangenheit und ohne Zukunft war sie frei.

»Gewöhnliche Dinge werden bedeutsam durch die Liebe.«

Sie schlenderte über den Bürgersteig, während die Autos an ihr vorüberfuhren. Schimmernde schwarze Krähen umkreisten die Ulmen, in denen Nester aus Stöckchen wie Krebsgeschwüre zwischen der Zweigen klebten und von anderen Zweigen beschirmt wurden. Darüber schwebten schneeweiße Möwen dem Festland entgegen, Papierschnipsel auf dem Wind, Spritzer auf einem Spiegel. Ihr Herz schlug schneller. Errötete sie?

Als sie an der Praxis ankam, stand die Tür zum Sprechzimmer weit offen. John war angezogen, als habe er vor, in die Stadt zu gehen. Hinter ihm saß Tony Armstrong auf dem Sofa und malträtierte seinen Daumen. Er sah nervös, widerstrebend, aber kraftlos aus. Sie fragte sich, warum der Kerl so früh und ohne einen Termin da war, und ob John vielleicht gerade versuchte, ihn herauszuwerfen. Sie kam näher, um ihm vielleicht zu Hilfe zu kommen.

»Ah, Brenda. Ich hatte gedacht, wir wären schon weg, wenn du kommst! Ich habe dir eine Notiz hinterlassen.«

Sie sah den Zettel auf ihrem Schreibtisch. Bevor sie ihn aufheben konnte, hatte er ihn schon wieder in die Tasche geknüllt.

»Ich fahre mit Tony nach Tynemouth runter. Ich werde gegen Mittag wieder da sein. Verschieb doch bitte die Sitzung von Mrs. Purdue, ja?«

»Ich mag die Küste nicht«, wimmerte Tony Armstrong. »Die eisige See. Sie wissen, warum.«

Auch über mehrere Meter Entfernung hinweg redete John ganz sanft auf Tony ein. »Wir sehen uns nur um, okay? Es ist ein schöner, sonniger Tag. Sie werden sich wohl fühlen. Nichts wird Sie beunruhigen.«

»Nein«, stimmte Armstrong tonlos zu.

Warum wollte John mit Tony an die Küste fahren? Vielleicht, um ihn mit einigen Erinnerungen zu konfrontieren. Das erklärte auch, warum Tony sich dagegen wehrte. Schwach wehrte.

»Natürlich kommen Sie mit«, sagte John einschmeichelnd. Er drehte sich um und bemerkte Brenda erst jetzt richtig. Er warf ihr einen seltsamen Blick zu und lachte. »Du bist heute so anders. Kein Lippenstift.«

»Rosa Lippenstift«, verbesserte sie. »Satin-Koralle.« Sie hatte eine Aversion gegen ihren bisherigen Lippenstift entwickelt, der ihr jetzt schrecklich schien – für Leute gemacht, die nur halbwegs lebten, halb blind, die nur das sahen, was man ihnen direkt vor die Augen hielt. Ein blutiger, wachsbleicher Lippenspalt wie das Hinterteil eines obszönen Affen.

»Korallen haben nichts mit Satin zu tun«, sagte John scharf. »Korallen sind hart und spitz. Sie zerschneiden die Haut. Es

gibt keine Korallen in der Nordsee, und damit auch nicht in Tynemouth.«

Was meinte er damit? War das eine Form der Abfuhr? Sie war gar nicht eingeladen, und doch herausgeworfen?

»Es ist zu kalt«, brabbelte Tony.

»Na komm, komm.« Johns Stimme war eine Liebkosung. Die gewaltsame Liebkosung einer Koralle, nicht die von Satin.

Gehorsam erhob sich Tony und ging mit John.

Brenda rief Mrs. Purdue an, um ihre Reinkarnationstherapie zu verschieben. Danach sortierte sie die Post und anschließend ging sie hoch, um Johns Mutter einen guten Morgen zu wünschen. Aber die alte Dame schlief noch; im Schlafzimmer war es dunkel und Brenda beließ es dabei.

Eine Welle der Ekstase überkam Brenda und spülte sie vor die Tür von Johns Arbeitszimmer – eine Hochstimmung, die sie selbst überraschte, ein aufkommendes Bewußtsein, daß sie ihn irgendwie umarmen mußte... während seiner Abwesenheit. Sie mußte ihn berühren und wenn schon nicht ihn, dann etwas, das zu ihm gehörte. Etwas, das existierte. Ein Licht strahlte in ihr.

Die Tür seines Arbeitszimmers war nicht verschlossen. Warum sollte sie auch? Sie sah sich flüchtig im Raum um, dann schaute sie sich alles etwas genauer an. Ein alter Schreibtisch mit Schubladen und ein moderner Drehstuhl. Eine schwenkbare Schreibtischlampe. Eine elektrische Schreibmaschine – das gleiche Modell wie das, das sie unten benutzte, und daneben eine halbvolle Ablage mit weißem Papier. Gardinenverhängte Fenster blickten auf ungepflegte, strauchbestandene Hinterhofgärten hinaus. Ein Bücherschrank aus Walnußholz mit Glasfenstern, vollgestopft mit Wörterbüchern, Lexika, medizinischen und psychologischen Fachbüchern. Und als Ablage eine große Kommode aus Mahagoni mit einem Dutzend abschließbarer Türen und

Schubladen. Über dem Kaminsims hing ein Kalender mit einer alten Radierung von einem schrecklichen Seemonster (einer Riesenkrake?), das in einem schrecklichen Sturm mit einem Segelboot kämpfte. Seeleute fielen entsetzensstarr oder schreiend in die Fluten. Das frühere Leben von jemandem mußte hier ein nasses Ende gefunden haben. Ober vielleicht war das auch ein Monster des Unterbewußtseins, das sich aus einer sturmzerwühlten schwarzen See erhob; sie wußte genug, um die Verbindung ziehen zu können.

Sie ließ sich in seinem Stuhl nieder, drehte sich damit einmal um die eigene Achse und hielt dann inne, mit den Fingern auf der gewohnten Tastatur.

In dem Schreibtisch war wahrscheinlich das Manuskript für das psychologische Standardwerk, an dem er immerfort arbeitete, jeden Abend. John tippte immerfort, hatte Mrs. Cunningham ihr erzählt. Er war schon seit Jahren mit diesem Buch beschäftigt. Eines Tages würde John vielleicht so bekannt sein wie Freud oder Jung. Brenda konnte ihm bestimmt bei der Überarbeitung helfen, beim Abtippen und Revidieren. Wenn auch nicht beim Überdenken.

Sie zog die Schublade zu ihrer Linken auf und fand da einen Schlüsselbund mit kleinen Schlüsseln. Natürlich waren die Schlüssel da. Sie klimperte damit, als seien sie eine leise Glocke, mit der sie Johns Aufmerksamkeit erreichen konnte, wo immer er gerade sein mochte. Stille breitete sich in dem Zimmer aus, als sie aufhörte. Ein Schauer rann belebend durch ihr Sein, ein Zittern stieg ihr das Rückgrat hoch, und nach ein paar Versuchen fand sie den Schlüssel, der in das mittlere Fach des Schreibtisches paßte.

In dem ein Stapel beschriebener Blätter lag.

Sie nahm den Stapel heraus und begann zu lesen:  
*Feuerwurm...*

Eine halbe Stunde später war sie am Boden zerstört. Nach der ersten Seite hatte sie begonnen querzulesen und nur hier und da genauer hingesehen.

Sie fühlte sich jetzt im Einklang – nicht mit dem Sein, sondern im Einklang mit dem Nichtsein. Eine bösartige Leere drohte sie freudig zu verschlingen. Der Blick vor dem Fenster (die Gärten, die Rückseiten der Häuser) schimmerte vage unscharf, so als sei ein Netz darüber geworfen worden, als lasse die Auflösung nach, als verschwimme der Brennpunkt hin zu einer anderen Szenerie, zu einem Zeitpunkt in der Vergangenheit.

Und genau das geschah dann auch.

Es war das neunzehnte Jahrhundert, dann das vierzehnte Jahrhundert. Dann zweihundert Millionen Jahre zuvor. Dichte, sumpfige, tropische Vegetation wucherte vor dem Fenster. Ein träger Strom, viel breiter als die Tyne, entleerte seine Wassermassen durch Riesenfarne, Moose und Schilfwälder in ein flaches Binnenmeer. Durch die Gardinen und das Glas sah sie diesen Fluß. Sie sah trockene, sonnenverbrannte, von Sandstürmen überzogene Wüstenei – deren Reste immer noch am Strand von Tynemouth, Cullercoats und Whitley Bay lagen, wo die Urlauber im Sand spielten und dösten. Das Meer rollte wieder über das Land und überschwemmte es. Die See zog sich wieder zurück. Vulkane stießen Lava und Feuer aus und verteilten Rauch und Asche in der Luft.

In einer schrecklichen Achterbahnfahrt wurde sie tiefer und tiefer in der Zeit zurückgetragen. Die Gegenwart war nur ein Staubkorn gewesen, ein winziger glitzernder Stein in einem granitenen Grabstein, der eine Milliarde Jahre alt und älter war.

Sie kam in der weitesten Vergangenheit an, als die junge Welt immer noch heiß und ungeformt war – und doch gab es da den Willen zu leben, elementares Leben, das keinerlei Ähnlichkeit mit dem späteren, kalten tierischen Leben hatte. Eine Welt der Hölle, in der heiße Teufel hausten. Die ersten Besitzer dieses Planeten. Sie starrte auf sie durch ein Fenster in der Zeit und konnte sie doch nicht genau erkennen. Aber sie wußte, daß das hier die Basis war, der Ursprung, das Zentrum der Existenz.

Die Reinkarnationstheorie kratzte gerade mal an der Schale, schabte nur ein paar überflüssige Zellen los. Aber tief unter allem menschlichen Leben öffnete sich eine schreckliche elementare Macht. Oh, sie hatte einen großen Teil ihrer Kraft verloren! Aber nur, weil sie durch Kilometer um Kilometer von Fels von uns getrennt war. Die Welt war immer noch ein weichgekochtes Ei – eine zerbrechliche Schale. Etwas gummiartiges Fleisch und dann ein riesiges, mächtiges, flüssiges Eigelb, in dem die Elementaren zirkulieren.

Erschlagen von dieser Vision einer anderen Realität hielt sie sich an dem Schreibtisch fest und schüttelte langsam ihren Kopf. Sie hatte keine Erfahrungen mit bewußtseinsverändernden Mitteln, aber sie hatte das Gefühl, als stehe sie jetzt unter Drogen, als hätten der Schreibtisch oder das Manuskript betäubende Dämpfe freigesetzt.

Ihr kam der Gedanke, daß ihr eigenes Gehirn Drogen erzeugt haben könnte, um den heftigen Schock zu kompensieren. Der Lebenserhaltungstrieb. Um zu verhindern, daß sie von dem zerstört wurde, was sie über Johns anderes Ich herausgefunden hatte. Vielleicht sogar über sein dominantes Ich. Zerstört von dem, worin dieser John verwickelt war – etwas, das jeder gewöhnlicher Erklärung spottete.

Aber dann stellte sie fest, daß die Freude immer noch in ihr war, wie ein heranwachsendes Kind, ungebrochen. Das innere

Strahlen blieb ungetrübt. Die Liebe, die sie zum Leben erweckt hatte, hielt unvermindert an.

Was hatte John – Jack – da geschrieben? »Ohne Ekstase, ohne das Feuer der Leidenschaft, gibt es keine Welt.« Das war richtig. Vielleicht nicht in bezug auf das Feuer, nicht bei dem Feuer, das er jetzt suchte. Aber in bezug auf die Ekstase. Ja, da bestimmt.

Die eingefrorene Feuerkreatur – der Salamander oder der Wurm – würde ihn verbrennen, würde ihn zu sich einfrieren. Beides zusammen. Man kann sich an Eis ebensogut verbrennen wie an Flammen. Der Wurm würde ihn einkern, sich um seinen Verstand winden, ihn wie eine Kröte in dem Felsen einschließen. Sie mußte das verhindern.

Aber zuerst ging sie zu der Kommode und sah sich deren Inhalt an. Darin lagen jeweils mehrere identische Taschenbuchausgaben. *Der Goblin* von Jack Cannon. *Der Nagel...*

Sie nickte bei dieser Bestätigung ihrer Vermutung und schloß die Bücher wieder weg. Dann schloß sie auch das Manuskript wieder in seine Schublade ein.

John war jemand anders, nicht wahr? Nun, das war eine neue Erkenntnis. Aber dieses Bewußtsein beunruhigte sie jetzt nicht. Im Gegenteil, es erregte sie.

Eine Glocke klingelte hartnäckig. Brenda schloß die Tür von Johns Arbeitszimmer hinter sich und ging über den Flur zum Zimmer seiner Mutter.

»Guten Morgen, Mrs. Cunningham.« Die Nachttischlampe brannte jetzt.

»Guten Morgen, Brenda. Arbeitet John heute in seinem Arbeitszimmer? Ich dachte, ich hätte die Tür gehört.«

Brenda schüttelte den Kopf. »Nein, er ist mit einem seiner Patienten nach Tynemouth gefahren.«

»Oh. Kann er mit seinem Patienten nicht den Bus oder die Straßenbahn nehmen? Ist das jemand, der sich wie ich nicht rühren kann?«

»Sie sind dahingefahren, um sich ein paar alte Schauplätze wieder anzusehen. Sehr alte Schauplätze.«

»Ah, ich verstehe. Aus einem früheren Leben. John hätte Sie mitnehmen sollen. Sie könnten auch ein wenig Seeluft vertragen.«

»Wieso? Sehe ich krank aus?«

Brenda war das gewohnt. (Hier in der Gegend begrüßte man sich immer auf diese ungalante Art: »Gott, siehst du aber schlecht aus.«)

Mrs. Cunningham sah genauer hin. »Ganz im Gegenteil! Sie sehen aus wie ausgewechselt, Brenda. Jünger.«

Im Vergleich zu was? In dem Manuskript war Brenda auf die stets hilfsbereite, ehrliche, pummelige Jane gestoßen. Die alte Dame konnte sich ihre kleinen Spitzen nicht verkneifen. Aber schließlich stand sie auf Brendas Seite, oder?

»Ich habe einen neuen Lippenstift, Mrs. Cunningham.«

»Ich wußte doch, daß da irgend etwas anders war!« Johns Mutter legte kritisch den Kopf zur Seite. »Ich mag die Farbe. Sieht natürlicher aus. Weniger aufdringlich.«

Komplimente mit Spitzen; es war ihr zur zweiten Natur geworden.

»Was hat John dazu gesagt?« fragte die alte Dame.

»Er hat gedacht, ich hätte keinen benutzt.«

»Oh, wie unaufmerksam Männer doch immer wieder sind. Aber mein John hat immer so viel im Kopf. Er arbeitet so viel. Mußten Sie ihn darauf aufmerksam machen?«

Brenda wurde rot: »Vielleicht habe ich das getan.«



»Sie haben heute ein wenig Farbe, Brenda. Es freut mich, das zu sehen.«

Brenda schüttelte den Kopf. Normalität. Banalität. Die ungewohnte Freude in ihr stand in so scharfem Widerspruch zu dem schalen Geschmack ihrer bisherigen Existenz. Sehnte sie sich nach diesem ›bisher‹ zurück? Nein, denn jetzt war die Sonne in ihr aufgegangen. Die Landschaft, die von ihren Strahlen beleuchtet wurde, war eine furchtbare, aber sie mußte sie durchschreiten und sie meistern, geleitet von ihrer Ekstase. Andernfalls würde John verbrannt und eingefroren werden, auf ewig gefangen in Stein.

»Ich werde ihnen die Vorhänge öffnen, Mrs. Cunningham.« Mit erzwungener Fröhlichkeit öffnete Brenda den Blick auf die Jesmond Road und den Friedhof. »Und ich hole Ihnen etwas Tee und Toast.«

»Ja, bitte.«

Brenda dachte an ihre eigenen Eltern, die jetzt nur ein paar Kilometer entfernt zu Hause saßen. Sie waren beide Mitte Sechzig und noch ganz gut in der Lage, für sich selbst zu sorgen. Ihr Vater war vor ein paar Jahren in den Ruhestand gegangen, nachdem er fast ein ganzes Leben lang bei der Steuerbehörde gearbeitet hatte. Und jetzt machten ihre Eltern mehrmals im Jahr Kurzurlaub auf dem Kontinent. Saga-Reisen, speziell für ältere Mitbürger. Sie waren schon in fast allen EU-Staaten gewesen und trugen überall ihre Ausweise mit sich herum, in denen versichert wurde, daß sie nicht HIV-infiziert waren. Würden sie in fünf Jahren immer noch so fit sein, daß sie reisen und sich selbst versorgen konnten?

Ihr älterer Bruder Alan – der Anwalt – war verheiratet. Seine Frau Rachel gehörte zu dieser hektischen, immer gehetzten, ruhelosen Art von Frau. Sie hatten drei Töchter, drei Nichten für Tante Brenda: Patricia, Justine und Annabelle. Sie lebten in Kent, weit weg. Brenda würde für Mrs. Cunningham sorgen

müssen, bis die alte Dame schließlich starb; und dann dürfte sie auch ihre Eltern mitpflegen. Sie würde, dachte sie, eine sehr aufopferungsvolle Frau sein. Ihr Leben wäre angefüllt mit fröhlicher, fleißiger Nützlichkeit.

Sie bekäme auch einen Ausgleich dafür: Einen geachteten Mediziner als Ehemann, der ihr zweifellos auch ein Kind schenkte, um das sie sich kümmern könne. Da sie schon fast in den Vierzigern war, gehörte sie in die Risikogruppe, aber sie war ja gesund.

Das war die Zukunft gewesen, die sie sich vorgestellt hatte. Bis sie sich an Johns – nein, Jacks – Schreibtisch gesetzt und die Schublade geöffnet hatte. Jetzt war alles anders. Oder etwa nicht? Es war, als sei dieses Gefühl der Freude nur ein Vorgefühl für das gewesen, was sie über John herausfinden würde. Wenn sie ihn vor diesem schrecklichen übernatürlichen Wurm retten konnte, dann konnte sie auch Jack an seinen ihm zustehenden Platz zurückweisen und das Gleichgewicht wiederherstellen, das es zuvor gegeben hatte. Sie konnte ihm sogar bei seinem geheimen Leben zur Hand gehen. Warum sollte er in seiner Freizeit keine Horrorromane schreiben? Er brauchte nur eine Vertraute, damit der Druck ihn nicht in zwei Hälften zerriß. Sie konnte ihm auch sonst helfen – sie konnte tippen. Man würde einen Kompromiß finden. Wenn sie nur die Macht benutzte, welche die Ekstase ihr verlieh.

Diese Ekstase konnte ihr keine neue Welt eröffnen, kein anderes Leben, in dem sie eine glamourösere, abenteuerlichere Existenz besaß. Sie wußte von der hypnotischen Sitzung in diesem Zimmer hier, daß sie über kein anderes Leben verfügte. Ihre Ekstase konnte ihre Macht auch nicht in dem realen Leben entfalten, das existierte, nicht in der Welt von John, seiner Mutter und ihren Eltern.

Sie eilte nach unten, um ein hastiges Frühstück auf einem Tablett zusammenzustellen. Der Herd und der Kühlschrank

und die anderen Küchengeräte waren vielleicht Anfang der 70er auf der Höhe der Zeit gewesen, aber jetzt nicht mehr. Das einzig Moderne war die Mikrowelle, mit der John für sich und seine Mutter schnell Fertiggerichte erhitzen konnte. Brenda würde eine neue Küche brauchen. Als Hochzeitsgeschenk. Wenn. Wenn sie ihn dem Wurm entreißen konnte.

Sie war selbst leicht überrascht darüber, daß sie tatsächlich an den Wurm glaubte. Ja, damit hatte sie kaum Probleme. Nicht nach dieser Vision, die dieses Gefühl der Freude ihr in Johns Arbeitszimmer zuteil werden ließ.

Sollte sie das nicht skeptischer betrachten? Durfte sie einfach so an die Existenz eines übernatürlichen Wesens in der Grotte von Tynemouth glauben? Bestimmt. Ihre Ekstase machte das möglich. Sie verbannte alle Zweifel aus ihren Gedanken.

Während sie darauf wartete, daß das Wasser kochte, dachte sie an das Kind, das John und sie haben würden, ein Kind, dessen Geist sie schon fast fühlen konnte, als Teil ihrer Freude. Sie dachte auch an Sex.

Als Brenda dreizehn gewesen war und ihre Regel gerade eingesetzt hatte, hatte sie sich von einem Jungen namens Peter Turpin... da... anfassen lassen. Und im Gegenzug hatte sie ihn angefaßt, hatte erstaunt zugeesehen, wie dieses Ding größer wurde und sich ihr entgegenstreckte. Sie konnte sich nicht vorstellen, wie jemand so ein Ding in den Schlitz stecken konnte, aus dem sie blutete, noch weniger, wie ihr das Vergnügen bereiten sollte. Sie und Peter hatten sich unter einem gewaltigen Rhododendron versteckt, oben im Jesmond Hain, weit entfernt von allen öffentlichen Wegen. Sie hatte sein Ding zusammengedrückt, um zu sehen, ob es dadurch wieder kleiner wurde, und plötzlich war es ein fleischgewordener Geyser, der ausbrach und weißes klebriges, riechendes Zeug über ihre Hände und nackten Beine verspritzte. Als sie nach Hause kam, wusch sie sich mehrfach

und hatte wochenlang Angst gehabt. Sie wollte nicht mit Peter reden und er schien ähnliche Skrupel zu haben, in ihre Nähe zu kommen. So als wäre sie ihm unangenehm.

Das Wasser kochte, der Kessel fiepte. Sie schüttete das Wasser in die Teekanne und stülpte die alte Warmhaltehaube über die Kanne.

So wenig war passiert – und doch so viel! Sie war immer noch Jungfrau. Sie betrachtete die Jungfräulichkeit nicht als Zustand, der entweder ungewöhnlich oder tugendhaft war. Sie fand ja auch den Besitz von Brüsten oder Beinen oder einer Nase nicht bemerkenswert.

Vielleicht mit Ausnahme der Lippen. Sie hatte ein zwiespältiges Verhältnis zu ihren Lippen, versuchte sie einerseits mit Lippenstift zu verbergen, aber gleichzeitig die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken. Es war ein vage erotisches Gefühl, wenn sie den fettigen Lippenstift auftrug. Eines Tages mochten diese Lippen von anderen, starken, unbemalten Lippen geküßt werden. Sie verdrängte diese andere Sache. Nur einmal hatte sie sich diese anderen, verborgenen Doppellippen zwischen ihren Beinen genauer angesehen. Das war, als eine Freundin von ihr, Joyce, ihr zugeraunt hatte, sie kenne ein Mädchen, das sich auch diese Lippen mit Lippenstift anmalte, damit ihr Freund sie auch da küßte. Ja, es gab da einen Mund zwischen Brendas Lippen, aber der sagte nichts und aß auch nicht. Einmal im Monat war er krank und verlor Blut. So als wäre er beim Zahnarzt gewesen, um etwas ziehen zu lassen.

Sie schmierte zwei Scheiben Toast.

Vielleicht hatte John auch nie eine Frau auf diese Weise berührt. Er hatte vielleicht nie seinen *Jack* zwischen diese Lippen einer anderen Frau geschoben. Vielleicht »holte er sich einen herunter«. Joyce hatte gesagt, das war es, was Jungen wie Gavin Percy mit ihrem Ding in der Hand machten. Anders

als Frauen mußten sie das tun. Sonst wurde ihr *Jack* von sich aus groß und starr und explodierte nachts im Bett.

Johns Jack war so groß geworden, daß er zu einem eigenen Individuum geworden war, mit bizarren Ideen, wenn man den Titelbildern dieser Bücher glauben konnte. Ein Cannon, eine Kanone, war etwas, aus dem Dinge herausschossen. Ja, genau da lag Jacks Ursprung – zwischen Johns Beinen. Sie würde sich mit Jack einigen müssen, würde zu ihm mit diesen Lippen zwischen ihren Beinen sprechen müssen. Dann wäre mit John auch wieder alles in Ordnung.

Wenn sie den Wurm besiegen konnte. Sie zitterte unkontrolliert, aber dann loderte ihre Ekstase wieder hell auf und sie trug das Frühstück nach oben. »Sie kommen schon allein klar, Mrs. Cunningham«, sagte sie, als sie das Tablett abstellte. »Ich sollte wirklich einmal nach Tynemouth fahren. Ich wünschte, John hätte mich tatsächlich gebeten mitzukommen, Patient hin oder her. Eigentlich hätte ich sowieso dabei sein müssen, als Zeugin im Fall eines Falles, oder? Schließlich ist das ja auch meine Aufgabe, wenn er im Raum nebenan Patienten hypnotisiert. Ich könnte ihm vielleicht helfen.«

Johns Mutter lächelte konspirativ.

»Ich werde es ihm vorschlagen. Ich glaube, er hört auf seine Mutter. Er sieht Sie ein wenig zu sehr als gegeben, und das ist nicht richtig... nicht wenn sie beide kurz davor stehen... na, Sie wissen schon.«

Als Brenda wieder in ihr Büro hinunter ging, strahlte sie vor Erwartung.

Als der braune Volvo kurz vor eins wieder in die kiesbestreute Einfahrt rollte, ging Brenda ihnen entgegen. Wie würde Tony Armstrong nach seiner Reise ans Meer sein? Sie war neugierig

und befürchtete, daß John sich von ihm verabschieden würde, solange sie noch draußen standen. Und dies war ja auch ihre allererste wissentliche Begegnung mit Jack. Freude wallte in ihr auf.

»Hallo Doktor, hallo Mr. Armstrong. Wie war das Meer?«

Der junge Mann blickte sie verständnislos an.

»Ich habe es kaum bemerkt.« Er blieb sitzen.

John sagte ihm: »Ich habe Ihnen ja erzählt, daß Harriet Martineau beim ersten Mal das Meer überhaupt nicht sehen konnte, als sie da gestanden hat, wo wir heute standen.«

Armstrong lachte. »Ja stimmt. Es war ja auch nicht viel. Nur eine Art Licht, das sich bewegte.«

John weihte Brenda ein: »Harriet Martineau war eine Schriftstellerin des neunzehnten Jahrhunderts, die eine Zeitlang in Tynemouth lebte.«

»Ja, ich habe vor ihr gehört.« Das hatte Brenda wirklich. Gerade diesen Morgen noch.

»Sie gehört zu einem von Tonys früheren Leben«, fügte John leutselig hinzu.

»Wir hatten Kaffee und Kuchen in dem Haus, in dem sie gewohnt hat«, erzählte der junge Mann. »Da ist heute eine Pension mit Cafe. Das Haus schien mir vage vertraut, obwohl es sich seitdem wohl sehr stark verändert hat.«

»Ich liebe selbstgebackenen Kuchen«, sagte Brenda. »Wie interessant, wenn man den in einem Haus ißt, in dem eine berühmte Schriftstellerin gelebt hat. Das macht es bestimmt noch interessanter!«

»Ja, es war ein netter Ausflug«, sagte John. »Nicht wahr, Tony?«

»Nett«, bestätigte der junge Mann. »Da könnte man öfter hinfahren.«

»Natürlich.« John strahlte. Als er aus dem Wagen stieg, sah Brenda Sand in den Ritzen der Gummimatte vor dem

Fahrersitz. Johns Sportschuhe hatte feuchte Flecke, die beim Trocknen salzige Krusten hinterließen.

Er ging um das Auto herum und ließ den jungen Mann aussteigen – der ebenfalls nasse Schuhe hatte.

Tony Armstrong hatte die See vielleicht nicht bemerkt, aber er war an ihr entlang gegangen, über Steine, Felsen und Tang, und dabei waren seine Schuhe benetzt worden.

»Beim nächsten Mal sollten wir nachts fahren«, sagte John, was nun wirklich nicht zu der Aussicht auf morgendlichen Kaffee und Kuchen paßte. »Dann sieht man den Unterschied. Wie wäre es mit Dienstag abend? Wir könnten uns ein Bier und einen Snack genehmigen. Die Kneipen sind Dienstags bestimmt nicht so überlaufen. Es ist dann fast Vollmond. Wir könnten das sehen, was Harriet von ihrem Fenster aus gesehen hat. Die mondbeschienenen Ruinen der Abtei, anderthalb Jahrhunderte früher. Dieselben Ruinen, derselbe Mond. Das ist Kontinuität! Die Dinge ändern sich und bleiben doch gleich. In einem anderen Jahrhundert sieht man vielleicht die gleiche Szenerie, wiedergeboren, nachdem die Seuche der Vergangenheit angehört.«

Tony lächelte: »Das würde mir gefallen.« Er scharrte mit den Füßen auf dem Kies, überrascht, so als hätte er vor kurzem in anderen Kieseln gescharrt.

»Sie werden geheilt sein«, sagte John. »Ihre Probleme gehören dann der Vergangenheit an. Das Leben wird anders sein.« Mit einem galanten Blick auf Brenda fügte er hinzu: »Die Liebe überwindet alles. Im Endeffekt ist Liebe die Grundlage jeder Therapie.«

Jeder Zweifel ihrerseits zerstob.

»Freude ist die Grundlage«, hielt sie dagegen.

»Ja, *Freude*«, stimmte er zu. »Darauf arbeiten wir hin. Wir müssen an der Welt und an uns selbst Freude empfinden.« Dann kommandierte er Tony: »Kommen Sie Dienstag abend

um acht hier vorbei. Erzählen Sie Carol, daß sie mit den Jungs einen heben gehen. Sie soll nicht auf Sie warten.«

»Gut.«

John verabschiedete Tony, schloß den Wagen ab und ging mit Brenda ins Haus.

Früher hatte er sein Mittagessen immer zusammen mit seiner Mutter eingenommen. Danach hatten sie vielleicht noch eine Runde Scrabble gespielt, während John die Fallnotizen für die Sitzungen des Nachmittags durchging.

Brenda brachte sich Brote mit, die sie entweder im Büro aß, oder, wenn das Wetter gut war, auf einer Parkbank auf dem Friedhof. Selten ging sie bis zum Jesmond Hain und nie in das Wäldchen selbst hinein.

Seit Jack aufgetaucht war, wurde seltener mit Mutter zusammen gegessen. John brachte ihr eine Kleinigkeit auf einem Tablett hoch, schützte Arbeit vor, und nahm sein eigenes Tablett mit in Jacks Arbeitszimmer, aus dem dann das Klappern der Schreibmaschine drang.

»Mrs. Nicholls kommt um zwei«, erinnerte Brenda.

»Ach ja. Ich glaube, ich werde für Mutter und mich ein paar Tagliatelle in die Mikrowelle schieben. Sie mag die Sorte von Marks & Sparks.«

»Nun, ich könnte ja...« setzte Brenda an.

»Nein, das kann ich nicht annehmen. Ich werde es tun, und ich werde ihr auch Gesellschaft leisten.«

Er hatte gar nicht abgewartet, was sie vorschlagen wollte. So als ob er das bereits wüßte.

Die Zufriedenheit war ein warmer Schauer, der sie durchzog.

Der nächste Dienstag begann regnerisch, aber am Nachmittag klarte es auf. Als Brenda am Abend zu den Cunninghams zurückkam, zeigte sich der dämmrige Himmel fast wolkenlos, und eine warme Brise zog von Südwest herüber. Der Mond war noch nicht aufgegangen.



Mrs. Cunningham hatte versucht, John zu überzeugen, und war auf keinerlei Widerstand gestoßen. Seine Einladung an Brenda, sie bei dem Ausflug nach Tynemouth zu begleiten, war äußerst ritterlich vorgebracht worden.

Brenda hatte sich Gedanken gemacht, was sie tragen sollte. Sie würden in eine Kneipe gehen und die Kneipen an der Front Street waren beliebt bei der Jugend von heute. John hatte auch gesagt, sie wollten sich die Ruinen der Abtei ansehen; von wo aus? Beim letzten Mal waren er und Tony mit nassen Füßen zurückgekommen. Schließlich hatte sich Brenda für ihren grünkarierten Rock und Stiefel entschieden, zusammen mit einer hochgeschlossenen, langärmeligen weißen Seidenbluse mit chinesischem Schnitt, und einem weißen Wollschal für den Fall, daß es kalt wurde.

John schien mit ihrer Aufmachung zufrieden zu sein. Tony war gerade in den Volvo gestiegen. John musterte Brenda von oben bis unten, dann nickte er.

»Du siehst ziemlich elegant aus, meine Liebe.«

Ziemlich? Vielleicht benutzte er das Wort auf altmodische Weise. Absolut elegant. Das hatten ihre Eltern gesagt. Und er hatte »meine Liebe« gesagt.

»Verlockend«, sagte Tony vom Beifahrersitz aus, wo er jetzt angeschnallt war. Das war irgendwie das falsche Wort. In diesen Tagen versuchte niemand mehr, sexy auszusehen; Sex bedeutete Todesgefahr. In gewisser Weise, auch wenn diese Gefahr so schrecklich war, war das für Brenda eine Erleichterung... Es war ganz gut, wenn man die Gefahr vor Augen hatte!

Schlagartig erinnerte sich Brenda an den wahren Grund für diesen Ausflug nach Tynemouth. Sie hätte das beinahe vergessen. Sie war dabei, in einem banalen, romantischen Nebel zu entschwinden. John – Jack – würde Tony als Köder für den Wurm benutzen. Er würde es zumindest versuchen.

Tony schien dies nicht zu begreifen. Er sah so entspannt aus, als habe er sich irgendwo an einen sicheren Ort in sich selbst zurückgezogen. Brenda durfte keinen von ihnen merken lassen, daß sie Bescheid wußte. Erst im richtigen Augenblick.

Im diesem Moment schien die Wahrheit ungeheuerlich, als hätte sie alles ganz falsch verstanden. Sie mußte wachsam bleiben, um zu sehen, wie John den Ablauf dieses Abends manipulierte. Und wie er Tony manipulierte. Sicher beruhte Tonys Verhalten jetzt auf – wie nannte man das doch gleich? – posthypnotischen Einflüsterungen, und ihm war gar nicht klar, daß er beeinflusst wurde, daß er immer noch hypnotisiert war. Man kann jemanden unter Hypnose nicht zu etwas zwingen, was dieser Person völlig zuwider ist. Kein Hypnotiseur kann jemanden dazu bewegen, direkt in ein Feuer hinein zu marschieren. Der Verstand würde einen Ausweg finden, eine Ausrede konstruieren, wie zum Beispiel ein lahmes Bein. Sie war sich dessen sicher. Freudige Erkenntnis durchflutete sie, eine überwältigende Gewißheit.

Als sie die Küstenstraße entlangfuhren, lagen hunderte von Halsketten aus orangenen Lichter auf den Abhängen von Hebburn und Jarrow, während sich am Fluß weiße Lichter dahinzogen und über das verbliebene Werftgelände und die Docks hinausragten. Schwach gegen den Nachthimmel auf dem Berg hockte die schwere Plattform des Pensher-Denkmal.

Ein paar Minuten später fuhren sie zur Kehre von Billy Mill hinunter. Dann kamen sie auf der einen Seite am schwarzen Baumbestand des Tynemouth Friedhofs vorbei, und auf der anderen an den Villengrundstücken: Ziegelsteinkästen mit großen malerischen Fenstern. In vielen davon schimmerte es blau – Fernsehgeräte.

An einer anderen Abzweigung kurz vor dem Meer und Long Sands Strand fuhren sie nach rechts Richtung Broadway: Häuser und noch mehr Häuser. Bankdirektoren, Versicherungsmanager, was auch immer. An der Kirche vom Heiligen Geist bogen sie dann in die Front Street ein. John zwängte den langen Volvo in einen der leeren Parkplätze auf dem Mittelstreifen.

Junge Männer und Frauen spazierten links und rechts gruppenweise die Straße hinauf und hinunter, wechselten von den Lichtern des *Salutation* zu denen des *Cumberland Arms* oder denen des *Percy Arms* und dem *Turk's Head*: Aus der Kirche mit dem zerbombten Turm war jetzt eine Szenedisco geworden, die man zum *Land of Green Ginger* umgetauft hatte.

Tony deutete auf ein hohes, weißgestrichenes Haus, das in den Hang eingelassen war.

»Da hat sie gewohnt, Miss Martineau.« Sein Akzent kam schon deutlicher durch. »Es gab da sogar eine blaue Tafel, aber die ist abgefallen.« Er deutete mit dem Finger. »Und da habe ich gelebt. Wenn man das noch ein Leben nennen kann, nach – nach...« Er warf einen furchtsamen Blick in Richtung des Kirchturms und des Schlosses, das über Pen Bal Crag in den Himmel ragte. Sein ganzer Körper zitterte unkontrolliert, als ob sein Gehirn in Panik motorische Reflexe an seine Beine gesandt hätte, ohne ihn vorher zu konsultieren.

John legte eine Hand auf Tonys Arm. »Es ist alles in Ordnung«, flötete er. »Du wirst dich gut fühlen. Frei sein. Nichts wird dich beunruhigen. Komm, versuchen wir es einmal mit dem...« Er blickte die Front Street hoch und wieder runter. »... mit dem *Gibraltar Arms*, na?«

In dieses Schanklokal am Ende der Straße, mit dem Rücken zum Schloß, hatte Van Amburgh (und Shanky Elwes) den

sabbernden und besinnungslosen Harry Bell geführt und ihm einen Brandy eingeflößt.

Geister schienen über die Front Street zu spazieren, als sie auf das Meer zungen: Spukgestalten von Soldaten und Fischweibern, kleinen Jungs und Damen in Hauben, Männern in Fracks und Zylindern, sogar ein Orgelspieler – Gestalten, die sich mit den Jugendlichen aus dem zwanzigsten Jahrhundert vermischten, die selbst von einer Pest befallen waren.

Trotz all der geparkten Autos und der elektrischen Straßenbeleuchtungen, trotz der Disco-Musik, die aus dem *Turks Head* drang, als sich die Tür öffnete, trotz des neonhellen Fensters des McDonalds und des pastellbeleuchteten indischen Restaurants, fühlte sich Brenda in der Vergangenheit verloren, ein Jahrhundert zurückversetzt. Sie befangerte ihren hohen Kragen.

Ihre Füße schritten dahin, wo John sie hin befahl, und wann. Sie schritt freudig voran. Die Freude war ein Magnet, der ihre Schritte lenkte, der sie davontrug, ihres Kommens harnte, sie erwartete. Sie wollte die Jugendlichen auf der Straße um Hilfe anflehen, aber irgendwie konnte sie das nicht. Sie konnte nur, dachte sie schwach, nach Harry Bell rufen. Nach Tony. Auch er schritt dahin, wohin John es ihm befahl, und sah dabei still und zufrieden aus. Es wurde Brenda plötzlich klar, daß John – nein, das war dieser Jack – sie kontrollierte. Er dirigierte ihre Handlungen.

Wie konnte das sein? Aber es war so. Sie wußte es. Irgendwie, irgendwann auf dieser Fahrt von Newcastle hierhin hatte sie eine Grenze überschritten, war in Jacks Welt hinübergewechselt. Sie war eine Gefangene seines Verstandes.

»Das hat nichts mit Hypnose zu tun«, dachte sie in Panik.  
»Das hier ist etwas anderes!«

Mittlerweile war es dunkel abseits des Scheins der Straßenlaternen. Dunkel, bis auf die Stellen, wo silbrige Helligkeit durch die steinernen Fenster der Abteiruinien schien: Wie Jack es vorhergesagt hatte, kam der Mond heraus wie ein leuchtendes, aufgedunsenes Gesicht. Eine Autohupe erklang in der Nähe, wurde aber vom Dunkel verschluckt.

»Ich glaube, wir wollen im Augenblick gar keinen Drink, oder?« meinte Jack. »Es ist eine angenehme Nacht für einen Spaziergang zum Hafen.«

Kurze Zeit später stiegen sie die steile Straße am Schloßgraben hinunter, auf den Keil aus Kiesel und Sand zu, zwischen Pen Bal Crag und der spanischen Festung. Kleine schwarze Formen von verankerten Booten schaukelten vor dem Jachtclub; mit Masten wie abgestorbenen Bäumen. Das Licht am fernen Ende des Nordpiers leuchtete rhythmisch auf. Das Licht des Südpiers spiegelte sich über eine ölige Fläche von Wasser hinweg.

Sie gingen den Weg entlang, direkt zum Ende des Piers. Bis genau unterhalb der Klippe und den Ruinen. Der gewaltige Kran hockte auf dem Pier wie ein verstaubter Behemoth und wurde größer und größer. Sie roch Tang und Algen. Der Mond sah gleichmütig zu. Ihn kümmerte das hier alles nicht, obwohl sein Gesicht kalt und Kälte ein Teil dessen war, was hier geschah. Kälte und die Hitze eines Ofens.

Schweißgebadet, aber zitternd zog Brenda den Schal enger um ihre Schultern. Sie errötete. Ihre Ekstase hielt sie aufrecht.

War diese Willenlosigkeit, diese Schwäche, erst auf dem Weg zur Küste heute nacht aufgetreten? Oder hatte sie diese seltsame, schreckliche Grenze schon lange zuvor überquert? Vielleicht schon... damals in der Jesmond Road, als ihr Glück sich ihr zum ersten Mal gezeigt hatte? War sie damals schon in Jacks Welt hinübergewechselt?

Sie war in sein Arbeitszimmer gegangen. Sie hatte auf seinem Stuhl gesessen und mit dem Lesen begonnen. So war sie in die Höhle des kettenrasselnden Tynesiders gekommen – und die Höhle war in sie hineingelangt.

Sie verstand nicht weshalb, aber wußte jetzt, daß es so war. In ihrem Innern konnte sie ihre eigenen Gedanken denken. Waren es wirklich ihre Gedanken oder die Gedanken von jemand anderem? Sie hatte Angst um sich. Und doch, unaufhaltsam, näherte sie sich... Ihm.

Wenn sie doch nur schreien könnte. Aber zu schreien vermochte sie nur tief in sich drin. Sie durfte nicht schreien, sie mußte ihrer Freude vertrauen. Ihre Freude war der Schlüssel.

Sand, der irgendwann auf den Pier geweht worden war, knirschte unter ihren Stiefeln.

Woher kam dieses Freude? Sicher nicht von... Nur ihre Freude stand zwischen ihr und dem Wurm, wie eine dünne Membrane, ein Hymen. Sie war Jane, die arme Jane, die von Harry Bell und einem anderen zur Höhle des kettenrasselnden Tynesiders geführt wurde, auch wenn es jetzt anderthalb Jahrhunderte später war. Wohl wissend, nur zu gut wissend, wohin sie geführt wurde.

»Wie ihr sehen könnt, haben sie den Pier nachts dicht gemacht«, sagte Jack, als sie an der rostigen Eisenschanke ankamen, die den Weg weiter hinaus auf das Meer versperrte. Er ging zu den schmalen Stufen hinüber, die links in die Mole gemeißelt waren. Sie folgte ihm, dann kam Tony. Durch ein offenes Gatter gelangten sie zu der langen Reihe von Granitstufen, die sich die Mauer hinunter bis auf das Kieselgeröll erstreckte, an dem die große schwarze Nordsee leckte und sich dann wieder zurückzog.

»Laßt uns einen Spaziergang über die Felsen machen.« Jack kletterte hinab. Er ließ eine kleine Taschenlampe aufleuchten. »Es ist hier ein bißchen glitschig. Paßt auf, wo ihr hintretet.«

Im Lichtschein seiner Taschenlampe und des Mondes geleitete er sie über die knirschenden Kiesel und dann über den Lavaboden.

Brenda fühlte, wie sich der Wurm bewegte, wie die erstarrte Lava schmolz – wie die unterirdischen Passagen sich öffneten, so daß neue, heiße Lava auf den Tiefen hervorquellen konnte. Und ja...! Diese Vision erschien vor ihr so deutlich wie diese andere Vision in Jacks Arbeitszimmer: Die Lava sprengte die Spitze von Pen Bal Crag ab, schleuderte die Ruinen des Schlosses und der Abtei in den Himmel und erzeugte einen kleinen Vulkan am Ende der Front Street, der in Dampfswolken gehüllt war, wo die See an den östlichen Hang plätscherte und die Wasserzungen aufkochten und verdampften.

Das Klima der frühen Erde, wiederhergestellt neben diesem Touristenzentrum. Ein Ofen im Schmelztiegel des Kraters. Die Schiffe auf See brauchten den Granitleuchtturm am Ende des Piers nicht mehr. Sie konnten ihren Kurs nach dem Tynemouth-Vulkan setzen. Und in dem Krater schwamm der Wurm, beleckt von den Flammen. Wenn man einen rostigen alten Hammer in den Krater warf, dann würde der Kopf wieder ausgespuckt werden, transformiert – golden.

Als sie sich der Quelle näherten, änderte sich die Welt noch mehr, wurde fast vollkommen zu der von Jack, der des Wurms. Es gab Abstufungen, Schichten. Sie näherte sich dem Grund dieser Schichten, tief in den Konstruktionen eines anderen Verstandes, des Unterbewußtseins der Realität.

Aber noch nicht ganz in der innersten Tiefe gefangen. Glitschige Tangbüschel zerplatzten unter ihren Stiefeln und sie stolperte zur Seite in eine Pfütze und fand gerade noch im letzten Moment ihr Gleichgewicht zurück.

Sie versuchte sich loszureißen. Wo war ihre Ekstase jetzt? Direkt vor ihr. Es war nicht mehr weit.

»Aaah...!« Es gelang ihr endlich, aufzuschreien. Da war nur die Nordsee, die ihr lauschen konnte.

»Es ist nicht mehr weit«, wiederholte Jack spöttisch. Einen Augenblick lang fing sich das Mondlicht in seinen Brillengläsern und spiegelte sich, und da waren zwei winzige Monde, so als hätten sich seine Augen aufgebläht und leuchteten jetzt, wurden zu einer anderen Art von Auge.

Wenn sie ihm diese Brille vom Kopf schlagen konnte, vielleicht würde sie dann nicht mehr mit seinen Augen sehen müssen. Sie hob eine Hand, um das zu tun, aber es war die falsche Hand. Jack stand auf der anderen Seite. Verwirrt, die Geste jetzt ziellos, ließ sie die Hand wieder sinken.

Hatte sie je wirklich einen Jungen namens Peter berührt?

Wie konnte sie diese Illusion zerbrechen, wenn sie ein Teil von ihr war, wenn sie in ihr gefangen war?

»Wieso...?« keuchte sie ihm entgegen.

Jack hatte John jetzt vollkommen verschlungen, ihn von innen nach außen verdaut. Jetzt tauchte er auf und wand sich wie ein hungriger Schal um ihn.

Er lachte: »Nu, Jungs, hört mal her, ich kenn da eine schrecklich Mär.«

»Ist das wirklich alles?« stieß sie mühsam hervor. »Bin ich immer noch in der Jesmond Road?«

Das Meer zischte wie ein Nest voller Vipern.

»Oh nein, Brenda. Das hier ist sehr real. Wir sind jetzt hier an der Höhle. Wir klettern jetzt hinein. Heutzutage ist es nur noch eine kleine Grotte, weil unser Harry hier eine Bombe gezündet hat, wodurch die Höhlendecke eingestürzt ist. Aber wir passen noch hinein, so wie Gavin und Ted. Und dahinter sind unendliche Tiefen. Sie öffnen sich beim Klang eines Horns, bei magischen Begebenheiten, oder bei Akten der Ekstase. Dann wird der Stein durchlässig. Danach schließt er sich wieder. Vielleicht.«



Brenda und Harry folgten der Taschenlampe, und Harry half ihr in die dunkle kleine Höhle hoch, die mit einem Teppich aus abgestorbenen schwarzen Algen bedeckt war. Jack hockte sich an den Eingang der Höhle zwischen ihnen und dem Meer.

»Zieh deine Hosen aus, Harry«, flötete Jack. »Jetzt bist du wieder hier. Das ist das, was du wolltest. Und hier wolltest du es. Es wird dich heilen. Hier ist Jane. Sie wartet darauf. Du, Harry, bist der Schlüssel, sie ist das Schlüsselloch. Steck deinen Schlüssel hinein und öffne sie. Such dir aus, welches Schlüsselloch du bevorzugst, das hintere oder das vordere.«

Brenda erstarrte paralysiert, als Harry – Tony – seine graue Anzugshose, die den Uniformhosen eines Schuljungen ähnelten, öffnete und sie herunterließ. Er schleuderte seine Schuhe von sich, um die Hose über die Füße zu bekommen. Jack ließ den Strahl der Taschenlampe spielen, um ihm dabei zu helfen. Harrys blau gestreifte Unterhose wölbte sich deutlich. Er streifte sie ab und kam gebückt auf sie zu, sein Teil wippte auf und ab.

»Nein«, wimmerte Brenda. Sie konnte sich nicht bewegen. Es war, als würde Jack ihre Arme und ihre Beine festhalten, obwohl er doch einige Meter von ihr entfernt war.

Harry hantierte an ihrem Rock. Er fummelte am Reißverschluß und ließ den Stoff herabgleiten. Er hob erst ihren einen Fuß, dann ihren anderen, als sie sich schwankend bückte. Anschließend breitete er den Rock wie eine Decke aus. Er streifte ihr das Baumwollhöschen ab. In Jacks Vorstellung hatte sie immer weiße Baumwollunterhosen getragen.

Harry ließ sie auf dem Rock knien. Ihre Gliedmaßen gehorchten ihm. Er breitete ihre Gliedmaßen aus, so daß sie mit gestreckten Beinen auf dem Bauch lag. Ausgestreckt, ihre Brüste gegen den Stein gedrückt.

Ein Feuer brannte sich in sie hinein und sie wand sich. Sein Gewicht lag auf ihr, zuckend.

»Ted!« zischte er in ihr Ohr. Nicht mehr Jane, sondern Ted. Ein großer Ted. Sie jammerte und ihre Fäuste hämmerten auf den Fels, rissen die Algenpolster los. In ihrem Verstand klingelte es wie eine Tasche voller Kleingeld. Harry begann zu stöhnen.

Der Wurm kam. Er kam.

Trübes milchiges Licht füllte die Höhle. Das Licht drang durch die Felswand vor ihrem Gesicht. Der Stein löste sich auf, wurde durchsichtig. Sie sah einen langen glatten Gang, der in der Entfernung verschwand. Und von da kam, sich windend und überschlagend, mit verschiedenen Gestalten zur gleichen Zeit, ein großer Klumpen einer weißen Masse.

Als Harry aufschrie, kam der Wurm. Brenda fühlte, wie sie in den Stein gesaugt wurde, weg von dem glühenden Stab in den kühlen festen Griff der Ewigkeit inmitten einer ununterbrochenen Weiße ohne jede Form. Ein Fotonegativ der Schwärze.

»Wer da?« brabbelte eine Stimme neben ihr. »Du, Gav? Komm nicht näher, Gav! Nicht nach... nach... lange. So lange. Nur eine thermo-nukleare Explosion kann uns herauschmelzen. Uns verdampfen. Uns beenden. Nur das kann den weißen Steinkraken töten. Klettere in den Kran und zerspreng den Felsen zu Atomen. Gav, bist du das? Nein, komm nicht näher. Du darfst ihn nicht berühren.«

Irgendwie erreichte sie ihn und wiegte ihn in ihren weißen unsichtbaren Armen, umschlang ihn mit ihren weißen unsichtbaren Beinen, mit ihren weißen saugenden Tentakeln.

»Nein, Gav, nicht!« schrie er.

Sie mußte etwas festhalten, etwas berühren, mußte fühlen, wie sich etwas gegen sie aufbäumte. Wenn sie ihn lange genug festhielt, vielleicht würde er seinen Verstand wiederfinden. Vielleicht würde sie den ihren wiederfinden.

Sie hielt Ted weiter fest und erinnerte sich an heiße Ekstase.

Ich las, was Jack geschrieben hatte, und erhob mich auf wackligen Beinen. Ich konnte mich an nichts davon erinnern, an gar nichts. Das war doch bestimmt alles nur eine Geschichte? Aber... was war, wenn es das nicht war? Die Sonne schien auf die Hinterhausgärten in der Jesmond Road. Meiner Uhr zufolge war es 11 Uhr, Mittwoch morgen.

Unten schellte das Telefon. Es schellte immer weiter. Normalerweise hätte Brenda abnehmen sollen. Wo war sie?

Wo war Jack?

Wer da auch anrief, er gab nicht auf, also eilte ich in Brendas Büro hinunter.

»Hier ist John Cunningham.«

»Gott sei dank. Hier ist Andrew Jarvis, der Vater von Brenda. Ist sie da?«

Ich stellte ihn mir vor: ein kleiner dicklicher Mann mit schütterem Haar und kantigen Gesichtszügen. Brenda konnte nicht hier sein, sonst wäre sie ans Telefon gegangen.

»Nein. Ist sie nicht.«

»Wissen Sie, wo sie ist?«

»Bedauerlicherweise nicht.«

»Sehen Sie, sie ist heute nacht nicht nach Hause gekommen. Wir dachten, vielleicht wären Sie beide... nun, wie soll ich sagen?«

»Ich verstehe, was Sie meinen.« Wir hätten vielleicht die Nacht zusammen verbracht.

»Das sieht Brenda gar nicht ähnlich – nicht nach Hause zu kommen und uns nicht anzurufen. Etwas stimmt da nicht. Sie sind doch gestern mit ihr nach Tynemouth gefahren, oder? Sie hat uns da nicht nur eine Geschichte erzählt?«

Sind wir? Sind wir nicht?

»Sind Sie noch da, Herr Doktor?«

»Ja.«

»Ja, was? Waren Sie in Tynemouth?«

Ich hatte nur Jacks Geschichte als Anhaltspunkt, also schien es am sichersten, das zuzugeben.

»Ja, waren wir.«

»Um Himmels willen, haben Sie sie wieder mit nach Newcastle gebracht? Wohin? Nach Haus?«

»Nein, ich habe sie abgesetzt. Sie wollte noch ein paar Schritte Spaziergehen. Einen klaren Kopf bekommen.« Ruhig andeuten, sie sei nicht ganz nüchtern gewesen. Was konnte ich dafür?

»Wie spät war das?«

»Vielleicht elf. Das hört sich gar nicht gut an, Mr. Jarvis. Ich glaube, Sie sollten die Polizei benachrichtigen.«

»War sie mit diesem anderen Kerl zusammen? Dem Verrückten? Haben Sie sie beide zusammen abgesetzt?«

Was war mit Tony? Jack hatte darüber nichts geschrieben. Tonys Aussage könnte im Widerspruch zu meiner stehen. Wenn ich doch jetzt nur aufliegen, bei Fenwick anrufen und Tony an den Apparat kriegen könnte. Falls er da war. Carol Armstrong hatte mich aber noch nicht angerufen, weil sie auf der Suche nach ihm war. Sie hatte sowieso genug von der ganzen Sache gehabt, oder? Vielleicht hatte sie ihn verlassen. Vielleicht interessierte es sie auch nicht mehr.

»Ja, ich habe ihn auch abgesetzt.« Nur nicht sagen wo. Sollte Jarvis sich doch seine eigenen Gedanken machen.

»Benahm er sich komisch?«

»Ich würde ihn nicht als komisch bezeichnen. Und außerdem, die Fälle meiner Patienten...«

»Allmächtiger Gott, Brenda wird vermisst! Sie ist mit einem Irren in die Nacht hinausspaziert! Wo war das?«

»Am Jesmond Hain – da wollte sie herausgelassen werden.«

»Da im Wald? Das ist kein Ort, wo eine junge Dame sich allein aufhalten sollte. Aber sie war ja nicht allein, oder? Sie versuchen, Ihren Irren in Schutz zu nehmen! Sehen Sie denn

nicht, daß Brenda...«, er zögerte, »... daß sie immer noch da sein könnte? Wenn Sie verstehen, was ich meine. Wie gottverdammnt unverantwortlich von Ihnen. Und wir hatten gedacht, daß Sie beide...« Die Stimme von Jarvis überschlug sich, aber das konnte auch ein Schluchzen sein. »Sie haben verdammt recht. Ich rufe die Polizei!« Er hängte auf.

Nein, Brenda war nicht im Jesmond Hain. Sie lag nicht ermordet unter einem Rhododendron. Sie würden in dem Wäldchen keine Leiche finden.

Sie war im Innern von Pen Bal Crag, wo keine Suchmannschaft je hinkommen würde. Sie war da zusammen mit Ted eingeschlossen. Der Wurm hatte sie lebendig einbalsamiert mit dem Elixier des Lebens, hatte sie in Ektoplasma verwandelt, das im Stein existieren konnte. Ein logischer Ort, um auf ewig zu leben – in einem Stein. Das war besser als in einem Baum, oder in einem Buch. Bücher fallen auseinander, Bäume vergehen. Ich sah aus Brendas Fenster auf den Friedhof hinaus, aber da waren nur tote Steine. Sie hatten keine Seelen, die in ihnen gefangen waren.

Jacks Manuskript im Arbeitszimmer!

»Das mußt du verbrennen, alter Kumpel.« Das war nicht Jack, das war ich. Ich redete mit mir selbst.

Ich brauchte bei Fenwicks gar nicht erst anrufen. Wieso denn? Mein Wort gegen Tonys sollte jederzeit ausreichen. Ich mußte nur das Beweismaterial vernichten – das völlig irrsinnige Beweismaterial. So mußte Jacks Bericht erscheinen, wenn ihn jemand las.

Wo war Jack?

Verschwunden, aufgesaugt, verdunstet in die ihm eigene Sphäre der Imagination – in der er triumphiert hatte und zu einem eigenständigen Elementarteil geworden war, einem Spuk, einem Geist, einem Dämon.

Auf dem Weg ins Arbeitszimmer fiel mir ein, daß ich nach Mutter sehen mußte.

Sie saß aufrecht in ihrem Bett, mit einem Buch auf dem Schoß. Ihr ging es also gut.

»Wo ist Brenda heute morgen?«, fragte sie.

Ich bemerkte ihr Frühstückstablett auf dem Beistelltischchen. Teller, Tasse, Untertasse, Teekanne. Irgend jemand hatte ihr das Frühstück gebracht. Ich. In einer hypnotischen Trance, die Jack eingeleitet hatte.

»Mr. Jarvis hat angerufen. Brenda ist heute nacht nicht nach Hause gekommen. Er ist zutiefst beunruhigt. Er will die Polizei anrufen.«

»John, das ist ja schrecklich. Was kann ihr zugestoßen sein?«

»Ich weiß es nicht. Entschuldige bitte, ich habe zu tun.« Ich ging hinaus.

»Sag mir Bescheid, sobald du etwas hörst.«

»Ja, mache ich.« Ich schloß die Tür und eilte ins Arbeitszimmer. Es gab da immer noch einen Kamin, auch wenn der nie benutzt wurde. Ein elektrischer Ofen stand direkt davor. Aber der Kamin war nicht vermauert worden und auch der Schornstein war noch offen. Ich war nie dazu gekommen, das zu ändern. Würde irgendeiner der Nachbarn es bemerken, wenn eine schmale Rauchsäule aus unserem Schornstein aufstieg? Im Schreibtisch fand ich ein Streichholzheftchen aus dem Midland Hotel in Birmingham. Ein Souvenir von Jacks Ruhmeswochenende.

Den Radiator zur Seite rücken, die Blätter auf dem Rost zerknüllen, das Streichholz daranhalten. Zehn Minuten. Höchstens.

Wie ein Handaufleger, der die Essenz von etwas in sich aufsaugt, ließ ich beide Hände auf dem Manuskript ruhen.

Das hätte ich nicht tun sollen. Es wurde mir plötzlich mit unerschütterlicher Gewißheit klar, falls ich diese Blätter jetzt

verbrannte, daß ich damit auch Brenda vernichtete. Und vielleicht auch Ted. Vielleicht sogar Jack, den fehlenden Teil von mir.

Vielleicht wäre Brenda sogar lieber ausgelöscht als in dem Felsen gefangen. Vielleicht auch nicht. Sie hatte jemanden, den sie berühren konnte.

Und ich war auch in der Geschichte. Würde ich mich selbst in dem Feuer auslöschen, eine spontane Verbrennung? Würde da nichts mehr übrigbleiben als Asche auf dem Rost, ein paar Rußflecken auf dem Teppich und ein angesengtes leeres Kleiderbündel?

Wenn ich doch nur wieder in die Geschichte gelangen könnte, wenn ich sie übernehmen und neu schreiben könnte.

Ich setzte mich an den Schreibtisch und spannte ein neues Blatt in die Schreibmaschine.

Das Telefon klingelt wieder. Oder die Türglocke. Nein, das ist nur Mutters Klingel. Es ist immer noch Zeit.

Die Welt ist immer noch im Fluß. Alles ist möglich. Ich kann es ändern. Ich kann den Wurm fühlen! Er windet sich in Tynemouth.

Ich kann entkommen – in ein früheres Leben! Da kann man sich verstecken. Ich habe selbst nie an frühere Leben geglaubt – bis jetzt. Aber es ist meine Spezialität, oder? Mein Fachgebiet. Und jetzt glaube ich daran. In die Zukunft entfliehen, das geht nicht. Es gibt keine Zukunft, bis sie sich ereignet. Man kann nicht vorausspringen. Aber die Vergangenheit existiert. Weil sie existiert hat.

Der Wurm will mich. Er greift nach mir. Gehöre ich nicht zu Brenda, in den Felsen? In ihre weißen, unsichtbaren Tentakel?

Es schellt. Die Glocke von Mutter, das Telefon, die Tür, alles auf einmal. Es rasselt in meinem Verstand.

Jack ist weg, aber ich kann immer noch jemand anders sein.

Warum sind wir zum Untergang bestimmt?  
Beklagen die knospenden Blumen ihr Verderben

John Cunningham schlurft langsam an der Broad Chare vorbei und murmelt sein eigenes Gedicht vor sich hin. Er kommt vom Fluß her, vom Newcastle's Rialto. In einer Hand hält er ein zerrissenes Taschentuch, aus dem ein Hering herausguckt. Ein Pferdekarron rattert vorbei, die Hufe des Pferdes schlagen Funken auf dem Kopfsteinpflaster.

Ein Hering zum Abendessen. Fisch, dabei ist nicht mal Fastenzeit. Was für ein Fang – aus einem Salzfaß, als gerade niemand hinsah. Was für ein Schatz. Er könnte ihn genausogut in einen Brunnen werfen, so wie der verfluchte junge Lambton seinen Wurm in der alten Geschichte in den Brunnen geworfen hat. Wie er so den Fisch anstarrt, scheint sich der in seiner Hand zu bewegen, und sein trübes totes Auge hypnotisiert ihn.

Er kommt jetzt an einer alten Versuchung vorbei. Die *High Dyke Tavern*. Lang hingestreckt, mit kleinen Butzenglasfenstern, überhängenden Aufbauten mit Balken, die an umgedrehte Festungsbauten erinnern – und mit einem Durchgang zum Bier. Er weiß, daß jemand ihn verfolgt. Jemand, der ihn überholt und dann wieder stehenbleibt und in ein ledergebundenes Buch kritzelt.

John beachtet ihn kaum. Das Auge des Hering hat ihn gefangen und er hat sich erinnert. All seine Bemühungen als Dichter und als Schauspieler haben sich wie Nebel verflüchtigt. Nach fünfundvierzig Jahren hat er sich daran erinnert, wer er ist.



Er ist John Cunningham.

Er wird in ein paar Tagen sterben. Vielleicht sogar in ein paar Stunden. Er fühlt sich, als ob der Tod schon lange überfällig sei.

Was spielt der Tod schon für eine Rolle? Sind Gedichte nicht unsterblich? Oder besser gefragt: Ist er das nicht? Natürlich wird er wiedergeboren werden. Später einmal, oder früher. Warum nicht noch früher? Schließlich ist er auf der Flucht. Der Wurm wird seinen Verstand fressen und wird ihn wieder ausspucken, weiter in die Vergangenheit; vielleicht würgt er ihn sogar auf Schloß Lambton wieder aus.

Aber bis dahin muß er Leib und Seele zusammenhalten. Langsam schlurft John wieder zu Mr. und Mrs. Slacks Wohnung in der Union Street zurück, um den Fisch zu braten und ihn zu essen.

»Du dreckiger Mistkerl. Ich werde Horrorgeschichten mit deinem Herzblut schreiben. Du wirst Ted sein. Du wirst Gavin sein. Du wirst Harry Bell sein. Vor allem Harry Bell. Ich habe euch alle auf Tonband mitgeschnitten. Ich habe es in Stein gemeißelt. Es ist nur eine Frage, wie man die Kassetten mischt, wie man sie ineinander übergehen läßt. Es kommt ein Bandwurm dabei heraus.«

Die Stimme ist die von Jack. Es ist auch die des Wurms. Und es ist seine eigene.

Da ist ein endloser weißer Tunnel. Weißer Raum, weißer Stein. Er ist eingeschlossen in dem Felsen unter dem Schloß von Tynemouth; er ist die Schrift im Felsen, und der Wurm leckt an ihr.

»Und wenn dich der Schrecken dann heiß genug gemacht hat, und verrückt genug, vielleicht werde ich mich dann befreien.

Vielleicht tauche ich dann wieder in das Feuer ein, aus dem ich gekommen bin.«

Der Wurm in der Höhle des kettenrasselnden Tynesiders muß schon vor Jahren nach ihm gegriffen haben. Er hat ihn hypnotisiert, hat Jack in ihm geschaffen.

Und jetzt hat er ihn.

Der Wurm hat auch Tony bekommen. Diesmal doch noch. Tony ist ihm diesmal nicht entkommen.

»Wo ist Brenda?« bettelt er, obwohl er die Antwort schon kennt.

»Oh, sie ist hier. In der Nähe. Aber auch weit, weit weg. Du könntest versuchen, sie zu erreichen. Wenn du durch den Tunnel kriechst. Und sie wird vor dir wegkriechen und Ted dabei mit sich ziehen. Aber sie wird auch hinter dir herkriechen. Oder ist das Tony, der hinter dir herkriecht? – Gavin, der dich mit Ted verwechselt? Da ist noch so viel Zeit, so viele Möglichkeiten, wenn der Tod erst einmal überwunden ist, mein lieber John.«

Und nu, Jungs hab ich alles getan  
Das ist alles, was ich erzählen kann  
Über Sir Johns schlaues Tun  
Mit dem schrecklichen Lambton-Wurm